



Almut Jirku [Hrsg.]

StadtGrün



Fraunhofer IRB ■ Verlag

 **bdla** Bund Deutscher Landschaftsarchitekten

Almut Jirku (Hrsg.)

StadtGrün

Almut Jirku (Hrsg.)

StadtGrün

Die Autoren:

Moritz Ahlert | Thomas-Michael Baumeister | Carlo W. Becker | Katja Benfer
Ulrike Böhm | Friedrich v. Borries | Carmen Dams | Jan Dieterle | Tore Dobberstein
Martin Ernerth | Andrea Gebhard | Markus Gnüchtel | Thomas Hauck
Stefanie Hennecke | Jens Henningsen | Wolfram Höfer | Martin Janotta | Almut Jirku
Mario Kahl | Regine Keller | Andreas Kipar | Ingo Kowarik | Stefanie Krebs
Rita Lex-Kerfers | Frank Lohrberg | Christa Müller | Ingeborg Paland | Juliane Pegels
Dieter Pfrommer | Martin Prominski | Gabriele Pütz | Till Rehwaldt | Ines-Ulrike Rudolph
Robert Schäfer | Imma Schmidt | Brigitte Scholz | Thies Schröder | Maria Spitthöver
Gabor Stark | Antje Stokman | Friedhelm Terfrüchte | Doris Törkel | Donata Valentien
Anna Viader | Udo Weilacher | Barbara Willecke | Susanne Isabel Yacoub | Cyrus Zahiri

Fraunhofer IRB Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

ISBN (Print): 978-3-8167-9028-0
ISBN (E-Book): 978-3-8167-9029-7

Lektorat: Susanne Jakubowski
Redaktion: Nicole Herr
Umschlaggestaltung: Martin Kjer
Herstellung: Angelika Schmid
Satz: Manuela Gantner – Punkt, STRICH
Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH, Zwickau

Umschlagabbildung oben: Masterplan Tenever/Tenever-Nord, Bremen
[Quelle: SPALINK-SIEVERS Landschaftsarchitekten Hannover / SPENGLER WIESCHOLEK Architekten Hamburg]

Umschlagabbildung unten: High-Line, New York City [Quelle: Wolfram Höfer]

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die über die engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes hinausgeht, ist ohne schriftliche Zustimmung des Fraunhofer IRB Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Speicherung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Warenbezeichnungen und Handelsnamen in diesem Buch berechtigt nicht zu der Annahme, dass solche Bezeichnungen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und deshalb von jedermann benutzt werden dürfen.

Sollte in diesem Werk direkt oder indirekt auf Gesetze, Vorschriften oder Richtlinien (z. B. DIN, VDI, VDE) Bezug genommen oder aus ihnen zitiert werden, kann der Verlag keine Gewähr für Richtigkeit, Vollständigkeit oder Aktualität übernehmen. Es empfiehlt sich, gegebenenfalls für die eigenen Arbeiten die vollständigen Vorschriften oder Richtlinien in der jeweils gültigen Fassung hinzuzuziehen.

Kooperationspartner für das Werk
ist der Bund Deutscher Landschaftsarchitekten



© by Fraunhofer IRB Verlag, 2013
Fraunhofer-Informationszentrum Raum und Bau IRB
Nobelstraße 12, 70569 Stuttgart
Telefon +49 711 9 70-25 00
Telefax +49 711 9 70-25 08
irb@irb.fraunhofer.de
www.bauachinformation.de



Inhalt

Vorwort	9
Einführung	11
Grundlagen der städtischen Freiraumplanung	27
Mit Landschaft Stadt bauen	29
Mit Leitbild! Zukunftsorientierte Freiraumplanung in der Stadtentwicklung von morgen	40
»Grün« als Standortvorteil im Stadtmarketing	50
Städtebau und grüne Stadträume	56
Grünsysteme als Elemente der Grünen Stadt	66
Landschaftsurbanismus	74
Die Kunst, das Leben in seinem Ausdruck erkennbar zu machen	82
Freiraumkategorien	89
Urbane Orte – Plätze, Promenaden	91
Parkanlagen als Möglichkeitsräume	97
Friedhöfe im Wandel	106
Sport in der Stadt – Freiräume in Bewegung	113
Urbane Gärten: StadtLandschaften des Dilettantismus und der Inklusion	120
Urbane Land- und Forstwirtschaft	126
Wohnen	133
Wohnumfeld	135
Wohnumfeld und Wohnumfeldnutzung	141
Stadtumbauprozesse – Neue Herausforderungen für die Freiraumplanung	148

Urbanität durch Landschaft? Das Programm »Stadtumbau Ost«	156
Umweltmedien/Ökologie	165
Klimaanpassung und Landschaftsplanung	167
Wasser in der Stadt	174
Stadtgrün im Urban Millennium	181
Events als Instrumente	189
Bundesgartenschauen: Massenartikel oder Innovationsmotor von Wandlungsprozessen?	191
Nützling Gartenschau – Neues Bewusstsein für den Wert kommunalen Grüns	197
Die Regionalen in NRW: Mehr als ein Event	202
Rollenvielfalt: Internationale Bauausstellungen als grünes Experimentierfeld	208
Arbeitsfelder	213
Landschaft und Infrastruktur	215
Vitamin G: Grün und Gesundheit	223
Prozessorientierte Gestaltung	229
Zwischen Landnahme und Offenhaltung – Stadt- und Freiraumentwicklung mit Raumpionieren	235
Arbeitsfeld Beteiligung	241
Es lebe der Unterschied! Chancengleichheit und Vielfalt in der Freiraumplanung	247
Miteinander rechnen: LandschaftsarchitekturplusKunst	255
Zum Umgang mit historischem Stadtgrün – Gartenhistorische Forschung und Gartendenkmalpflege	262
Pflege und Unterhaltung – aktuelle Tendenzen und Probleme	270
Arbeitsstrukturen	279
Gesamtverantwortung für die Freiräume einer Stadt – Positionierung	281
Das zeitgemäße Landschaftsarchitekturbüro	286
Vereine und Verbände als Arbeitsfeld	291

Medien	299
Landschaftsarchitektur und Fachzeitschriften	301
Film und die Schichten der Erkenntnis	304
Landschaftsarchitektur online kommunizieren	307
Anhang	309
Autorenverzeichnis	311

Vorwort

Das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Stadt sein, vielleicht im Sinn der Biennale 2012 als Common Ground, als gemeinsamer Ort, auch als gemeinsame Grundlage der Planungsdisziplinen.

Für diesen gemeinsamen interdisziplinären Planungsprozess ist die Dialogfähigkeit aller am Prozess Beteiligten unabdingbar und wird im vorliegenden Buch aus verschiedenen Blickwinkeln beschrieben und analysiert.

Die Frage der Freiräume in der Stadt ist immer auch eine Frage nach Leitbildern oder Visionen für das gesamte System. D.h. es sind die bestehenden und zu planenden Freiräume einer gesamten Stadt, ggf. einer Region, zu analysieren und zu bewerten, um daraus entsprechend des gewünschten Leitbildes ein in sich stimmiges und tragfähiges städtisches Raumsystem zu entwickeln. Auf diese Weise kann Freiraum eine Stärkung des Gesamtzusammenhangs der Stadt und eine Steigerung der Lebensqualität bewirken.

Als 1981 das Buch »Grün in der Stadt« von Andritzky und Spitzer erschien, ist es den unterschiedlichen Autoren gelungen, die Vielschichtigkeit dieses Themas im Gesamtzusammenhang darzustellen und ein umfassendes Zeitzeugnis über die damalige Praxis abzulegen.

Heute aus Anlass des 100. Geburtstags des BDLA ist eine Neubestimmung im Hinblick auf die Freiraumplanung in der Stadt notwendig, um

daraus neue Planungsziele und -verfahren ableiten zu können und so die Rolle der Landschaftsarchitektur weiter zu entwickeln.

Daher dankt der BDLA dem Verlag, der Herausgeberin und allen Autoren herzlich und freut sich auf eine rege Auseinandersetzung über das Grün und die zukunftsorientierte Freiraumplanung in der Stadt.

Seit 1981, dem Erscheinungsjahr des Buches »Grün in der Stadt«, hat sich vieles verändert, es wurde aber auch vieles, das heute als Novum dargestellt wird, schon damals diskutiert. Auch Aufgabenfelder und Tätigkeiten, die damals nur am Horizont sichtbar waren, gehören heute zum Repertoire jedes Landschaftsarchitekten, wie der Freiflächengestaltungsplan, die Umweltverträglichkeitsprüfung oder die Ausweisung und Anlage von Ausgleichsflächen als Teil der Gesamtplanung.

Die Möglichkeiten für den Berufsstand haben sich erheblich verbessert, die Beteiligung von Landschaftsarchitekten bei allen Fragen der Planung ist selbstverständlich und teilweise gesetzlich verankert.

Für den Berufstand ist es jedoch wichtig, die Diskussion immer wieder neu einzufordern, die Frage nach qualitätsvoller Gestaltung im aktuellen Kontext unter Berücksichtigung der ästhetischen, räumlichen, sozialen oder ökologischen Komponenten zu formulieren.

Die Planungsaufgaben werden vielfältiger, teilweise diametral verschieden, wenn wir einerseits in Wachstumsregionen die Frage einer qualitätsvollen und quantitativ verträglichen Verdichtung klären müssen oder andererseits in anderen Regionen die Frage des Rückbaus als Renaturierung von räumlichen Strukturen relevant ist.

Insgesamt prägen Freiräume in ihrer differenzierten Vielfalt entscheidend das Bild einer Stadt. Sie sind das tragende Gerüst des öffentlichen Raumes, in dem sich das städtische Leben abspielt. Sie bilden die Grundlage und den Rahmen, in dem Stadtkultur öffentlich sichtbar werden kann.

Der öffentliche Raum wird zunehmend von den Bewohnerinnen und Bewohnern zurückerobert und als Bühne des städtischen Lebens genutzt. Daher sind innovative und dynamische Ansätze zur räumlichen Gestaltung und Nutzung der Freiräume zu entwickeln.

Der BDLA freut sich, dass es gelungen ist, eine Vielzahl von Autoren zu begeistern und so 2013 eine Standortbestimmung der Freiraumplanung in der Stadt der Öffentlichkeit vorlegen zu können.

*Andrea Gebhard
März 2013*



Einführung

Im vorliegenden Band wird unter der Überschrift Stadtgrün etwas zusammengefasst, das eine große Bedeutung für das alltägliche Leben der Stadtbewohner und -bewohnerinnen hat. Die Wertschätzung natürlicher Elemente in der Stadt ist in den letzten Jahren enorm gestiegen – parallel zur ständig steigenden Anzahl von Menschen, die in Städten wohnen. Die Renaissance der Stadt¹ geht im letzten Jahrzehnt mit dem Megatrend zum Urban-Ländlichen, eine Begriffsprägung der Trendforscherin Li Edelkoort, einher. Man will zwar in der Stadt wohnen, jedoch auf bestimmte Elemente des ländlichen Lebens nicht verzichten. Dazu gehören nicht nur öffentliche Grünanlagen für Naturerleben und Bewegung, sondern auch die Möglichkeit, selbst im Grünbereich tätig zu werden, auf dem Balkon, auf dem Dach, im Freiraum am Haus oder im Kleingarten oder den vielen Formen des neuen urbanen Gärtnerns. Magazine wie der Newcomer »Landlust« finden reißenden Absatz – in den Städten. Während Urbaniten alten Schlages weiterhin nach immer mehr Dichte rufen, fordert vor allem die junge Generation den Erhalt von Freiräumen, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Neben der aktiven und kreativen Seite des Freiraums rückt aber auch die Vorsorge für das Wohlbefinden aufgrund des Klimawandels und des zunehmenden Gesundheitsbewusstseins immer mehr in den Vordergrund. Die zeitweise verspotteten Kaltluftbahnen z.B. werden wieder wichtig, die kühlende Funktion von Vegetation und Wasser wird wie-

der stärker beachtet. Auch das nicht neue, aber stetig wachsende Bedürfnis nach Raum für Bewegung einerseits und Entspannung andererseits, als Ausgleich für die Belastungen durch heutige Arbeitsformen, führt zu zunehmender Wertschätzung von Freiräumen. Und nicht zuletzt hat sich die Natur als so anpassungsfähig erwiesen, dass manche Arten schon ganz zu Hause in der Stadt sind und sich hier besser entfalten können als in ausgeräumten Agrarlandschaften, wobei dies jedoch meist ein fragiler Zustand ist.

Dies alles soll in einem aktuellen Buch über Stadtgrün Niederschlag finden. Anregung für das Konzept gab das 1981 erschienene Buch »Grün in der Stadt«, herausgegeben von Michael Andritzky und Klaus Spitzer, veröffentlicht vom Deutschen Werkbund. Bei seinem Erscheinen trug es so ziemlich jeder und jede Studierende unterm Arm, denn es war das erste Buch, welches einen Überblick über Inhalte städtischer Freiraumplanung gab. Liest man es heute wieder, so erscheint es stark geprägt vom damaligen Zeitgeist. Vieles hat sich seitdem geändert, vieles aber ist leicht verändert immer noch präsent oder wird erneut thematisiert. Zwei Dinge fallen besonders auf. Zum einen ist es der ausgeprägt politische Standpunkt, der in vielen Beiträgen zum Ausdruck kommt und die Hoffnung, mit der »richtigen« Grünplanung zur Emanzipation der Bürger beitragen zu können. Heute findet man dies nur noch sehr selten in Fachbeiträgen. Je nach Standpunkt kann man über die Entideologisierung der Landschaftsarchitektur froh sein

1 Hartmut Häußermann und Walter Siebel

oder bestürzt über die Entpolitisierung. Zum anderen musste man damals noch sehr darum kämpfen, als Landschaftsarchitekt von Anfang an in allen Planungsprozessen beteiligt zu werden und nicht erst als Gründekorateur hinzukommen, wenn die entscheidenden Weichen bereits gestellt waren. Diesbezüglich hat das stetige Bemühen Früchte getragen, die enge Zusammenarbeit zwischen Stadt- und Landschaftsplanung, Städtebau und Landschaftsarchitektur ist weitgehend etabliert, auch wenn eine gewisse Wachsamkeit nach wie vor ratsam ist.

Viele Gewichte haben sich verschoben, und neue Aufgaben sind hinzugekommen. Manches, was sich damals zart andeutete, hat sich zu einer großen Bewegung entwickelt, die heute voll in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist, so zum Beispiel das *Urban Gardening*. Anderes liest sich heute doch mit Befremden, insbesondere die vehemente Ablehnung landschaftsarchitektonischer Gestaltung, die für jüngere Kollegen und Kolleginnen gar nicht mehr vorstellbar ist. Hier schlägt sich die Autorenschaft vieler Anhänger der sogenannten Kasseler Schule deutlich nieder. Auch an anderen Hochschulen gab es eine erhebliche Distanz zum gestalterischen Wirken der Landschaftsarchitektur, die der allgemeinen Distanz der 1970er-Jahre zur als elitär und nicht hinterfragbar geltenden Ästhetik auf allen Gebieten entsprach (auch Literatur war zum Beispiel eine Weile verpönt). Doch die Vehemenz, mit der in vielen Beiträgen zeitgenössische Entwürfe kritisiert werden, und das Eintreten für eine Mischung aus Wachsenlassen von Spontanvegetation und Bürgerbeteiligung als Alternative waren an der Universität Kassel besonders ausgeprägt. Einzig Lucius Burkhard sucht in seinem Beitrag bei einigen damals wirkenden Landschaftsarchitekten nach Spuren, die als Aufscheinen einer neuen Ästhetik gelten könnten. Denn sicherlich war seinerzeit eine Erneuerung der gestalterischen Sprache notwen-

dig, das Potenzial der vorangegangenen Epoche erschöpft. Doch erst etliche Jahre später wurde sie auch an deutschen Hochschulen entwickelt, angeregt durch Vorbilder aus anderen europäischen Ländern. Nicht zuletzt ist dies Dieter Kienast zu verdanken, der in Kassel studiert hatte und bereits 1981 darauf hinwies, dass der vermeintliche Naturgarten genauso auf menschlichen Gestaltungswillen zurückzuführen ist wie andere Gärten auch [1].

Die Akzentverschiebungen zwischen den drei Polen der Landschaftsarchitektur – der Ästhetik, der Ökologie und dem Sozialen – werden immer wieder neu vorgenommen. Jede Zeit muss dabei ein neues Gleichgewicht finden, nicht zuletzt auch unter unterschiedlichen wirtschaftlichen Verhältnissen. Und so wird man sicher auch diese aktuelle Bestandsaufnahme in 20, 30 Jahren mit einer Mischung aus Verwunderung darüber, dass man sich damals auch schon diese Gedanken gemacht hat und dem Kopfschütteln darüber, wie man nur so absurde Positionen vertreten konnte, lesen. Vieles kehrt immer wieder, und schon die Bibel wusste: »Es gibt nichts Neues unter der Sonne.« Aber man kann die Dinge immer wieder in einem neuen Licht betrachten, das von der jeweiligen Zeit und ihren Anforderungen geprägt ist.

In der Folge von »Grün in der Stadt« sind natürlich viele Bücher zum städtischen Grün unter unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen erschienen. Doch Versuche, das gesamte Aufgabenspektrum darstellen zu wollen, waren eher selten. Deswegen erschien es uns an der Zeit, es wieder einmal zu versuchen. Ausgespart bleiben allerdings alle rechtlichen und im engeren Sinne instrumentellen Aspekte der städtischen Grünplanung.

Wie viel Landschaft braucht die Stadt? Das richtige Maß zwischen urbaner Dichte und notwendigen und lebensbereichernden Freiräumen zu

finden, war schon immer ein wichtiger Aspekt der Stadtentwicklung und ist auch die Herausforderung unserer Zeit. »Kompakt und Grün«, so lautet die Münchner Devise. »Qualifizierte Dichte« hieß es mal in Berlin-Kreuzberg. In schrumpfenden Regionen dagegen kämpft man mit einem Überfluss an städtischen Freiräumen, steht oft mehr Grünfläche zur Verfügung als die öffentliche Hand erhalten kann. Hier wird mit Landschaft Stadt gemacht, mit Landschaftsarchitektur Raum- und Strukturbildung betrieben, eine recht neue Herausforderung.

Bereits 1965 forderte Walter Rossow »Die Landschaft muss das Gesetz werden!« und meinte damit, dass die natürlichen Grundlagen Basis jedweder Stadtentwicklung sein müssen. 2010 fand die weithin beachtete Ausstellung »Wiederkehr der Landschaft« in der Akademie der Künste Berlin statt, die diese Forderung auf neuer Grundlage wieder in das Bewusstsein brachte. Offenbar ist die Zeit reif dafür, beeinflusst durch die Klimawandel-Folgeabschätzungen, nachhaltig mit den natürlichen Grundlagen einer jeweiligen Stadtregion umzugehen, Grenzen zu respektieren und Synergien zu nutzen.

Deswegen steht der Beitrag der Kuratorinnen der Ausstellung »Wiederkehr der Landschaft«, Donata Valentien und Anna Viader am Anfang. Am Beispiel der Städte Berlin und Barcelona machen sie deutlich, wie der nachhaltige Umgang mit der Landschaft jeweils aussehen könnte und welche positiven Auswirkungen daraus hervorgehen könnten.

Weil immer mehr Städte die Notwendigkeit eines sorgfältigen Umgangs mit den natürlichen Ressourcen erkennen, werden zunehmend Leitbilder entwickelt, nach denen Kommunen ihr weiteres Handeln ausrichten wollen. Damit diese Leitbilder erfolgreich umgesetzt werden können, ist es wichtig, sie mit den relevanten städtischen Akteuren gemeinsam zu entwickeln und

sie in alle städtischen Strategien zu integrieren. Im Beitrag von Carlo Becker wird anhand der Städte Hamburg und Berlin gezeigt, wie dies jeweils entwickelt werden kann. Nicht zuletzt erhält auch der Begriff »Stadtlandschaft« einen neuen Inhalt in diesem Rahmen. Er galt längere Zeit als »verbrannt«, weil sich eine Richtung des Städtebaus in den 1940er- und 1950er-Jahren so nannte, die einen organischen Städtebau propagierte. Insbesondere die Entwürfe für das Berliner Kulturforum von Hans Scharoun gelten als Beispiel für diese Epoche. Doch nach etwa sechzig Jahren ist eine Neudeinition dieses schönen Begriffes möglich und sinnvoll. Die Wortschöpfung »Stadtlandschaft« lässt das heute notwendige Zusammendenken beider Systeme sehr gut anklingen.

Eine ebenfalls knappe Ressource aufgrund der heutigen Informationsflut ist die Aufmerksamkeit, vgl. [2], die Bereitschaft, sich über etwas zu informieren und möglichst auch dafür zu engagieren. Deswegen hat die Bedeutung von Öffentlichkeitsarbeit und Werbestrategien in allen Bereichen erheblich zugenommen. Relativ spät hat man erkannt, dass städtisches Grün, so rege es auch genutzt wird, dennoch kein Selbstantrieb ist, sondern dass es gezielter Strategien und Kampagnen bedarf, damit es seinem Stellenwert entsprechend Beachtung erhält und ausreichende finanzielle Ressourcen zu seinem Erhalt bereitgestellt werden. Zwar schmücken sich viele gern mit dem Label »Grün«. Oft wird es auch synonym mit umweltfreundlich verwendet. Vielfach wird es im Stadtmarketing eingesetzt, doch wenn den Worten Taten folgen sollen, insbesondere bei der Haushaltsplanung, haben leider oft andere Belange Vorrang, deren Vertreter möglicherweise erfolgreicher Aufmerksamkeit erzielen. Immer noch haben Marketing und Branding einen negativen Beigeschmack. Die grüne Zunft meint häufig, da man ja für das Richtige und Gute eintritt, nämlich Natur und Erholung in der Stadt, sei das nicht erforderlich,

das müsse doch auch so erkannt werden, werben brauche man doch nur für an sich Überflüssiges. Doch allmählich reift die Erkenntnis, dass es nicht reicht, im Stillen das Richtige zu wollen, man muss es auch unter die Leute bringen und seine Duftmarken in den umkämpften Revieren hinterlassen, um Erfolg zu haben. Friedrich von Borries und Moritz Ahlert erläutern, wie »Grün« in Strategien und Imagekampagnen zahlreicher Städte eingesetzt wird und was erfolgreich zu sein verspricht.

Dass sich die Zusammenarbeit zwischen Städtebau und Landschaftsarchitektur in den letzten Jahrzehnten deutlich verbessert hat, wird im Beitrag von Ulrike Böhm, Cyrus Zahiri und Katja Benfer anhand von mehreren Beispielen deutlich. In schrumpfenden wie in wachsenden Regionen ist Landschaftsarchitektur gleichberechtigter Partner, manchmal sogar in der führenden Rolle, wenn es um die Bewältigung städtischer Transformationsprozesse geht.

Ein wesentlicher Faktor zur Strukturierung von Stadträumen sind Grünsysteme. Von dem Zeitpunkt an, wo Städte über ihre Befestigungen hinauswuchsen und die freie Landschaft nicht mehr fußläufig zu erreichen war, versuchte man durch grüne Ringe, oft auf den nicht mehr benötigten Wallanlagen, Zäsuren in der Stadtausdehnung zu setzen. Auch wenn sie später wiederum mitunter für städtische Infrastruktur wie die Integration der Eisenbahn, benutzt wurden, so sind sie doch vielerorts heute noch im Stadtgrundriss ablesbar. Andere Städte setzen und setzen auf Strahlensysteme, gelegentlich wurde auch beides kombiniert. Werden Grünsysteme auch heute manchmal infrage gestellt, weil an manchen Stellen die Verbindungen (noch) mehr gedachte Linien als reale Grünverbindungen sind, so haben sie doch einen großen Wert zur Akquisition und Sicherung von Grünflächen und grünen Wegen. Stadtplaner sind viel leichter von der Erforderlichkeit solcher Elemente zu über-

zeugen, wenn sie Bestandteil eines Systems sind. Mit den zunehmenden Auswirkungen des Klimawandels gewinnen sie neue Bedeutung, weil sie die kühlere Luft aus Kaltluftentstehungsgebieten weiter transportieren, auch wenn sie selbst meist nicht groß genug sind, um eine eigenständige Wirkung zu haben. Als lineare Elemente ermöglichen sie es zudem, auch in der Stadt längere Touren durch grüneprägte Räume zu unternehmen. Andreas Kipar stellt die Zusammenhänge zwischen Grünsystemen und dem übergeordneten Thema der »grünen« Stadt dar. Am Beispiel von Mailand zeigt er auf, wie in eine hoch verdichtete Stadt auch heute noch Grünsysteme eingefügt werden können. Interessant ist dabei weiterhin, wie in Kooperation mit lokalen Akteuren und der Zivilgesellschaft an der Umsetzung gearbeitet wird.

Ein weiteres Anzeichen für die zunehmende Akzeptanz der Bedeutung von Landschaftsarchitektur für die Stadtentwicklung ist der vor etwa zehn Jahren in den USA geprägte Begriff des *Landscape Urbanism*.

In der deutschsprachigen Landschaftsarchitektur gibt es kein Äquivalent dazu, kein eigenes Wort für Städtebau, d.h. großräumigeres, dreidimensionales Arbeiten, durch das mit landschaftsarchitektonischen Mitteln Räume geschaffen werden, Nutzungen neu geordnet oder funktionslose Räume neue Nutzungen zugewiesen bekommen, die sich wirtschaftlich tragen und unterhalten lassen, und bei dem in Entwicklungsprozessen gedacht wird. Deswegen wurde dieser Begriff (und die damit verbundenen inhaltlichen Diskurse) bei den Landschaftsarchitekten, die auf diesem Feld tätig sind, mit Interesse aufgenommen.

Natürlich ist das Arbeiten auf dieser Ebene nicht wirklich neu, bereits Lenné und seine Zeitgenossen waren auch auf städtebaulicher Ebene tätig. Doch ist das Arbeiten auf dieser Maßstabsebe-

ne durch die Schrumpfungsprozesse in vielen Städten und Regionen in den letzten Jahrzehnten wichtiger geworden und wird es noch. Wenn wenig gebaut oder sogar zurückgebaut wird, bleibt nur die Landschaftsarchitektur, um weiterhin attraktive Räume zu schaffen.

Wolfram Höfer macht in seinem Beitrag deutlich, dass das, was hierzulande mit *Landscape Urbanism* verbunden wird, nicht gleichzusetzen ist mit dem Bedeutungsfeld, den der Begriff in den USA hat. Die Unterschiede in den historischen, politischen und planerischen Rahmenbedingungen in den jeweiligen Ländern wirken sich auch darauf aus. Seine Ausführungen werfen ein neues Licht auf den *Landscape Urbanism* und seine Entstehungsgeschichte und machen deutlich, dass er sich nicht eins zu eins übertragen lässt.

Der Beitrag von Udo Weilacher setzt sich explizit mit der Haltung auseinander, die in den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren in Bezug auf Entwurf und Gestaltung in der Landschaftsarchitektur eingenommen wurde. Sie begegnet einem auch heute noch gelegentlich, da nicht immer die Defizite der damaligen, dem Zeitgeist geschuldeten Ausbildung ausgeglichen wurden. Dass dem Ästhetischen gelegentlich etwas Elitäres anhaftet, liegt auch daran, dass ästhetisches Verständnis und Urteilsvermögen nicht so unmittelbar erlernbar sind wie zum Beispiel eine Fremdsprache. Wie Pierre Bourdieu aufgezeigt hat, gehören dazu ein gewisses Bildungskapital und viel Erfahrung [3]. Je eher man beginnt, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen und je mehr man sich mit gelungenen Werken auseinandersetzt, desto mehr Rüstzeug steht einem wiederum zur Verfügung, um den Wert von neuen Werken einschätzen zu können. Umgekehrt führt wenig Beschäftigung mit ästhetischen Aspekten dazu, dass man im Konventionellen stecken bleibt (darum zum Beispiel die Vorliebe für den Landschaftsgartenstil, der »natürlich« zu sein

scheint) oder aber dem Ästhetischen generell die Relevanz abspricht. Dafür wird dann u. a. die Funktionalität hervorgehoben, die Zweckdienlichkeit der landschaftsarchitektonischen Werke gefordert.

Dass dies ein verkürztes Verständnis von Funktionalität ist und dass ein richtig verstandener Funktionalismus mit Ästhetik in enger Wechselbeziehung steht, stellt Udo Weilacher in seinem Beitrag dar. Er geht auf die Ursprünge des Funktionalismus zurück und macht deutlich, dass es sich eigentlich um einen Gestaltungsbegriff handelt, der sich von reiner Zweckmäßigkeit deutlich absetzt.

Der nächste Abschnitt widmet sich den verschiedenen Freiraumkategorien. Plätze und Straßen gehören zu den ältesten Freiraumelementen der Stadt. Till Rehwaldt beschäftigt sich damit, wie die Auswirkungen der Reurbanisierung einerseits und der Wunsch nach mehr Grün in der Stadt andererseits sich auf die aktuelle Diskussion um die Gestaltung von Stadtplätzen auswirken. Wie Dieter Kienast in seinen Thesen zur Landschaftsarchitektur [4] formulierte, sind Landschaftsarchitekten auch für das »Grau« der Städte zuständig, nicht nur für das »Grün«. Andererseits erwarten Bürger und Bürgerinnen von diesem Berufsstand oft nur das Grün. Dabei wird seine Strapazierfähigkeit manchmal erheblich überschätzt. Viel begangene Orte geben einem Rasen oder einem Blumenbeet nun einmal keine Chance, ein Marktplatz braucht zum Beispiel einen robusten Belag. Wie man diese Interessen jeweils austarieren kann, wird an mehreren Beispielen gezeigt.

Ein ganz zentraler Baustein für das Freiraumerleben sind die städtischen Parkanlagen. Ihren Wandel im Laufe der Jahrhunderte, ihre Anpassungsfähigkeit an sich ändernde Freizeitgewohnheiten und ihre Reaktionsmöglichkeiten auf aktuelle Anforderungen werden im Beitrag

von Almut Jirku dargestellt. Mit dem Wachstum der Städte geben sie den Menschen Gelegenheit, innerhalb deren Umgriff ihr Bedürfnis nach Grün und Natur zu stillen, ohne weite Fahrten in das Umland und den damit verbundenen Umweltbelastungen. Natürlich können Parkanlagen auch unmittelbar ökologische Aspekte beinhalten und tun es auch. Doch ihr größter Beitrag liegt darin, die Umgebung von Stadtmenschen zu vervollständigen und eine sonst dichte Lebensform, die wiederum viele umweltentlastende Einrichtungen rentabel macht (wie z.B. den öffentlichen Nahverkehr) und die Zersiedlung bremst, aufzulockern und angenehm zu gestalten.

Grabstätten gehören zu den ältesten Zeugen vergangener Kulturen. Im Laufe der Geschichte unterlagen sie vielen Wandlungen, immer als Ausdruck fundamentaler Fragen nach dem Verhältnis von Leben und Tod. Auch an den heutigen Friedhöfen gehen die Veränderungen im städtischen Leben nicht vorbei, die multikulturelle ist auch eine multireligiöse Gesellschaft. Während in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch viele neue Anlagen geschaffen wurden und viele Landschaftsarchitekten auf diesem Gebiet tätig waren, so führen veränderte Bestattungsformen und demografischer Wandel heute zum Gegenteil. Nicht mehr benötigte Flächen werden zur ökonomischen Belastung für Kommunen und religiöse Gemeinschaften. Gleichzeitig sind sie in innerstädtischen Lagen oft die einzigen größeren Freiflächen, von hohem kulturellen, aber auch ökologischen Wert. Wie mit diesem Dilemma umgegangen werden kann und welche Aufgaben sich Landschaftsarchitekten heute stellen, legt Martin Ernerth in seinem Beitrag dar.

Die Veränderung der Arbeitswelt, in der immer weniger körperlich (hart) gearbeitet wird, hin zu sesshafter Bürotätigkeit, lässt das Bedürfnis und die Notwendigkeit zu sportlicher Betätigung

in der Freizeit stetig wachsen, aus Freude an der Bewegung und auch zur Gesundheitserhaltung. Gleichzeitig führen zunehmend unregelmäßige Arbeitszeiten, aber auch die ständig stärker werdende Individualisierung der Gesellschaft dazu, dass Sport oft spontan und informell ausgeübt wird. Immer weniger Menschen können oder wollen sich auf feste Termine in Sportvereinen einlassen. Neben einem großen Angebot an Fitnessstudios und Ähnlichem liegt die Folge darin, dass Grünanlagen vermehrt auch zu informellen Sportstätten werden. Zwar ist auch die Anlage von Normsportstätten eine Aufgabe von Landschaftsarchitekten, doch ist sie relativ selten geworden. Viel mehr beschäftigt sie die Integration von Sportangeboten in die allgemeinen Grünflächen. Tore Dobberstein und Thomas Michael Bauermeister setzen sich mit diesem Thema auseinander.

Gärten sind ein alter und fester Bestandteil städtischen Lebens. Auch sie unterliegen stetigem Wandel. Mit dem rapiden Wachstum der Städte Ende des 19. Jahrhunderts kam eine neue Form urbanen Gärtnerns auf, der Klein- oder Schrebergarten. Damit entfernte sich der Garten aus dem unmittelbaren Zusammenhang mit einem Haus und bildete einen eigenständigen Freiraumtyp, die Kleingartenanlage, als Freiraumform des Geschosswohnungsbau. Zunächst dienten sie der Ernährungssicherheit, mit wachsendem Wohlstand mehr der Freizeitverbringung. Doch mit zunehmendem Interesse an Herkunft und Qualität der eigenen Lebensmittel nahm die Nutzgärtner wieder zu, und andere als die traditionellen Kleingärtner drangen in die Schrebergartenidylle ein. Auch Migranten interessierten sich dafür. Dies führte zu mancher Auflockerung im Kleingartenwesen, aber auch zu einer neuen Form des urbanen Gärtners. Aus ersten Vorläufern in den 1970er- und 1980er-Jahren entwickelte sich eine stetig wachsende Szene von urbanen Gärtner und Gärtnerinnen, die nicht jeder und jede für sich

vor sich hin werkeln wollten, sondern in Gemeinschaft tätig sein möchten. Christa Müller schildert die gesellschaftlichen Hintergründe für diesen Prozess. Auch in ihnen spiegelt sich der Trend zum Urban-Ländlichen wieder.

Ebenso Ausdruck dieses Trends ist das neu erwachte Interesse an der urbanen Land- und Forstwirtschaft. Lange war die stadtnahe Landwirtschaft totgesagt, wurde nur noch als Warten auf die vierte Fruchtfolge, die Bebauung, angesehen. Städtische Wälder gab und gibt es vielerorts, doch war die Forstwirtschaft nur auf Bestandspflege ausgerichtet. Es ist das Verdienst von Frank Lohrberg, um die Jahrtausendwende darauf hingewiesen zu haben, dass auch in diesem Fall Totgesagte länger leben, wachsen und florieren. An den Peripherien der Städte haben sich bereits einige Landwirtschaftsparks etabliert, viele andere sind in Planung. Denn es ist längst deutlich geworden, dass die großen Freiräume nur erhalten werden können, wenn sie produktiv sind und von Landwirten genutzt und damit frei gehalten werden. In den letzten Jahren werden sogar Flächen, die längere Zeit aus der landwirtschaftlichen Nutzung genommen waren, wieder dafür genutzt. Dies bringt seine ganz eigenen Probleme mit sich. So ist es zum Beispiel nicht einfach, solche Flächen auch wieder in die landwirtschaftliche Förderkulisse der EU zu bringen. Im Landschaftspark Herzberge in Berlin-Lichtenberg ist es bereits gelungen, andere Flächen werden sicher folgen.

Im Nachdenken über die Nachnutzung industrieller Brachen oder von Abrissflächen, für die sich auf absehbare Zeit keine neue bauliche Nutzung abzeichnet, ist auch die Forstwirtschaft ganz neu betrachtet worden. Wälder sind die pflegeärmsten Freiflächen, auch unterliegen sie viel weniger der Verkehrssicherungspflicht als gewidmete Grünflächen. Einmal angelegt (oder von selbst gewachsen), brauchen sie sehr wenig Betreuung. Deswegen sind die Industriewälder

im Ruhrgebiet oder die neuen Waldstücke am Rande von Großsiedlungen (vgl. auch Beitrag Schröder) oft die günstigste Lösung, die bei der waldbliebenden Bevölkerung in der Regel gut angenommen wird. Frank Lohrberg stellt in seinem Beitrag dar, wie sich urbane Land- und Forstwirtschaft von der herkömmlichen unterscheidet und welche neuen Möglichkeiten sich dadurch für landschaftsarchitektonische Konzepte abzeichnen.

Die meiste freie Zeit verbringen Menschen in ihrer Wohnung und in ihrem Umfeld, ganz besonders am Anfang und am Ende des Lebens. Dennoch wurde der Umgang mit dem Wohnumfeld außerhalb von Großsiedlungen längere Zeit kaum thematisiert, es wurde eher im Stillen daran gearbeitet. Dies hat sich im letzten Jahrzehnt deutlich geändert. Wohnungsbaugesellschaften erkennen zunehmend die Bedeutung attraktiver Freianlagen für die Zufriedenheit ihrer Mieterschaft. Gleichzeitig wächst auch hier der Druck zur Kosteneinsparung, es werden Konzepte gesucht, die gleichzeitig gut nutzbar sind und nicht allzu viel Pflege brauchen. Ebenso wendet sich der Berufsstand dem Thema wieder sichtbarer zu. So hat der BDLA dies Jahr zum zweiten Mal einen Sonderpreis Wohnumfeld ausgelobt und auch beim Deutschen Bauherrenpreis einen Sonderpreis Wohnumfeld gestiftet. Rita Lex-Kerfers stellt in ihrem Beitrag anhand von Beispielen dar, welche räumlichen und inhaltlichen Kriterien für eine erfolgreiche Wohnumfeldgestaltung erforderlich sind.

Maria Spitthöver schildert die Wandlungen, die das Wohnumfeld im Geschosswohnungsbau im letzten Jahrhundert durchlaufen hat. Mit wechselnden Bewohnerschaften wandeln sich auch die Aneignungsformen. Je nachdem, ob die Vermieterseite den Wünschen ihrer Mieter entgegenkommt oder aber sich eher restriktiv verhält, entsteht ein lebendiges Umfeld oder aber eben nicht. Erkenntnisse aus der empirischen Sozial-

forschung geben Rüstzeug für die Gestaltung, wichtig ist aber auch die Einbeziehung der Mieter und Mieterinnen, wenn im Bestand gearbeitet wird.

Wenn auch die Wohnumfeldgestaltung in Großsiedlungen schon vor der Wende ein Arbeitsfeld war, da sich sehr bald herausstellte, dass häufig ein falsch verstandener Funktionalismus zu tristem Abstandsgrün geführt hatte und dass dies die sozialen Probleme in solchen Siedlungen noch verschärft, so hat doch in den letzten beiden Jahrzehnten das Thema stärker an Relevanz gewonnen. In die Jahre gekommene Großsiedlungen im Westen und teilweise noch gar nicht fertiggestellte Siedlungen im Osten wiesen erhebliche Mängel in der Freiraumstruktur und -gestaltung auf. Hier Verbesserung zu bewirken und damit zur Akzeptanz dieser Wohnsiedlungen beizutragen, ist ein wesentliches Ziel der Stadtumbauprogramme. Zunächst in den neuen Bundesländern als Stadtumbau Ost eingeführt, wurde bald deutlich, dass in vielen alten Bundesländern in strukturschwachen Gebieten sehr ähnliche Probleme existierten, die ebenfalls eines solchen Programmes bedurften. Mithilfe dieses und ähnlicher Programme wurde manche Verbesserung erreicht. Doch wo Licht ist, ist auch Schatten. Manchmal wird trotz guter Absichten das Ziel verfehlt. Friedhelm Terfrüchte und Juliane Pegels schildern anhand von Projekten, wie sich der Stadtumbau West auswirkt. Thies Schröder beschäftigt sich mit den ökonomischen Rahmenbedingungen des Stadtumbaus Ost und ergänzt die grundsätzliche Auseinandersetzung mit diesem Prozess durch einige Beispiele. Dabei wird deutlich, dass ohne erheblichen Einsatz von Fördermitteln ein erfolgreiches Ergebnis kaum möglich ist, da weder Kommunen noch Wohnungsbaugesellschaften aus eigener Kraft in der Lage sind, mehr als eine Schlichtbegrünung vorzunehmen. Hinzukommen oft zahlreiche rechtliche Fallstricke, sodass erheblicher Einsatz von kreativen Juristen erfor-

derlich wird, um zu guten Lösungen zu kommen. Deswegen sind sie leider tendenziell auf Modellprojekte reduziert. Doch zeigen diese, dass es grundsätzlich möglich ist, mit Mitteln der Landschaftsarchitektur positive räumliche Strukturen zu schaffen und mit den Bewohnern zusammen ein gut nutzbares, ansprechendes Umfeld zu schaffen.

Die Wiederkehr der Landschaft beruht auf der Erkenntnis, dass natürliche Ressourcen nicht beliebig strapazierbar sind. Die Auseinandersetzung mit diesen Grundlagen des Lebens, auch in der Stadt, gehört zum Aufgabenbereich der Landschaftsarchitektur. Seit der Erkenntnis, dass der Klimawandel zu einem großen Teil menschengemacht ist und auch erhebliche Auswirkungen auf das menschliche Leben haben wird, spielt dieser Komplex eine erhebliche Rolle. Dabei ist das Thema an sich nicht neu, auch im Buch »Grün in der Stadt« findet sich ein Kapitel darüber, was erstaunlich aktuell wirkt. In der städtischen Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur spielt die Anpassung an den Klimawandel eine größere Rolle als die Abmilderung. Energienlandschaften finden sich eher auf dem Land. Kleinere Windräder oder Solaranlagen sind zwar auch im städtischen Grün integrierbar, doch dienen sie dort eher der Selbstversorgung und auch pädagogischen Zwecken. Dennoch kann die Landschaftsarchitektur zur Abmilderung einiges beitragen, zum einen indirekt, indem sie das Leben in der Stadt so angenehm gestaltet, dass verdichtete Wohnformen akzeptiert werden, die wiederum den Einsatz ressourcenschonender Technologien effektiv machen, zum anderen aber auch durch die kritische Betrachtung des eigenen Tuns, was nicht immer und automatisch ressourcenschonend ist und zum Dritten dadurch, dass die Landschaft auch in der Stadt und am Stadtrand wieder produktiv wird und weite Transporte überflüssig macht. Welche Methoden zur Klimaanpassung möglich sind, zeigt Martin Janotta in

seinem Beitrag am Beispiel einer mitteldeutschen Kleinstadt.

Wasser ist die Grundlage allen Lebens. Deswegen ist diesem Umweltmedium eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Der Umgang mit Regenwasser, mit den Fließwassersystemen und dem Schutz des Grundwassers sind wichtige Arbeitsbereiche für die Landschaftsarchitektur. Auch hier zeigt der Klimawandel bereits erste Auswirkungen, die sicherlich noch zunehmen werden. Regenereignisse werden heftiger und zu bestimmten Jahreszeiten häufiger, gleichzeitig werden weite Gebiete von Wassermangel bedroht. Dass auf diesem Gebiet sehr stark eine interdisziplinäre Zusammenarbeit erforderlich ist, um zu nachhaltigen Ergebnissen zu kommen, machen Antje Stokman und Jan Dieterle in ihrem Beitrag deutlich.

Die Natur in der Stadt wandelt sich ebenfalls. Die vornehmlich im alten Westberlin entwickelte Stadtökologie, wo aus der Not des nicht erreichbaren Umlandes eine Tugend gemacht wurde, erforscht diese Veränderungsprozesse. Es zeigt sich, dass die Biodiversität in Städten zunimmt, aber gleichzeitig ganz neue, spezifisch städtische Ökosysteme entstehen. Naturschutz in der Stadt hat auch immer eine pädagogische Aufgabe. Stadtbewohnern und -bewohnerinnen natürliche Prozesse näherzubringen, fördert generell das Verständnis dafür, dass man mit den natürlichen Lebensgrundlagen achtsam umgehen muss, wenn man angenehme Umweltbedingungen und Artenvielfalt erhalten will. Welche Folgen die zunehmende Verstädterung für die Stadtnatur hat und welche interessanten Veränderungen dort vor sich gehen, führt Ingo Kowarik in seinem Beitrag aus.

Events sind seit einiger Zeit ein Motor in der Stadtentwicklung, von Olympischen Spielen über Weltausstellungen zu Jubiläen jedweder Art, ein Phänomen, das Häußermann und Siebel

bereits 1993 als Festivalisierung der Stadtpolitik bezeichneten [5]. Das Hauptevent in der grünen Zunft sind seit über hundert Jahren die verschiedenen Gartenschauen. Teils als wichtiger Motor zur Beförderung der Freiraumentwicklung geschätzt, teils als eher gärtnerische Leistungsshow, als wenig nachhaltig und an den Interessen der Bevölkerung vorbeigehend kritisiert, gehen die Einschätzungen nach wie vor sehr auseinander. Deswegen gibt es zwei Beiträge zu diesem Aspekt. Markus Gnüchtel entwirft mit der Gartenschau 2.0 eine Zukunftsvision, die über die eigentlichen Gartenschauen hinaus grundsätzlich die Entstehung und Verwaltung von Parkanlagen berührt. Imma Schmidt beschreibt die Vorteile, die eine gut geplante und durchgeführte Gartenschau auf die Freiraumentwicklung von Kommunen auch dauerhaft haben kann.

Als etwas andere Vorgehensweisen wurden in Nordrhein-Westfalen die Regionalen entwickelt. Hier wird nicht eine einzelne Stadt gefördert, sondern eine ganze Region. Dabei geht es oft darum, Verbindungen zu schaffen, die auf Dauer die Erreichbarkeit verschiedener neu geschaffener oder aufgewerteter Freiraumelemente verbessern. Juliane Pegels beschreibt die wichtigsten Regionalen in ihrer Wirkung.

Ein weiteres, auf einen längeren Zeitraum angelegtes, Instrument zur Stadt- und Regionalentwicklung sind die Internationalen Bauausstellungen. Sie erleben seit etwa einem Jahrzehnt eine ungeahnte Blüte. Waren sie in der Entstehungszeit und bis in die 1980er-Jahre hinein in erster Linie tatsächlich Bauausstellungen, so hat sich das seit der IBA Emscher Park erheblich geändert. Der Bau von Freiräumen tritt seitdem mindestens gleichberechtigt neben die Hochbauten, zum Teil überwiegt er auch. Brigitte Scholz führt uns in diese Entwicklung ein und zeigt anhand der letzten IBAs, wie die Rolle der Landschaftsarchitektur sich zum Positiven geändert

hat. Auch hier zeigt sich wieder der Bedeutungszuwachs von Landschaftsarchitektur in der Stadtentwicklung.

Bei den einzelnen Projekten, die Landschaftsarchitekten und Landschaftsarchitektinnen bearbeiten, spielen eine Fülle von Themen eine Rolle. Die wichtigsten Arbeitsfelder werden in den folgenden Beiträgen beschrieben. Zunächst geht es um die Auseinandersetzung mit technischer Infrastruktur. Während ältere Infrastrukturmöglichkeiten heute oft geschätzt werden und teilweise sogar unter Denkmalschutz stehen, ist die Durchsetzung neuer Elemente häufig schwierig, nicht zuletzt deswegen, weil sie als landschaftszerstörend wahrgenommen werden. Musste sich früher die Infrastruktur zwangsläufig in die Landschaft einfügen – so folgten Trassen von Kanälen, Straßen und Bahnlinien in der Regel den Höhenlinien von Landschaften, weil die Anlage von Tunnels, Dämmen, Schleusen u.ä. sehr aufwendig war und nur vorgenommen wurde, wenn es unvermeidlich war – so macht es die Technik heute möglich, sich gänzlich über die Landschaft hinweg zu setzen und einfach geradeaus zu planen. Zudem erfolgen Linienbestimmungen rein linear, die Auswirkungen auf die Nachbarschaften und sinnvolle Vernetzungen werden meist nicht bedacht. Eine bessere Integration in das Umfeld durch eine weiterreichende Betrachtung, ein großräumiges Entwerfen, würde dem entgegenwirken und nebenbei sicherlich auch für eine bessere Akzeptanz der jeweiligen Infrastrukturen sorgen. Welche Gesichtspunkte dabei eine Rolle spielen und welche Instrumente zur Verfügung stehen, stellen Regine Keller und Thomas Hauck in ihrem Beitrag dar. Dieser Beitrag steht nicht zuletzt deswegen am Anfang dieses Abschnitts, weil die Auseinandersetzung mit der Infrastruktur für Landschaftsarchitekten in den letzten Jahren neue Brisanz bekommen hat. Hier warten noch viele Aufgaben auf die Disziplin (das klingt auch im Beitrag »Wasser in der Stadt« an, das auch

als Infrastrukturelement vorkommt). Deswegen hat der BDLA dieses Jahr erstmals einen Sonderpreis »Infrastruktur« im Rahmen des Deutschen Landschaftsarchitekturpreises ausgelobt.

In vielen Beiträgen klingt die gesundheitsfördernde Wirkung von grünen Stadträumen an. Bewegung an der frischen Luft ist seit jeher ein guter Rat an alle, die etwas für ihre Gesundheit tun wollen. Dass die gesundheitlichen Auswirkungen weit darüber hinausgehen, und viel mehr Aspekte des Grüns Berührungspunkte mit dem menschlichen Wohlbefinden haben, zeigt Dieter Pfrommer in seinem Beitrag auf. Das wirkt wiederum zurück auf das gesamte Aufgabenfeld der Landschaftsarchitektur. Gerade, weil Wellness und Gesundheitsfürsorge beständig an Interesse gewinnen, warten hier noch viele Aufgaben auf die Disziplin.

Werke der Landschaftsarchitektur sind schon immer ausgeprägter als Prozess zu betrachten als Werke der Architektur, weil das Wachsen und Vergehen in ihnen eine viel größere Rolle spielt. Doch zunehmend möchten sich auch die Benutzer und Benutzerinnen stärker in Planungs- und Weitergestaltungsprozesse einbringen als dies früher der Fall war. Damit kommt eine neue Prozessqualität ins Spiel. Nicht nur die Veränderlichkeit der Pflanzen, sondern auch die der Nutzungen muss im Entwurf bedacht werden. Konzepte müssen deutlich machen, wo die Leitplanken sind und wo Veränderungen möglich sind. Martin Prominski setzt sich anhand von Projekten mit diesem Komplex auseinander und weist Richtungen auf, in denen sich Entwicklungen abspielen können.

Ein Faktor in diesen Veränderungsprozessen sind Pionier- und Zwischennutzer, die sich zunehmend in städtischen Freiräumen, im doppelten Sinne des Wortes, niederlassen. Oft misstrauisch beäugt und nur widerstrebend geduldet, geben sie doch wichtige Impulse für städtisches

Leben, stoßen mitunter ganz neue Entwicklungen an. Deswegen beginnt nun eine vorsichtige Annäherung der planenden Zunft an diese Gruppe, an sich ein Paradox. Welche Chancen damit verbunden sind, stellen Ines Ulrike Rudolph und Gabor Stark in ihrem Beitrag dar.

Der Umgang mit Bürgerbeteiligungsprozessen hat sich seit den 1980er-Jahren erheblich geändert. Wurde Bürgerbeteiligung damals vor allem von unten eingefordert, so wird sie heute teilweise von oben verordnet. Viele Förderprogramme machen es zur Bedingung, dass die betroffenen Bürger und Bürgerinnen in den Planungsprozess eingebunden werden. Damals war mit Bürgerbeteiligung auch stets ein emanzipativer Ansatz verbunden, die Hoffnung, dass generell eine kritischere Haltung zur Obrigkeit eingenommen werden würde. Verwaltungen waren meist nicht erfreut darüber.

Heute wird Bürgerbeteiligung von öffentlichen Institutionen vielfach freiwillig initiiert, weil damit die Hoffnung auf bessere Akzeptanz der Projekte verbunden ist. Im Grünbereich geht es meist um ein passendes Nutzungsprogramm, damit alle Belange berücksichtigt werden, um spätere Schäden zu vermeiden und um zu vermitteln, dass die Grünanlage allen gehört und nicht niemandem. Bei anderen Projekten, vor allem im Bereich Infrastruktur, geht es oft darum, überhaupt erst Akzeptanz für die entsprechende Maßnahme zu erzielen.

Natürlich sind damit nicht alle Probleme geklärt. Insbesondere auf die Frage, inwieweit die Beteiligung auch in die Gestaltung hinein wirken darf und wo aus fachlicher Sicht Grenzen sind, wird immer wieder neu diskutiert. In mehreren Beiträgen wird dieser Aspekt angesprochen (Gnüchtel, Jirku, Prominski, Willecke) und die Antworten fallen unterschiedlich aus. Gabriele Pütz macht vor allem deutlich, dass es viele Instrumente im Werkzeugkasten der Bürgerbeteili-

gung gibt und jeweils das Richtige genommen werden muss, um zum Ziel zu kommen. Auch in dieser Beziehung hat sich in den letzten dreißig Jahren viel entwickelt. An manchen Universitäten gibt es sogar Lehrstühle für Planungskommunikation und Bürgerbeteiligung, denn ohne entsprechendes Fachwissen kommt der Landschaftsarchitekt heute oft nicht mehr weit.

Auch bei der Beachtung von *Gender* und *Diversity Planning* hat sich seit 1980 viel getan. Gründeten sich damals die ersten Frauengruppen, die sich aus ihrer speziellen Sicht mit den Inhalten ihres Faches beschäftigten, und fanden erste Tagungen zum Thema »Frauen in Naturwissenschaft und Technik« statt, so ist die Forschung zu Gender und Diversity heute um einiges weiter und umfasst viel mehr als die Gleichberechtigung von Frauen. Auch *Gender Mainstreaming* wird, ähnlich wie Bürgerbeteiligung, nun von der EU top down eingefordert, und Verwaltungen müssen sich damit auseinandersetzen und ihr Verhalten danach ausrichten, ob sie wollen oder nicht.

Trotz der langen Beschäftigung mit dem Thema gibt es leider immer noch recht wenig gesichertes Wissen über Unterschiede im räumlichen Verhalten, hier wartet noch viel Arbeit auf die Forschung. Barbara Willecke erläutert den umfassenden Ansatz von Gender und Diversity und zeigt anhand von Beispielen, wie sich dies in konkreten Orten niederschlagen kann. Dabei spielt die Beteiligung der Betroffenen eine wichtige Rolle.

Kunst und Landschaftsarchitektur kamen häufig zusammen, um einen Garten, einen Platz oder einen Park zu gestalten. In vielen historischen Anlagen unterstreicht und interpretiert das Skulpturenprogramm die dem Ort zugrunde gelegte Erzählung, wie zum Beispiel in Versailles oder in Stourhead, auch wenn dies heute für uns nicht immer ohne Weiteres ablesbar ist, son-

dern einer Erläuterung bedarf. Seither hat es viele Wandlungen gegeben, und Kunst im Freiraum viele Rollen gespielt, wobei eine rein dekorative dem Anliegen von Kunst nicht entspricht.

Im Idealfall schaffen Künstler und Künstlerinnen zusammen mit dem Landschaftsarchitekten Räume, in denen beides so zusammenfließt, dass das eine nicht ohne das andere vorstellbar ist. Als Beispiel sei hier der Parque Estación del Norte in Barcelona von Beverly Pepper sowie Carme Fiol und Andreu Arriola genannt. Kunst kann aber auch einen Kontrapunkt setzen und Fragen stellen. Wie Landschaftsarchitektur und Kunst heute zusammenwirken, beschreibt Stefanie Krebs und unterlegt dies mit mehreren Beispielen.

Die Unzufriedenheit mit der Gegenwart führte Ende der 1970er-Jahre zu einer Rückbesinnung auf die Qualitäten der Vergangenheit. Das Europäische Denkmaljahr 1975 markiert einen Wendepunkt. Zunächst ging es um die Erhaltung historisch wertvoller Substanz, doch wurde der Ruf nach Rekonstruktionen sowohl in der Architektur wie in der Landschaftsarchitektur immer lauter. Der Wiederaufbau von Schlössern erfreut sich zurzeit großer Beliebtheit. Auch wenn wissenschaftlich arbeitende Denkmalpfleger dies mit dem Hinweis ablehnen, dass es sich dabei nicht um Denkmalpflege, sondern um Gemütspflege handelt – solche intellektuellen Befindlichkeiten interessieren meist nicht. »Schön ist, was schön war«, wie Jürgen Milchert 1985 [6] formulierte, sagen sich viele Politiker und Bürger. Das Vertrauen in der Fähigkeit der Gegenwart, etwas neues Schönes zu schaffen, ist wenig ausgeprägt.

Gleichzeitig wird darüber gestritten, was eine angemessene Nutzung historischer Grünanlagen sei. Die »Besitzergreifung der Rasen«² hat

vor ihnen nicht haltgemacht, das würden manche Denkmalpfleger gern rückgängig machen. So ist mit dem Umgang mit der Vergangenheit auch immer eine politische Debatte der Gegenwart unterschwellig verknüpft. Stefanie Hennecke macht dies in ihrem Beitrag an Beispielen deutlich. Nicht nur in politischen Debatten, auch in der Forschung ist noch Vieles zu klären. Doch deuten Kürzungen an den Universitäten in diesem Bereich darauf hin, dass die gefühlte Denkmalpflege nicht mit wissenschaftlichen Fakten belästigt werden will.

Ob alte oder neue Grünanlagen, alle müssen gepflegt und unterhalten werden. Trotz steigendem Interesse der Bürger und Bürgerinnen am Aufenthalt im Freien, an der Bedeutung für Gesundheitsvorsorge und Abmilderung des Klimawandels, an der Imagewirkung für die jeweilige Stadt – gerade in diesem Bereich werden die öffentlichen Haushalte besonders drastisch gekürzt. Obwohl öffentliche Freiräume von allen Schichten der Bevölkerung und allen Altersgruppen in Häufigkeit und Dauer mehr nachgefragt sind als alle anderen städtischen Kultur- und Freizeiteinrichtungen, werden sie so schlecht ausgestattet, dass sie vielfach schon in ihrer Substanz bedroht sind. Dabei sind die Kosten pro Nutzer viel geringer als beispielsweise bei Museen oder Opernhäusern. Diese Tendenz hat sich in den letzten dreißig Jahren permanent verstärkt.

Dazu kommt der Personalabbau in den Ämtern, der auch Ausdruck von Missachtung des Gärtnerberufs ist. Ein bisschen Gartenarbeit kann doch jeder, denkt sich so manches schlichte Gemüt, da können auch ungelernte und ständig wechselnde Kräfte wirken. Warum das nicht so ist und welche Mühen der ständige Kampf gegen den Mangel in den städtischen Grünflächenämtern kostet, stellt Carmen Dams aus ihrer praktischen Erfahrung in Saarbrücken dar. Das Pflegeproblem wirkt sich ebenso auf die

2 Günther Grzimek

Gestaltung von Grünanlagen aus, Vieles, was früher geschätzt wurde, z. B. Blumenbeete, Hecken und Wasserspiele, darf heute oft nicht mehr neu gebaut werden und verschwindet teilweise auch aus älteren Anlagen. Wie Carmen Dams beschreibt, lässt sich zwar manches durch wohlüberlegte Planung und gut strukturierte Arbeit ausgleichen, doch gibt es Grenzen. Wenn auf diesem Gebiet nicht bald ein Bewusstseinswandel in Öffentlichkeit und Politik stattfindet, so wird man Vieles, was in diesem Band als Aufgabenfeld beschrieben wird, zu den Akten legen müssen. Wie schon Lenné wusste: »Nichts gedeiht ohne Pflege, und die vortrefflichsten Dinge verlieren durch unzweckmäßige Behandlung ihren Wert.«

Landschaftsarchitekten arbeiten an den beschriebenen Aufgaben in verschiedenen Strukturen. Da sehr viele Aufgaben im öffentlichen Raum, der von Kommunen gestaltet und verwaltet wird, angesiedelt sind, ist es wesentlich, dass die entsprechenden Ämter personell und strukturell gut aufgestellt sind. Stellenabbau und Umorganisationen führen auch hier zu erheblichen Verschlechterungen. Immer weniger Personal hat immer mehr Aufgaben zu erledigen. Dazu kommt, dass durch die Art, wie die Kürzungen vorgenommen werden, manchmal Personen auf Stellen kommen, für die sie gar nicht ausgebildet sind. Die Umstrukturierungen tun ein Übriges. Zunehmend werden die einzelnen Aufgabenbereiche eines klassischen Grünflächen- und Naturschutzamtes auseinandergerissen und mit verschiedenen anderen Ressorts wie Tiefbau, Stadtplanung oder Umwelt zusammengefügt. Politiker versprechen sich davon eine bessere Zusammenarbeit zwischen – aus ihrer Sicht – gleichen Aufgaben wie Bauen oder Planen oder Genehmigen. Die jeweiligen Leitungen sind selten aus dem Bereich Landschaftsarchitektur, sodass der »grüne« Bereich oft gar keine Stimme mehr hat, geschweige denn eine für alle Bereiche. Auch sind die Mitar-

beiter gegenüber fachfremden Leitungen weniger durchsetzungsfähig, sodass die Belange von Landschaftsarchitektur leicht untergehen. Waren früher die jeweiligen Amtsleiter und Amtsleiterinnen häufig die Anwälte für den gesamten grünen Aufgabenbereich in einer Kommune, anerkannt als qualifizierte Fachleute, so werden heute die zarten vielstimmigen Äußerungen leicht überhört.

Außerdem wird die Abstimmung zwischen den einzelnen Arbeitsbereichen der alten Ämter schwieriger. Warum diese so wichtig ist, stellt Doris Törkel am Beispiel der Stadt Krefeld dar, wo das Grün (noch) aus einer Hand verwaltet wird. Wie die vielfältigen Aufgaben eines solchen Amtes ineinander greifen, ist nicht nur den Laien, sondern auch vielen freien Landschaftsarchitekten oft nicht ganz bewusst.

Aber auch für die freiberuflichen Kollegen sind funktionierende Ämter wichtig, in denen ihnen fachkundige und engagierte Partner gegenüber sitzen, damit gemeinsam gute Projekte entstehen können. Wurde Verwaltung früher öfter belächelt und nicht ganz ernst genommen, so hat die Dequalifizierung und Reduzierung der Mitarbeiter inzwischen dazu geführt, dass Freischaffende laut nach dem kompetenten öffentlichen Bauherrn rufen. In komplizierter werdenden Strukturen, mit Projektsteuerern, Controllern, ausgelagerten Vergabestellen und Ähnlichem fehlt zunehmend eine Person, die fachkundig sowie bereit und berechtigt ist, Verantwortung zu übernehmen. Ein Grund, der für diese »organisierte Verantwortungslosigkeit« manchmal genannt wird, ist Korruptionsbekämpfung. Doch gibt es dafür wesentlich einfachere Wege mit weniger schädlichen Nebenwirkungen, nämlich transparente Vergaben. Bei allen geeigneten Aufgaben sind anonyme Wettbewerbe das Mittel der Wahl, bei anderen Vergabeformen kann man Externe als Beobachter hinzuziehen, zum

Beispiel Vertreter der Kammern oder von Verbänden.

Die überwiegende Mehrheit der Landschaftsarchitekten und -architektinnen arbeitet in freien Büros. Generell denkt man bei freiberuflicher Tätigkeit vor allem an spannende Aufgaben bei gewisser zeitlicher Autonomie. Wesentlich weniger bedenkt man die wirtschaftlichen Grundlagen dieser Tätigkeit. Wie schlecht die wirtschaftliche Situation vieler Büros ist, wird auch von Auftraggeberseite oft nicht wahrgenommen. Honorierung nach HOAI – schließlich ein Gesetz – sollte eine Selbstverständlichkeit sein, doch die Wirklichkeit sieht leider oft anders aus. Wie die Mühen des Alltags in einem freien Büro aussehen und wie man dennoch die Freude am Beruf behält, schildert Jens Henningsen in seinem Beitrag. Landschaftsarchitekten neigen ja gelegentlich dazu, ideelle Aspekte höher zu bewerten als materielle, und voller Idealismus zu Werke zu gehen, doch auf Dauer braucht gute Arbeit auch ein solides wirtschaftliches Fundament.

Viel Idealismus ist auch bei der Verbandsarbeit gefragt. Hauptberuflich arbeiten dort wenige Landschaftsarchitekten, aber es engagieren sich viele ehrenamtlich. Ein wichtiger Bereich ist die Vertretung berufsständischer und fachlicher Interessen in Gesetzgebungsverfahren, wie zum Beispiel HOAI-Novellierungen oder aktuell dem in der Beschlussfassung befindlichen Bundeskompensationsgesetz. Ein anderer Zweig ist die Kommunikation fachlicher Arbeit nach außen, durch Zeitschriften, Webseiten, Ausstellungen und Fachveranstaltungen. Dies dient ebenso der Weiterbildung der Mitglieder. Aber wichtig ist auch, obwohl schwierig, interessierte Laien zu erreichen und generell das Verständnis für Landschaftsarchitektur in der Öffentlichkeit zu verbessern. Die Arbeit der Verbände nutzt allen Kollegen, auch solchen, die dort nicht Mitglied sind. Noch besser könnte sie werden, wenn sich

mehr Kollegen und Kolleginnen engagieren würden oder zumindest mit ihren Mitgliedsbeiträgen die Arbeit der Aktiven unterstützen. Denn wie leider oft fehlt es auch hier immer wieder am Geld. Ingeborg Paland stellt in ihrem Beitrag am Beispiel des BDLA die vielfältige Arbeit der Geschäftsstelle eines Verbandes dar.

Für die Kommunikation der landschaftsarchitektonischen Inhalte und Probleme kommt den Fachmedien natürlich eine große Bedeutung zu. Auch Redaktionen, Kommunikationsagenturen und Filmproduktion können Arbeitsbereiche von Landschaftsarchitekten sein. Zum einen ist der fachinterne Austausch, auch der mit benachbarten Disziplinen, eine wichtige Voraussetzung für erfolgreiches Arbeiten, zum anderen muss auch immer wieder versucht werden, darüber hinaus die Öffentlichkeit zu erreichen, mindestens die sogenannten Opinion Leaders und Multiplikatoren. Denn eine breitere gesellschaftliche Unterstützung würde das Wirken von Landschaftsarchitekten und -architektinnen wesentlich einfacher und oft auch besser machen.

Wie diese Art von Arbeit aussieht, stellt Robert Schäfer für die Printmedien dar. Einerseits das etablierteste Medium haben sie andererseits mit der Konkurrenz von Internet und Ähnlichem zu kämpfen. Doch des Büchermachens ist bekanntlich kein Ende. Deshalb steht zu hoffen, dass Zeitschriften und Bücher auch in Zukunft ihren Platz haben, wenn auch vielleicht in anderer Form als heute.

Obwohl noch recht jung, ist das Internet aus dem (Berufs-)Alltag kaum noch wegzudenken. In kürzester Zeit (1981 gab es das Internet noch nicht mal) hat es für Kommunikation und Information eine ungeheure Bedeutung gewonnen. Mario Kahl beschreibt einige Aspekte dieses Phänomens und ihren Nutzen für die Landschaftsarchitektur.

Filme gibt es schon etwas länger. Doch hat das Internet mit seinen Portalen, z.B. Youtube, wie auch die Videotechnik dazu beigetragen, das Filmen zu vereinfachen sowie die Verbreitung zu erleichtern. Gerade Werke der Landschaftsarchitektur lassen sich in diesem Medium wunderbar darstellen und ermöglichen es, vor dem Bildschirm durch ferne Gärten zu streifen. Wie Filme für die Landschaftsarchitektur wirksam eingesetzt werden, beschreibt Susanne Isabel Yacoub in ihrem Beitrag.

Mit dieser Einführung ist der Inhalt des vorliegenden Bandes umrissen. Er beinhaltet vieles, aber sicher nicht alles. Doch der Mut zur Lücke ist erforderlich, wenn man sich an ein solches Werk begibt. Ich wünsche dem Leser und der Leserin viel Freude an der Lektüre und Verständnis dafür, dass nichts und niemand perfekt ist. Allen Autoren und Autorinnen sei gedankt für ihre Arbeit. Und dem Verlag gebührt Dank dafür, dass er den Anstoß zu diesem Unterfangen gegeben hat. Es war um einiges größer, als ich zu Anfang ahnte. Ich hoffe, dass die Anregungen in diesem Band dazu beitragen werden, dass die Landschaftsarchitektur auch in den nächsten hundert Jahren lebe, wachse und gedeihe.



Literatur

- [1] Dieter Kienast: Vom Gestaltungsdiktat zum Naturdiktat – oder : Gärten gegen Menschen? In: Landschaft und Stadt 13, 371981, S. 120
- [2] Georg Franck. Die Ökonomie der Aufmerksamkeit. München 1998
- [3] Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main: suhrkamp, 1982
- [4] Dieter Kienast: Lob der Sinnlichkeit. Zürich: ETH Zürich, 1999: S. 84 – 94
- [5] Häußermann, Hartmut und Walter Siebel: Festivalsierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte. In: Leviathan. Sonderheft 13/1993. Opladen: S. 7–31
- [6] Jürgen Milchert: Zur Kritik aktueller ästhetischer Leitbilder der Landschaftsarchitektur. In: Das Gartennamt 34 (1985), H.: 643

Grundlagen der städtischen Freiraumplanung



Mit Landschaft Stadt bauen

Die Beziehungsgeschichte der Städte zu ihren Landschaften ist wechselvoll und so verschiedenartig wie die Städte und Landschaften selbst. Im Mittelalter, der großen Zeit der Stadtgründungen, bestimmte neben strategischen Aspekten vor allem die Ertragskraft der Landschaft die Standortwahl, denn sie war Versorgungsbasis der Stadt, musste Nahrungsmittel, Wasser, Energie und Rohstoffe bereitstellen. Es war ein Gebot der Klugheit, diese Landschaft »nachhaltig« zu nutzen, da Raubbau über kurz oder lang die Versorgung der Stadt und damit ihre Existenz gefährdet hat.

Die Wahrnehmung von Landschaft in ihrer ästhetischen Qualität, als Ziel der Sehnsucht und als Ort seelischer und körperlicher Heilung, ist eine historisch gesehen vergleichsweise junge Sichtweise. Zwar tauchen in mittelalterlichen Tafelbildern erste Landschaftsbilder auf, als idyllischer oder auch wilder Hintergrund der Stadt, aber die Stadt stand im Fokus, nicht die Natur. Erst mit dem Blick von der sicheren Stadt aus war Landschaft nicht mehr bedrohliche Wildnis, sondern konnte ohne Angst gesehen werden. Zunehmend wird sie selbst zum Objekt von Malerei und Dichtkunst, von Francesco Petrarca bis hin zu Johann Wolfgang Goethe und Caspar David Friedrich. Dabei wurde die Romantik fast zum Synonym für den empathischen, verklären-

den Blick auf die Landschaft, auf die »romantische Landschaft«.

Donata Valentien, Anna Viader

Die Industrialisierung veränderte den Blick auf die Stadtlandschaften erneut. Moderne Verkehrsmittel und technische Innovationen führten zu scheinbarer Unabhängigkeit von der gewachsenen Basis. Der Import von Gütern aller Art schien einfacher als der Schutz guter Böden oder wichtiger Grundwasservorkommen. Der Wert von Landschaft wurde zur ökonomischen Größe, wobei in den wachsenden Ballungsräumen ihr Wert als Baulandreserve alle anderen Bedeutungen nachrangig erscheinen ließ. Die Städte wuchsen in sich selbst verstärkender, fast naturhafter Dynamik. Sie verhießen nicht nur Freiheit, sondern auch Reichtum. Die strukturelle und ökologische Bedeutung der Landschaft für die Stadt geriet in den Hintergrund.

Schon um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert entstand Unbehagen an der Entwicklung in den Großstädten. Camillo Sitte, später Martin Wagner und Fritz Schumacher forderten, den sozialen und gesundheitlichen Problemen der Bevölkerung durch Natur in der Stadt entgegen zu wirken. In Industriestädten wie Köln, Berlin oder Hamburg wurden in wenigen Jahren ausgedehnte Grünsysteme geschaffen. Man beginnt Stadt zumindest in ihren Grenzen mit dem Freiraum zugleich zu entwickeln.

Heute hat sich die Dimension der Betrachtung notwendigerweise verschoben. Die globalen Umweltprobleme, durch die Verstädterungspro-

Abb. 1 Blick von Barcelona aus der Passeig de les Aigües. Grenze zum Naturpark. [Quelle: Viader; Blick aus Collserola]

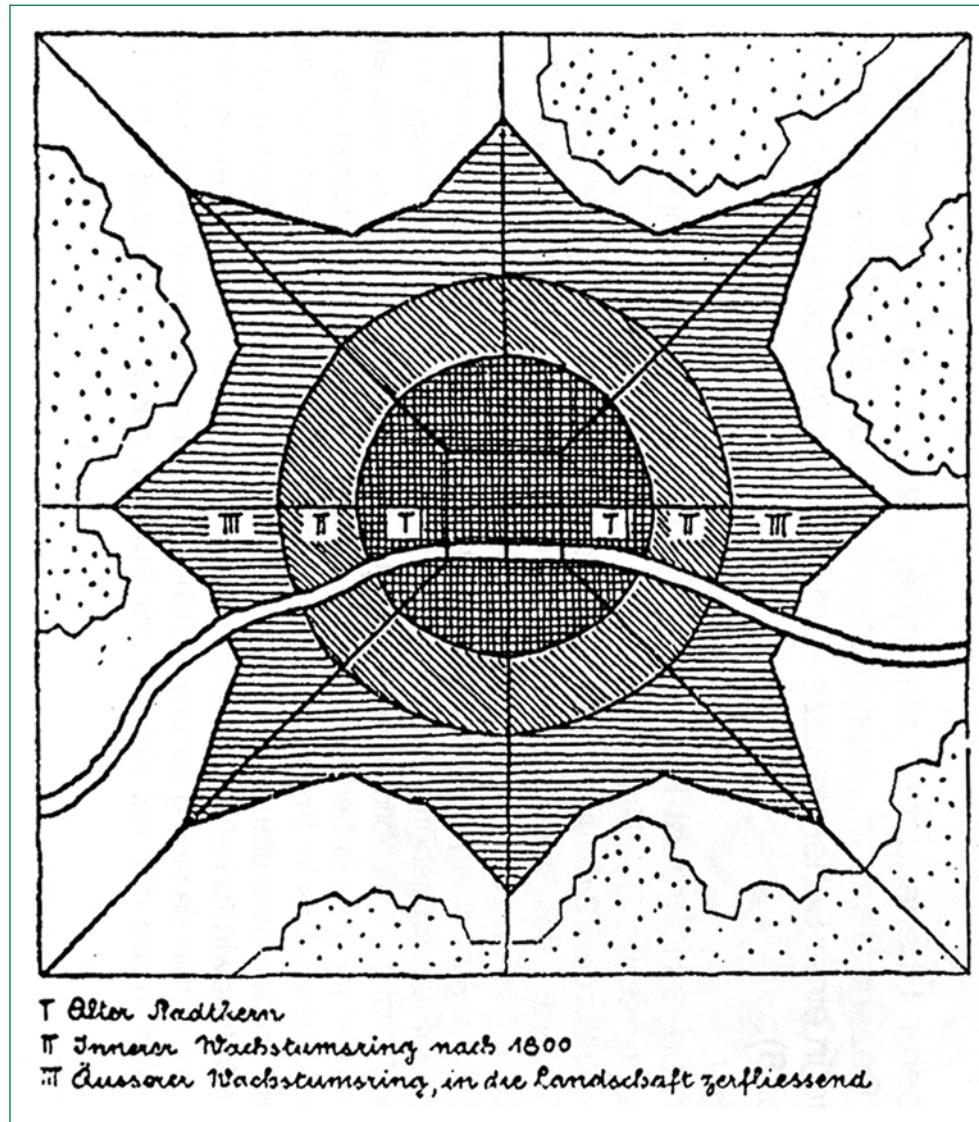


Abb. 2-1 Zentralisation von Stadt [Quelle: Kabel, E.: Die Dezentralisierung der Stadt nach Ernst Bruch, 1949, S. 89. In: Beyer, W.; Dahlhaus, J.; Iste, W.: Raumplanung Berlin-Brandenburg. Von Hobrecht bis zum Jahre 1991, Arbeitsmaterialien 2, Zentralinstitut für Raumplanung und Umweltforschung, Technische Universität München, München 1992, S. 11]

zesse ausgelöst, zwingen dazu, das System Stadt großräumiger neu zu denken. Die WachstumsideoLOGIE und, damit zusammenhängend, Energiebilanzen und Dichtemodelle verschiedener Stadtstrukturen, die Mobilitätskonzepte und die Sinnhaftigkeit der weltweiten Materialströme sind auf dem Prüfstand.

Beispiel Berlin

Berlin war eine strategische Gründung, wichtige Handelswege kreuzten an einer Engstelle das sumpfige und siedlungsfeindliche Urstromtal der Spree, es war eine wasserreiche Landschaft mit armen Böden. Erst nach Meliorierungsmaßnahmen ab dem 18. Jahrhundert dehnten sich die Siedlungsgebiete aus, zunächst langsam und in bescheidenem Umfang.

Schon 1840 entwarf der Landschaftsarchitekt Peter Joseph Lenné ein einprägsames System von Schmuck- und Grenzügen, das die Stadt gliedern und mit der Umgebung verknüpfen sollte. Freilich erwiesen sich die entstehenden, dekorativen Freiräume als zu gering dimensioniert, um den Bedürfnissen der wachsenden Bevölkerung nach Erholung zu genügen.

Die Industrialisierung bedeutete einen Quantensprung in der Entwicklung der Städte. Die Menschen strömten zu den Arbeitsplätzen. Aber die rapide Zunahme der Bevölkerung führte zu untragbaren Wohn- und Lebensbedingungen in der Stadt. Der »Hobrecht-Plan«, von 1862 immerhin bis 1919 in Kraft, hatte die Aufgabe, die Entwicklung der schnell wachsenden Stadt und ihres Umfelds verbindlich zu regeln [3]. Ein großzügiges Straßennetz wurde konzipiert als Grundlage der Stadterweiterungen. Kennzeichnend sind die ausgeprägte Zentralität der Stadt und ihre hohe Dichte.

Zugleich gab es durchaus weitsichtige politische Entscheidungen zur langfristigen Entwicklung des Großstadtraumes. Mit bedeutenden Investitionsmitteln kaufte die Stadt Berlin in ihrem damaligen Umland großflächig Wälder (zum Beispiel den Grunewald) und Landgüter an, um Flächen für Erholung und Abwasserentsorgung (die Rieselfelder) zu sichern. Zwar verbesserte dies nicht die Lebensqualität in den ungesunden Innenstadtquartieren, aber es sind heute viel besuchte Naherholungsflächen und zugleich Ausgleichsflächen für die Wasser- und Klimaregeneration, die der Stadt zugute kommen.

Bald regte sich Kritik an den Lebensbedingungen in der Stadt. Unter dem Pseudonym »Arminius« wurde eine Promotion veröffentlicht, in der gefordert wurde, Grünflächen und freie Landschaft in der Umgebung der Stadt zu sichern und auszubauen. Arminius entwickelte daraus den Planungsansatz des Grünen Ringes, der später als Green Belt vor allem im angelsächsischen Raum zum Grundmuster von Idealstädten wurde [1]. Auch Ernst Bruch kritisierte die übermäßige Zentralisation und den Mangel an Grünanlagen [7]. Er stellte dem Hobrecht-Plan ein Modell der Dezentralisierung von Stadt gegenüber, in dem eigenständige Siedlungskerne von freier Landschaft umgeben sind [3].

Allerdings bleibt in diesen ersten regionalstädtischen Modellen die Landschaft noch ein Absraktum, ihre spezifischen Strukturen und Eigenschaften beeinflussen die Modelle nicht, nur der Lauf der Spree gibt einen Hinweis auf die reale Situation.

Im Wettbewerb für Großberlin entwarf einer der Preisträger, Hermann Jansen, einen Wald- und Wiesengürtel um die Hauptstadt Berlin. Jansen erkannte, dass der Schutz einzelner freier Flächen nicht genügen würde und forderte, sie zu

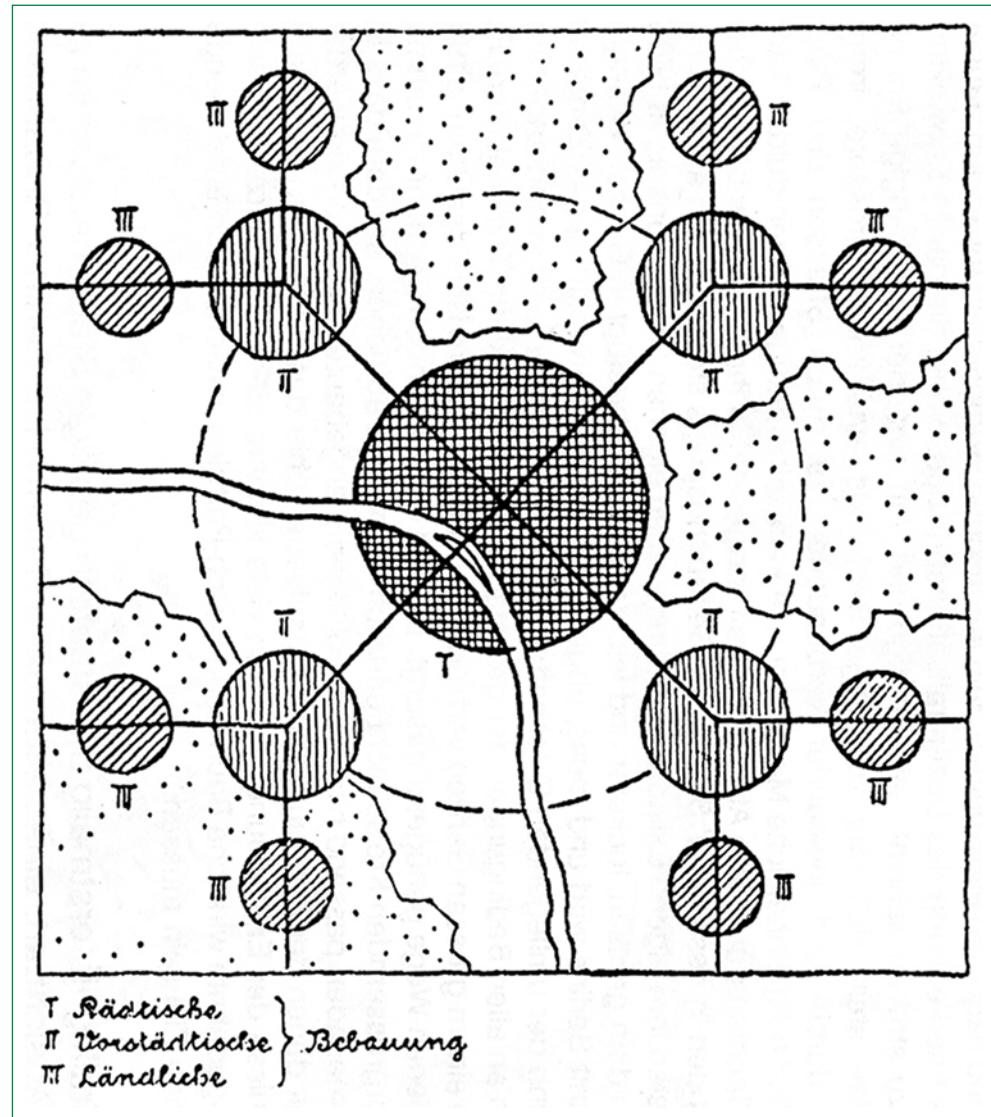


Abb. 2-2 Dezentralisierung von Stadt [Quelle: Kabel, E.: Die Dezentralisierung der Stadt nach Ernst Bruch, 1949, S. 89. In: Beyer, W.; Dahlhaus, J.; Istel, W.: Raumplanung Berlin-Brandenburg. Von Hobrecht bis zum Jahre 1991, Arbeitsmaterialien 2, Zentralinstitut für Raumplanung und Umweltforschung, Technische Universität München, München 1992, S. 11]



Abb.3 Freiflächenschema Stadtgemeinde Berlin und umgebende Zone [Quelle: Hegemann, W.: Freiflächenschema Stadtgemeinde Berlin und umgebende Zone, 1930, S. 327. In: Beyer, W.; Dahlhaus, J.; Istel, W.: Raumplanung Berlin-Brandenburg. Von Hobrecht bis zum Jahre 1991, Arbeitsmaterialien 2, Zentralinstitut für Raumplanung und Umweltforschung, Technische Universität München, München 1992, S. 44]

einem gestalteten Gürtel von Parks, Bäumen und Wiesen zu vernetzen [6]. Landschaftliche Schönheit und die bestehenden Wälder sollten zum Ausgangspunkt des neuen Grüngürtels werden. Damit werden die Gedanken von Arminius aufgenommen, aber auch von Peter Josef Lenné, der mit dem Potsdamer Gartenreich in visionärer Weise neue Stadtlandschaften voraus gedacht hat.

Einen Schritt weiter geht die Denkschrift von Walter Koeppen zu den Freiflächen der Stadt Berlin. Erstmals wird hier die umgebende Landschaft über ihre Erholungsbedeutung hinaus auch strukturell in das System Stadt einbezogen, mit Wäldern, Landwirtschaft sowie Wassergewinnungs- und Entsorgungsgebieten [2].

Der Krieg und die folgende Teilung der Stadt ließen gemeinsame Planungen von Stadt und Umland nicht mehr zu. Während Berlin in Ost und West wieder aufgebaut wurde, blieb das Umland fast unverändert wie vor dem Krieg erhalten.

Unmittelbar nach der Wende 1991 wurde von Berlin und Brandenburg gemeinsam ein regionales Strukturkonzept in Auftrag gegeben, das sehr konsequent die ökologischen und ästhetischen Strukturen der Landschaft zur Basis der Siedlungskonzepte machte. In einem Modell der dezentralen Konzentration wurden als vorrangige Ziele formuliert, Verkehr zu vermeiden und durch Flächenrecycling und städtische Dichte den Verbrauch von Landschaft zu minimieren.

Gleichzeitig sollte die Landschaft des Ballungsraumes in naturräumlichen Zusammenhängen gesichert und so weiter entwickelt werden, dass sie großstadtnah und möglichst umfassend zur Versorgung des wachsenden Ballungsraumes beitragen würde. Vorrangig war dabei die Wasserversorgung, die durch ein System extensivierter Freiräume mit naturnaher Landwirtschaft in den ehemaligen Sumpfgebieten, den



Abb. 4 Regionales Strukturkonzept Brandenburg-Berlin [Quelle: IRS Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Valentien + Valentien Landschaftsarchitekten und Stadtplaner SRL, Zlonicky, P. Büro für Stadtplanung und Stadtforschung: Regionales Strukturkonzept Brandenburg-Berlin. Integrierter Gesamtplan, Berlin 1992]

»Luchen«, stabilisiert werden sollte. Teil des Systems war die Entsorgung, sowohl was Abwasser als auch Biomasse betrifft und deren Nutzung als regenerative Energiequelle.

Ähnlich wie ein halbes Jahrhundert vorher von Jansen wurde aber auch postuliert, dass die Landschaft nur dann den Bedürfnissen der wachsenden Großstadt gerecht werden könnte, wenn sie mit der Stadt entwickelt und in ihren ökologischen Potenzialen gesichert und gestärkt wird. Zugleich aber sollte Landschaft über ihre Bedeutung als Produktionsstandort hinaus ästhetisch gesehen und gestaltet werden. Schöne Landschaften, die von den Menschen der Großstadt als ihr Lebensraum begriffen werden, schützen sich selbst, werden Gemeingut und unantastbar. Es wurde deshalb empfohlen, im Umfeld für jeden Landschaftsteil typische Landschaftsparks auszuweisen und sie im Lenné-schen Sinne zu neuen Kulturlandschaften zu entwickeln.

Manche der Gedanken und Ziele des regionalen Strukturkonzeptes finden sich in den später ausgewiesenen Regionalparks wieder. Allerdings ist die ästhetische Aufwertung der Feldfluren nur in bescheidenen Ansätzen realisiert. Zudem wurde eine umfassende Neustrukturierung der Landnutzung im Ballungsraum nicht gewagt. Obwohl in der »Stunde Null« und nach dem Zusammenbruch der landwirtschaftlichen Genossenschaften eine unwiederholbare Chance zur Umsetzung eines solchen nachhaltigen Landschaftskonzeptes bestand, scheiterte die Initiative mit dem Scheitern des Zusammenschlusses von Berlin und Brandenburg [5].

So ging dann jedes Bundesland eigene Wege. In Berlin wurde ein Landschaftsprogramm für die Gesamtstadt erarbeitet. Ein System aus bestehenden und neu anzulegenden Freiräumen ist inzwischen weitgehend realisiert oder wird es

bald sein. Zur Fortentwicklung wurde 2012 die Strategie Stadtlandschaft verabschiedet. Mit ihrer Hilfe sollen die vorhandenen Potenziale besser genutzt werden, entlang den drei Leitthemen »Schöne Stadt«, »Produktive Stadt« und »Urbane Natur« [9].

Ein Schwerpunkt der »urbanen Natur« ist Wasser als Element des direkten Naturerlebens. Als urbane Wasserlandschaft bereichert es das Stadtbild. Aber auch die Regenwasserbewirtschaftung und der Trinkwasserschutz sind wichtige Aspekte. Berlin ist eine der wenigen, wenn nicht die einzige große Metropole, die ihr Trinkwasser in guter Qualität im eigenen Stadtgebiet gewinnt und nicht entferntere Landschaften ausbeutet und trocken legt. Damit das so bleibt, sorgen strenge Gesetze und Richtlinien für den Schutz und die nachhaltige Bewirtschaftung des Grundwassers.

Alles bedarf der Pflege, die urbane Natur, die schöne Stadt und die produktive Stadt. Die Finanznot der Stadt wirkt sich in diesem Bereich aber heute besonders negativ aus. Dabei stehen Investitionen in den Bau und die Pflege von Freiräumen und Landschaft in keinem Verhältnis zu den Kosten, die für andere Infrastrukturmaßnahmen akzeptiert werden. Ein Blick in die Geschichte der Städte zeigt aber, dass Investitionen in Freiräume, die oft in wirtschaftsschwachen Jahren gewagt wurden, sich längerfristig immer »gerechnet« haben. Sie werten das Image der Stadt und die Lebensqualitäten auf; es sind weiche Standortfaktoren, die in der Konkurrenz der Städte immer bedeutender werden. Und anders als andere Infrastrukturen haben sie sich nie als Fehlplanung erwiesen, werden im Gegenteil mit der Zeit immer wertvoller. Ob dies verstanden wurde, zeigt sich jenseits von Sonntagsreden dann, wenn darüber entschieden wird, welche Prioritäten jeweils im Stadthaushalt gesetzt werden.

Beispiel Barcelona

Historisch war der Höhenzug Collserola eine geographische Grenze, die das Wachstum der in der Küstenebene gelegenen Stadt Barcelona eingeschränkt hat. Der *Parc de Collserola* befindet sich innerhalb dieser Hügelkette. Er wurde im städtebaulichen Rahmenplan (Pla General Metropolità) von 1976 als Waldschutzgebiet (Parc Forestal de protecció) eingestuft und im Jahr 2010 zum Naturpark erklärt. Heute erstreckt sich der Park über eine Fläche von mehr als 8 000 ha und stellt ein wichtiges ökologisches Potenzial dar (z.B. Kaltluftproduktion, Biodiversität) und ein an Bedeutung gewinnendes Erholungsgebiet mitten in der dicht besiedelten Metropolregion.

Im steileren Südhang der Collserola-Kette ist der Übergang zwischen Naturpark und Stadt durch eine extrem zersiedelte Landschaft gekennzeichnet. Hier überlagern sich Infrastrukturen und Architekturen unterschiedlichster Zeiten und Maßstäbe. Neben mittelalterlichen Kirchen und Landhäusern aus dem 16. und 17. Jahrhundert stehen bürgerliche Sommerhäuser, vollendete Wohnsiedlungen aus der einst informellen Bauweise, massive Wohnbausiedlungen der 1950er- und 1960er-Jahre, neueste Gated Communitys und großmaßstäbliche Einrichtungen, wie u.a. Krankenhäuser und Schulen.

Nicht nur die traditionelle landwirtschaftliche Nutzung dieses Gebiets ist durch die meist unkontrollierte Urbanisierung des Hanges längst verschwunden, sondern auch die damit verbundene ehemalige Form der Regenwasserbewirtschaftung. Früher bedeutete das Wasser aus der Collserola eine wichtige Ressource auch für die Versorgung der Stadt in der Küstenebene. Wachstum und Wohlstand bestimmter Bezirke, wie z.B. Horta, waren eng mit dem Wasservorrat aus dem Collserola verknüpft.

Seit 2009 trägt stattdessen eine Meerwassentsalzungsanlage zu der Trinkwasserversorgung der Stadt bei, eine teurere und energieintensive Form der Trinkwassergewinnung. Das natürliche Wasserangebot fließt ungenutzt über die Entwässerung des Südhangs Collserola direkt in die Kanalisation und von da aus entweder in die Abwasserkläranlage oder direkt in das Mittelmeer. Gleichzeitig aber werden immer neue Infrastrukturen zur Regulierung des Regenwassers gebaut. Diese sollen die Stadt gegen die Sturzflutgefahr schützen, die durch die heftigen Regenereignisse des Mittelmeerklimas ständig drohen. Diese natürliche Gefährdung wird verschärft durch die Verbauung der natürlichen Wasserwege und den hohen Versiegelungsgrad der urbanen Gebiete. Zum Schutz der Baugebiete vor Überschwemmung wurden deshalb mehrere unterirdische Rückhaltebecken in der gesamten Ebene Barcelonas verteilt, sieben weitere befinden sich noch in der Planung. Auch wenn diese Infrastrukturen gern als Umweltschutzmaßnahmen und nachhaltiger Beitrag kommuniziert werden, weil kontaminiertes Wasser nicht mehr ins Meer gelangt, so folgen sie doch tatsächlich der Logik der End-of-Pipe-Technologie. Es sind nachgeschaltete Maßnahmen, die die Logik und Nachhaltigkeit der Systeme nicht hinterfragen.

Der im vergangenen Jahr ausgeschriebene Wettbewerb »Portes de Collserola« eröffnet die Diskussion über die Rolle der Übergangsgebiete zwischen dem Naturpark und Barcelona und bietet eine Chance, neue Strategien für eine Zukunft zu entwickeln, in der Synergien zwischen Stadt und Landschaft überdacht werden. Ein effizienter und kreativer Umgang mit vorhandenen Ressourcen würde zu einem langfristig nachhaltigeren Modell führen. Die sorgfältige Kenntnis der Landschaft und eine intelligenter Nutzung der Ökosystemleistungen sind dafür entscheidend. Ein Umdenken in der jetzigen

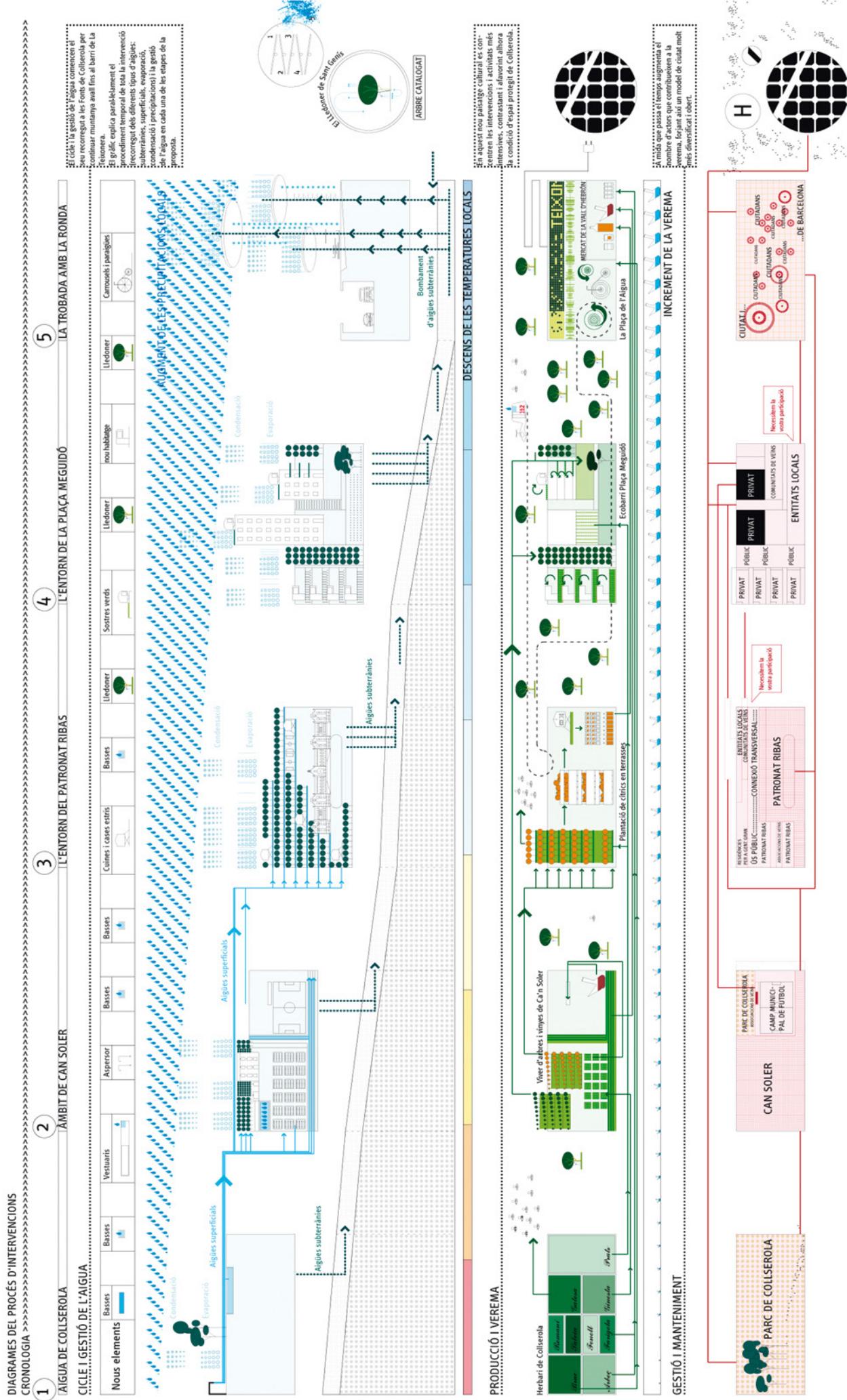




Abb. 5 und 6 Beitrag zum Wettbewerb »Portes de Collserola«. Gebiet Sant Genís dels Agudells. [Quelle: Viader, A. Beitrag Wettbewerb Portes de Collserola. Gebiet Sant Genís. Team: Anna Viader mit Francesc Baró, Erika Mayer, Marco Schmidt und Joan Viader]

»Logik« des Wassermanagements Barcelonas ist dringend notwendig. Das zukünftige Management dieser essenziellen Ressource könnte erneut die Planung der Städte revolutionieren.

Begreift man den Südhang des Collserola als ein großräumiges natürliches Wasserreservoir der Stadt, dann lässt sich daraus eine neue ökologische Versorgungsinfrastruktur im Sinne eines ressourceneffizienten Wassermanagements entwickeln. Das Wasser könnte schrittweise im Hang abgefangen, gespeichert und dann genutzt werden, statt als Abwasser verloren zu gehen. Basierend auf dem Konzept des natürlichen Wasserkreislaufs durch Verdunstung, Konensation und Niederschlag sollen alle lokal verfügbaren Wasserressourcen vor Ort wieder verwendet werden. Sie werden für die Bewässerung von Vegetation genutzt und steigern mittelbar über die Verdunstung die Luftfeuchte. Dabei entwickelt sich ein Mikroklima, das sowohl

Schutz für den Naturpark bedeutet als auch eine positive Wirkung auf das Stadtklima ausübt.

Die Prämisse ist einfach: Kein sauberer Wassertropfen sollte das Gebiet verlassen und in die Kanalisation oder ins Meer gelangen. Es sind Maßnahmen erforderlich, um eine optimale Wasserspeicherkapazität des Bodens und der Regenwassersammlung zu erreichen. Dadurch wird zugleich ein Bewässerungssystem für die Landwirtschaft im Gebiet gesichert.

Eine neue Produktionskette wird initiiert. Der Prozess beginnt mit Interventionen im kleinen Maßstab und der Verwendung weniger Mittel. Von den ersten Ergebnissen profitieren später weitere Standorte, die schrittweise eingebunden werden. Mit der Zeit wächst die Anzahl der beteiligten Akteure, die Synergien multiplizieren sich. Am Ende entsteht ein ökologisches System, das wieder einen Beitrag zum Gemeinwohl

und zur Versorgung der Stadt in der Küstenebene leistet.

Der Prozess folgt der Logik der Topographie und dem Lauf der alten Wasserwege, von oben nach unten von der Landschaft in die Stadt und nicht umgekehrt. Ausgangspunkt sind die natürlichen Quellen des Collserola, die Brunnen, zu denen man früher gewandert ist, um sauberes frisches Wasser zu holen.

Der sehr heterogene Charakter des Ortes erfordert ein permanentes Umdenken zwischen unterschiedlichen Maßstäben und Interventionsgraden. Punktuelle Eingriffe vermischen sich mit großräumigen Entscheidungen. Es soll auf unterschiedlichen Ebenen ein Mehrwert geschaffen werden, der sowohl ein Beitrag für die Stadt leistet als auch eine Aufwertung der vorhandenen historischen Enklaven bedeutet (z. B. urbane Landwirtschaft in ehemaligen Landhäusern). Dabei können auch neue Rituale für die Bewohner Barcelonas entstehen, die durch das Wiederentdecken ihrer eigenen Landschaft ein stärkeres Bewusstsein und eine empathische Beziehung dazu entwickeln.

Wie in einem Randbiotop finden in diesem Gebiet zwischen zwei Ökosystemen, Collserola und Barcelona, Wechselwirkung und Energieaustausch statt. Diese Zone zeichnet sich durch eine höhere Artenvielfalt und Anzahl von Aktivitäten aus als die angrenzenden Bereiche.

Die heute zersiedelte Landschaft am Übergang zwischen Stadt und Naturpark verwandelt sich in eine neue Kulturlandschaft, eine produktive Landschaft, die vor Ort vorhandene Ressourcen nutzt und zu einem autarken System entwickelt.

Die technischen Möglichkeiten zur Versorgung der Städte haben seit dem 19. Jahrhundert die Mechanismen der Raumplanung verändert. Wirtschaftliche Interessen bestimmen den Gebrauch von Landschaft, die nur noch passives Spielfeld für Investitionen zu sein scheint. Ihr Eigenwert wird nicht mehr gesehen, das Verständnis für landschaftliche Strukturen und Schönheiten ging verloren; damit einher geht ein Verlust von Heimat. Unsere heutige globale und flüchtige Realität bevorzugt kurzfristig Gewinn bringende Lösungen anstelle langfristiger Bindung und nachhaltiger Modelle. Die massive und weltweite Umweltproblematik aber hat gezeigt, dass dieser Weg in die Sackgasse führt.

Es müssen neue Strategien entwickelt werden. Es müssen die Potenziale von Landschaften wieder als Ausgangspunkt gesehen und respektiert werden. Nur durch kluge Synergien zwischen Stadt und Landschaft wird eine nachhaltige und damit auch ökonomisch sinnvolle Stadtentwicklung möglich werden. Vieles wird man auf diesem Weg neu erfinden, neu entwickeln müssen. Manches aber ist durch genaue Beobachtung der Orte auch wieder zu entdecken.



Literaturverzeichnis

- [1] Arminius: Die Großstädte in ihrer Wohnungsnot und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe, Leipzig 1874
- [2] Beyer, W.; Dahlhaus, J.; Istel, W.: Raumplanung Berlin-Brandenburg. Von Hobrecht bis zum Jahre 1991, Arbeitsmaterialien 2, Zentralinstitut für Raumplanung und Umweltforschung, Technische Universität München, München 1992, Eigenverlag.
- [3] Bruch, E: Berlins bauliche Zukunft und der Bebauungsplan. In: DBZ IV, 1870/9
- [4] Geist, J. F.; Kürvers, K.: Bebauungsplan Berlin von James Hobrecht (1862), 1984
- [5] IRS Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung; D. Valentien, C. Valentien, Valentien + Valentien Landschaftsarchitekten und Stadtplaner SRL; Zlonicky, P., Büro für Stadtplanung und Stadtforschung: Regionales Strukturkonzept Brandenburg-Berlin, Berlin1992
- [6] Jansen, H.: Vorschlag zu einem Grundplan für Groß-Berlin (Berlin 1909), München 1910, S. 5
- [7] Kabel, E.: Baufreiheit und Raumordnung. Die Verflechtung von Baurecht und Bauentwicklung im deutschen Städtebau. Ravensburg 1949, S. 88
- [8] Koeppen, W.: Die Grenzen Groß-Berlins vom siedlungstechnischen und städtebaulichen Standpunkt aus. In: Der Städtebau XXV 1928
- [9] Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Hg.): Strategie Stadtlandschaft Berlin. Berlin 2012

Mit Leitbild! Zukunftsorientierte Freiraumplanung in der Stadtentwicklung von morgen

Carlo W. Becker »Ohne Leitbild«

1967 veröffentlichte Theodor W. Adorno den Essay-Band »Ohne Leitbild«¹ und nahm dabei eine kritische Haltung zum Begriff Leitbild ein. Er drückte in den Essays seine Ablehnung gegenüber Leitbildern aus, die er eher den konservativen Kräften zuordnete.

Leitbild heute

Heute hat sich dies verändert. Stadtvisionäre, Entwickler und Macher fragen nach dem Leitbild einer zukünftigen Stadt. Wo wollen wir hin? Was wollen wir erreichen? In Leitbildern werden Grundhaltungen und das Selbstverständnis for-

1 Vgl. Theodor W. Adorno: Ohne Leitbild. Parva aesthetica, Frankfurt am M., 1967

muliert. Leitbilder sollen für die vielen Akteure in der Stadtgesellschaft eine Orientierung geben und somit über Jahrzehnte handlungsleitend sein. Aus der Vielzahl von Handlungsoptionen sollen vor allem bei begrenzten Mitteln Ziele fokussiert und die zukunftsfähigen ausgewählt werden.

Die Erarbeitung von Leitbildern stellt meist einen Entwicklungsprozess dar, in dem unterschiedliche Anschauungen und Interessenlagen konsensual zusammengeführt und als Zielprojektion für die Stadtentwicklung zugespielt werden.

Zukunftsorientierte Entwicklungen lassen sich in der zunehmend heterogenen Stadtgesellschaft – im Gegensatz zur Auffassung von Adorno – heute nur noch »mit Leitbildern auf den Weg bringen. Dies – so zeigen viele Leitbild-



Abb. 1 Der urbane Freiraum – Standortbranding um 1910 – Viktoria Louise Platz, Berlin [Quelle: Wikipedia]

entwicklungsprozesse der letzten Jahre zum Thema Stadt und Freiraum – ist aber eine nicht ganz einfache Aufgabe.

Leitbilder müssen auf wesentliche aktuelle und zukünftige Fragestellungen der Stadtentwicklung und Freiraumplanung eine Antwort geben, sie müssen handlungsorientierend wirken und dabei gleichzeitig gut kommunizierbar sein. Leitbilder müssen zugespielt werden und wenige zentrale Aussagen müssen dazu in den Mittelpunkt gestellt werden.

Gerade bei grünen Leitbildern und Leitbildern, die sich auf den Freiraum der Städte beziehen, ist dies, so stellen wir immer wieder fest, eine äußerst anspruchsvolle Aufgabe.

Das Grün der Stadt – eine eierlegende Wollmilchsau

An das Grün der Stadt werden umfangreiche Erwartungen gestellt. Alle diese Erwartungen sollen sich im Leitbild zur Zukunft des Grüns in der Stadt wiederfinden – so die gängige Auffassung.

Mit dem Grün der Stadt soll die Stadt für den demografischen Wandel fit gemacht werden. Die Innenstädte sollen mit ihren Freiräumen auch für Ältere und Familien attraktiv sein. Die ersehnte Renaissance der Innenstädte soll schließlich durch die urbanen Freiraumqualitäten gestützt werden.

Und tatsächlich, in der Stadt im demografischen Wandel gewinnen die Freiräume an Bedeutung. In den Großstädten sind die Hälfte der Haushalte Einpersonenhaushalte. Wenn das tägliche »Küchengespräch« entfällt, dann gewinnt das Wohnumfeld mit seinen Freiräumen eine immer wichtigere Rolle im Lebensalltag der immer älter werdenden Gesellschaft.



Abb. 2 Selbstgemachte Naturidylle mitten in der Stadt – Urban-Gardening-Projekt Laskerwiesen in Berlin Friedrichshain [Quelle: bgmr Landschaftsarchitekten]



Abb. 3 Repräsentativer Stadtplatz – vielfältig genutzt – Entree Lustgarten Potsdam [Quelle: Carlo W. Becker]

In schrumpfenden Regionen sollen, wenn die Bausubstanz bröckelt, mit Freiräumen neue Impulse für die Stadtentwicklung initiiert werden. In den Wachstumsregionen stehen die Städte in der Konkurrenz zum Umland und untereinander. Mit urbanen Freiräumen soll die wirtschaftliche Attraktivität gefördert werden. Standortbranding (»Place making«) durch Grün ist ein bewährtes Mittel. So entwickelt auch die Wirtschaftsförderung Interessen am Grün, nachdem von Richard Florida² deutlich verkündet wurde, welche Bedeutung die »weichen Standortfaktoren« für die kreative Klasse in der Stadtentwicklung hat.

Der Klimawandel stellt weitere Anforderungen an das Grün. In der von Urban Heat betroffenen Stadt sollen die Grünflächen die Stadt kühlen, das Regenwasser zurückhalten und die städtische Kanalisation entlasten. So sollen erhebliche Investitionssummen in die für die zunehmenden Starkregenereignisse und Trockenheitsperioden nicht ausgelegten Kanalnetze eingespart werden.

² Vgl. Richard Florida: The rise of the creative class: and how it's transforming work, leisure and community & everyday life. [New York, 2002]



Und die Freiräume stellen das gartenkulturelle Erbe dar, sie sind das Abbild der spezifischen gesellschaftlichen Anschauungen in ihrer jeweiligen Zeit, die einen hohen kulturellen Wert haben und entsprechend zu bewahren sind. Mit den nationalen Biodiversitätsstrategien übernimmt das städtische Grün eine weitere neue Schlüsselaufgabe. Die Naturschutzgebiete und die Natura-2000-Gebiete in den Stadtregionen sind die Hotspots der Biodiversität. In der engen Verknüpfung von Stadt und zumindest vermeintlich ursprünglicher Natur wird Natur in der Stadt nicht nur von den Naturschützern, sondern von einer aufgeschlossenen Bildungsgesellschaft auch als eine spezifische städtische Lebensqualität, als Wohlfühlraum, wertgeschätzt: vormittags der Latte Macchiato auf dem urbanen Stadtplatz, am Nachmittag Entspannung in der Wildnis der Stadtnatur.



Und bei einer zunehmend gesundheitsorientierten Gesellschaft gewinnt das Grün der Städte als Ort der Bewegung einen weiteren Bedeutungszuwachs: Anstelle von Verein, Sporthalle oder Sportplatz erobert der Sport die Gesamtstadt und damit das Grün der Stadt – informell und selbstorganisiert.

Ob ästhetisches, kulturelles, sportliches oder Natur-Grün, die Ansprüche und Interessen an das Grün der Stadt sind in einer zunehmend diversifizierten Gesellschaft äußerst umfassend. Nicht ohne Grund entsteht so das Bild der eierlegenden Wollmilchsau bei der Betrachtung der Vielfalt und Überlagerungen der Interessenlagen an städtischen Freiräumen.

Abb. 4-1 und 4-2 Kontemplation – Der Freiraum als Ort der Entspannung und Präsentation – Autostadt Wolfsburg [Quelle: bgmr Landschaftsarchitekten]



Abb. 5 Naturschutzgebiet und Gartendenkmal zugleich – die Pfaueninsel Berlin [Quelle: Manfred Brückels]



*Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse,
vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße;
mit schöner Aussicht, ländlich-mondän,
vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn.*

Kurt Tucholsky

Stadt und Land, Urbanität und Natur werden dabei nicht mehr als Gegensätze verstanden, sondern sind die zwei Seiten einer Medaille, die der Städter nicht missen möchte – und nach Möglichkeit am gleichen Ort und zeitnah in seinen Kontrasten erlebbar.

Das Gedicht von Kurt Tucholsky »Das Ideal« spiegelt genau diese Gleichzeitigkeit wider.

Freiräume heute – mehrdimensional und multicodiert

Die Herausforderung bei der Entwicklung von Leitbildern ist nun, dass in der diversifizierten Gesellschaft jede Gruppe ihre Freiraumanprüche nach ihrer jeweils besonderen Sicht-

weise formuliert. Die Interessenlagen sind dabei extrem breit gefächert. Jeder Freiraumnutzer blickt mit seinem spezifischen soziokulturellen Code, der seine Erwartungen und Vorstellungen prägt, auf den Freiraum und will seine Interessen berücksichtigt sehen.

Bekamen in Wachstumszeiten die Sportler noch ihren Sportplatz, die Kinder ihren Spielplatz, die Naturschützer ihre Ökowiese und die Immobilienwirtschaft ihren repräsentativen Stadtplatz, so bedarf es heute mit dem städtebaulichen Leitbild der Innenentwicklung, bei zunehmender Flächenkonkurrenz und knappen finanziellen Ressourcen, einer neuen Strategie, die vom Nebeneinander der Interessen zu einem Miteinander führt. Durch Überlagerung der unterschiedlichen Interessenlagen und Codes der



Abb. 6-1, 6-2, 6-3 Multicodierter Freiraum – Schildepark in Bad Hersfeld: Motor für Transformation einer Industriebrache, Raum für Erholung und urbaner Präsentation, Überschwemmungsgebiet und Retentionsraum zugleich



Abb. 7 Multicodierte Infrastruktur – Betriebsweg der Wasserkirtschaft am Teltowkanal in Berlin – Sportraum, Verkehrsraum, Wirtschaftsweg, Spazierweg, Ausgleichsfläche

Stadtgesellschaft müssen Freiräume mehrdimensional und multicodiert werden³. Dies bedeutet, dass jede Gruppe entsprechend ihres Codes eine offene grüne Fläche als Bolzwiese, als Spielwiese, als Biotop oder als Distinktion versprechenden Wiesenraum wahrnehmen und nutzen kann. Die Herausforderung an die Freiraumplanung besteht heute darin, die unterschiedlichen Anforderungen in den urbanen Freiräumen zwischen Gestaltungsanspruch und Natürlichkeit, zwischen Eventkultur und Kontemplation zusammenzuführen. Dabei soll nicht ein Sammelsurium und Nebeneinander von einzelnen Nutzungclaims entstehen, sondern ein anspruchsvoll gestalteter, öffentlich nutzbarer Freiraum in den Städten.

Vor dem Hintergrund der Vielfalt der Interessengruppen am Freiraum in der Stadt, den Konkurrenzen mit anderen Nutzungen und den knappen Kassen in den Gemeinden und Städten gewinnen Leitbilder für die Freiraumentwicklung eine immer größere Bedeutung, denn sie sollen Handlungsorientierung für die weiteren Schritte im Planungsprozess geben.

Wenn Leitbilder aber nur noch ein Sammelsurium an Ideen darstellen, dann haben sie ihre Funktion verloren, und in der Umsetzung werden die Konflikte (wieder) auftreten.

Drei Qualitätsanforderungen an Leitbilder

An Leitbilder für die Freiräume der Städte sind vor diesem Hintergrund drei Qualitätsanforderungen zu stellen:

- Zuspitzung und Schärfung
- Zukunftsorientierung
- Akteursbezug.

Zuspitzung und Schärfung

Die Erarbeitung eines Leitbildes für die Freiraumentwicklung einer Stadt erfolgt heute nicht mehr im stillen Kämmerlein, sondern ist eingebunden in einen breiten Abstimmungsprozess mit den zahlreichen Interessengruppen der Stadt. Die Gefahr für jedes Leitbild besteht darin, dass im Sinne des Konsenses zahlreiche Ansprüche in das Leitbild integriert werden. Damit entsteht der oben beschriebene „Sammelsurium-Effekt“ und das Leitbild verliert an Aussagekraft und Schärfe.



Abb. 8 Quartierspark in der Gartenstadt im Bornstedter Feld, Potsdam: Retentionsraum und Versickerungsfläche für Starkregenereignisse, Erholungsraum, Spielplatz, Ausgleichsfläche

3 Vgl. Carlo W. Becker: Multicodierung als Strategie in der Stadtentwicklung, Garten + Landschaft, Heft 3/2012

Leitbilder müssen Schwerpunkte setzen. Wichtiges und Unwichtiges müssen erkennbar werden. Leitbilder müssen sich dezidiert mit der konkreten räumlichen Situation, den Lebensstilen und gesellschaftlichen Entwicklungen auseinander setzen. Damit muss im Sinne von Martina Löw⁴ nach der Eigenlogik der Freiräume und des Grüns der jeweiligen Stadt gefragt werden. Leitbilder sind nicht pauschale Statements im Sinne von »es soll alles besser werden«, sondern sie müssen aus der Eigenlogik der Stadt oder Region mit ihren jeweiligen Schwächen und Bega bungen abgeleitet werden.

Wenn nach der Eigenlogik gefragt wird, dann geht es nicht nur darum, die Biotope, Schutz gebiete, Biotopverbundsysteme oder Freiraum verbindungen zu erfassen, sondern auch die Atmosphären der Freiräume, das Image, die Symbolhaftigkeit und die gesellschaftlichen Erwartungen mit ihren Praktiken.

In Leipzig sind Zwischennutzungen und Urban Gardening seit Jahren eine Selbstverständlichkeit und ein zentrales Instrument der Stadtentwicklung, während in Nürnberg gegenwärtig ein erstes Projekt des Urban Gardening initiiert wird. In Berlin wird urbane Natur als Leitbild formuliert und in Freiraumplanungen auch umgesetzt, während in Hamburg die Zielvorstellungen zwischen Natur und Gestaltungsanspruch weit auseinanderklaffen. Leitbilder für die Freiraumentwicklung einer Stadt müssen sich sehr dezidiert mit der Eigenlogik der Stadt und der Stadt gesellschaft auseinandersetzen. Nur so können sie zugespitzt und geschärft werden.

Zukunftsorientierung

Leitbilder antizipieren Zukunft. Daher dürfen Leitbilder nicht nur alte Gewohnheiten for schreiben, sondern es muss auch die Bereit

schaft bestehen, sich vom Alltagsgeschäft zu befreien und sich Zukunftsthemen zu öffnen.

Daher ist es anzuraten, dass Leitbilder für den Freiraum für eine Zukunft entwickelt werden, die eher in Jahrzehnten als in Jahren denkt. So einen Denkraum, der sich von engen politischen Vor gaben und Wahlperioden abkoppelt, kann man sich schaffen, wenn ein Leitbild eine Zeitperspek tive 2030, 2040 oder 2050 antizipiert.

Akteursbezug

Leitbilder müssen in der Stadt auf verschiedene n Ebenen verankert werden. Sie benötigen Akzeptanz und Partner, die bereit sind, bei der weiteren Umsetzung mitzuwirken. Es ist hinlänglich bekannt, dass die eigenen Ressourcen der Freiraumentwicklung in den Städten in der Regel nicht ausreichend sind, um die zahlreichen Maßnahmen und Projekte, die aus den Leitbildern folgen, zu finanzieren. Leitbilder für die Freiraumentwicklung müssen sich daher auch für andere Disziplinen interessant machen.

Ein Leitbild für den Freiraum findet Partner, wenn es dazu beiträgt, die Innenentwicklung zu stärken, wenn es eine Antwort auf den demo grafischen Wandel gibt oder wenn die Immobilienwerte gesichert und neue Impulse für die wirtschaftliche Entwicklung gesetzt werden. Wenn Freiraum Kultur-, Image- und Bildungsraum sowie Sportplatz wird, dann findet man Partner nicht nur bei der Stadtentwicklung und Wirtschaftsförderung, sondern auch bei Ressorts wie Jugend, Bildung, Gesundheit und Sport. Daher müssen Leitbilder nicht nur durch die Brille des Freiraums, sondern immer ressortübergreifend abgeleitet werden.

Leitbilder müssen es schaffen, dass sie für andere Fachdisziplinen und Akteure interessant werden und gleichzeitig zum Mitmachen motivieren. Im Huckepack und in Kooperation kann

⁴ Vgl. Martina Löw: Soziologie der Städte, Frankfurt a. M., 2008

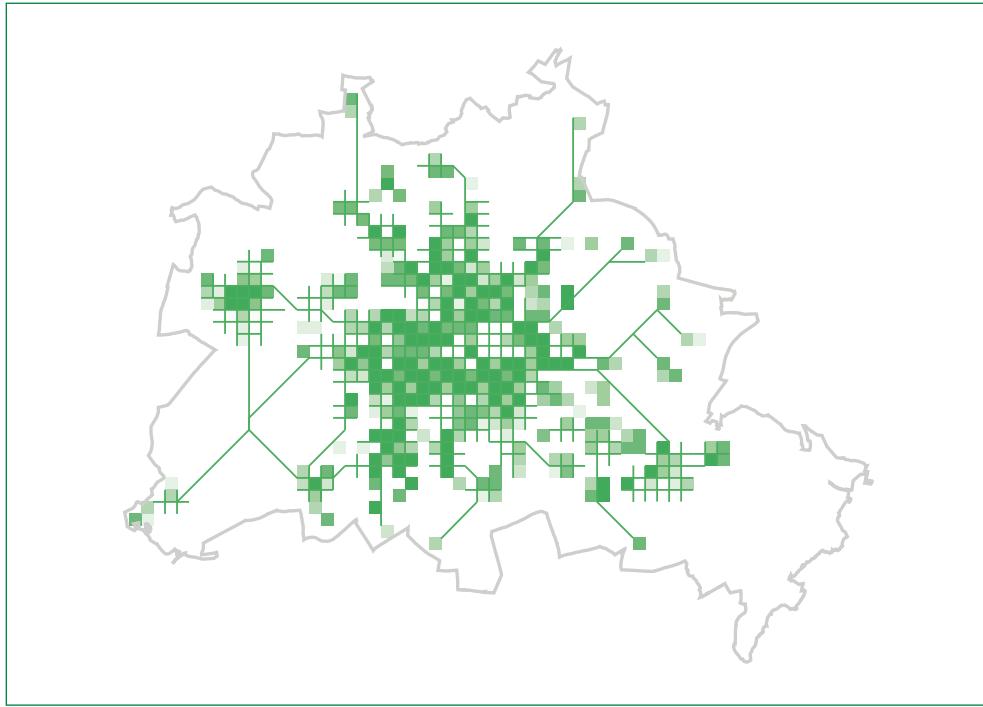


Abb. 9-1 und 9-2 Piktogramm und Collage Thema »Die schöne Stadt – Berlin genießen«

die Koproduktion⁵ von Freiräumen gelingen. Leitbilder können diese Allianzen vorbereiten. Auf dieser Basis können gezielt Möglichkeiten der Koproduktion entwickelt werden.

Wenn Leitbilder für den Freiraum der Städte unter diesen drei Prämissen entwickelt werden, dann werden sie zu einem Instrument für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung.

Zwei Beispiele

In der bundesdeutschen Praxis werden derzeit die ersten gesamtstädtischen Leitbilder und Strategien für die städtische Freiraumplanung entwickelt, die genau mit diesen Prämissen umgehen.

Strategie Stadtlandschaft Berlin

Das Land Berlin hat in den letzten Jahren die Strategie Stadtlandschaft⁶ – natürlich urban und produktiv – erarbeitet. Dieses Leitbild ist auf einen Zeitraum von 2017–2030 und 2050 ausgelegt. Damit erhält das Leitbild eine Zukunftsperspektive, die sowohl kurz- bis mittelfristige Projekte als auch sehr langfristige Strategien umfasst.

Trotz der Fülle an Anforderungen an das Grün der Stadt, die bereits in der Grafik des Titelblattes (vgl. Abb. 9–11) gezeigt werden, wird das Leitbild auf drei Themen zugespitzt:

5 Vgl. Klaus Selle: Die Koproduktion des Stadtraumes. Neue Blicke auf Plätze, Parks und Promenaden. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung, H. 2/2010, S. 59–65

6 Strategie Stadtlandschaft Berlin: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (Hrsg.), Konzept und inhaltliche Koordination: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Abt. I, Inhalte und Bearbeitung: Becker Giseke Mohren Richard bgmr Landschaftsarchitekten und Projektbüro Friedrich von Borries, Berlin 2012

- Die schöne Stadt – Berlin genießen
 - Die produktive Landschaft – Berlin selber machen
 - Urbane Natur – Berlin erleben.

Mit diesen drei Leitthemen werden nicht nur die Überzeugten, die die Bedeutung von Freiräumen in der Stadt bereits verinnerlicht haben, angesprochen, sondern Allianzen zur Stadtgesellschaft vorbereitet. Die schöne Stadt mit ihrem gartenkulturellen Erbe, den repräsentativen Plätzen und schönen Straßen spricht das Bildungsbürgertum der Stadt an. Da unter dem Leitbildthema der schönen Stadt auch die Wohlfühlräume im Klimawandel und die Freiraumqualitäten in den verdichteten Stadtquartieren mit ihren sozialen Problemen mit behandelt werden, stützt das Leitbild auch die »Soziale Stadt«.

Mit dem Leitbildthema Produktive Landschaft werden aktuelle Trends der Do-it-yourself-Kultur in Berlin aufgenommen. Das kreative Berlin findet eine Bühne in den städtischen Freiräumen, die sie selber gestalten, als Urban Garden be-wirtschaften oder als Beachvolleyballfeld oder Strandbar bespielen. Die Stadtgesellschaft übernimmt einen Teil der Verantwortung für die städtischen Freiräume und wird zum Mit-Produzenten des städtischen Grüns.

Das Leitbild der Urbanen Natur nimmt den Trend des urban-ländlichen Lebensstils in Berlin auf. Nicht Stadt oder Land, Natur oder Urbanität, sondern die Gleichzeitigkeit und Wahlmöglichkeit ist Lebensqualität in einer Stadt wie Berlin.

Mit diesen drei Themen reagiert das Leitbild auf die besonderen Eigenlogiken der Stadt, nimmt die aktuellen gesellschaftlichen Trends und Herausforderungen der Stadtentwicklung in Berlin auf und findet Partner und Akzeptanz.

Die Strategie Stadtlandschaft wurde 2011 vom Berliner Senat beschlossen und mit einem eigenen Finanzierungs- und Umsetzungspro-



Abb. 10-1 und 10-2 Piktogramm und Collage Thema »Die produktive Landschaft – Berlin selber machen«

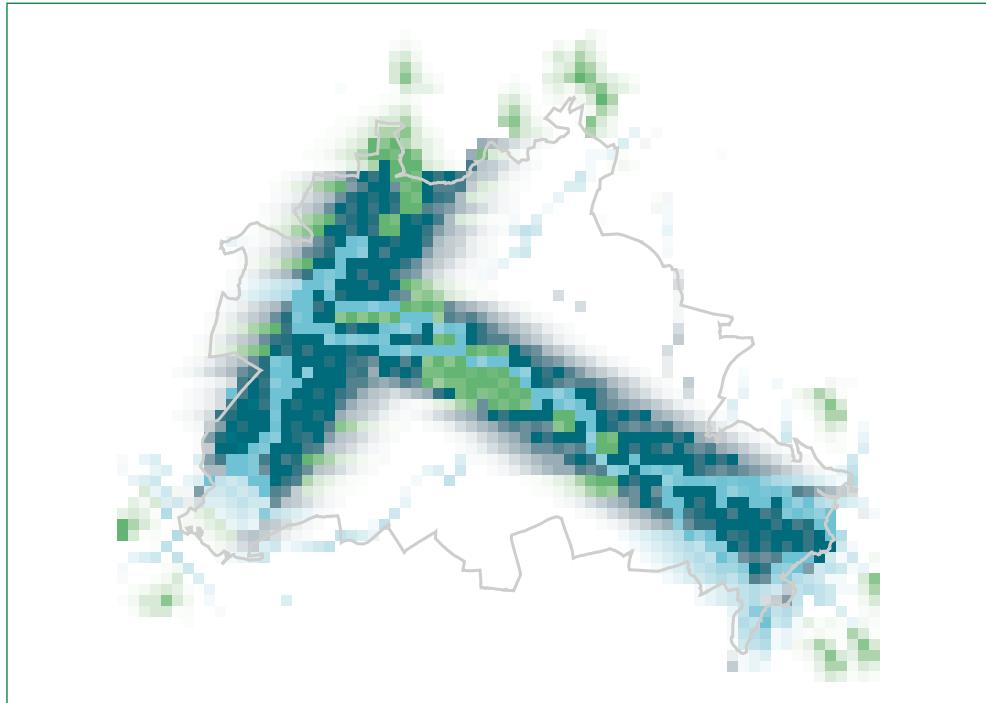


Abb. 11-1 und 11-2 Piktogramm und Collage Thema »Urbane Natur – Berlin erleben«

gramm ausgestattet. Vorgesehen ist, bis 2015 10 Mio. EUR aufzuwenden. Dadurch werden die Leitbilder erprobt, realisiert und im Stadtraum ablesbar.

Qualitätsoffensive Freiraum Hamburg

Hamburg hat 2011 ein ehrgeiziges Wohnungsbauprogramm aufgelegt. Jährlich sollen 6 000 Wohneinheiten realisiert werden. Da Hamburg auf Innenentwicklung setzt, steigt der Druck auf die bestehenden Freiräume. Das strategische Leitbild, das im Rahmen der gesamtstädtischen Planung aufgestellt wurde, lautet, anstelle auf Quantität vermehrt auf neue Freiraumqualitäten zu setzen. Diese Zielsetzung mündet in der »Qualitätsoffensive Freiraum«⁷. Trotz Verdichtung soll ein Mehrwert für das Grün der Stadt geschaffen werden. Da Qualität nicht von allein kommt, bedarf es strategischer Konzepte für die Stadtquartiere, die einer besonderen Verdichtung unterliegen.

So wurden für einzelne Hamburger Bezirke wie Eimsbüttel⁸ und Nord⁹ bereits erste Freiraumqualitätsstrategien erarbeitet, die aufzeigen, wie trotz Verdichtung neue Freiraumqualitäten in der Stadt entstehen können.

Wenn es um Wohnungsbau und Freiraumqualität in der Stadt geht, dann ist es naheliegend, mit der Wohnungswirtschaft zu kooperieren. Daher lässt die Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt aktuell ein Gutachten zum Thema »Co-Pro-

7 Vgl. Cornelia Peters: Verdichtung? Ja, aber ..., in: Garten + Landschaft, 4/2012, S. 27 bis 30

8 Bezirksamt Eimsbüttel Hamburg (Hrsg.): Freiraumqualitätsoffensive Eimsbüttel: ein Konzept für Lokstedt und Stellingen, Bearbeitung Becker Giseke Mohren Richard bgmr Landschaftsarchitekten, yellowZ, 2011

9 Bezirksamt Hamburg-Nord (Hrsg.): Qualitätsoffensive Freiraum, Freiraumentwicklungskonzept Barmbek/Winterhude. Bearbeitung: Planergruppe Oberhausen, Hamburg 2010

duktion von Freiräumen¹⁰ erarbeiten. Damit wird der Akteursbezug hergestellt und ausgelöst, wie im Huckepack der Wohnungsentwicklung gleichzeitig die Freiraumqualitäten aufgewertet werden. Auf dieser Grundlage werden dann konkrete Maßnahmen und Projekte, Anpassungen von gesetzlichen Grundlagen, eine neue Prozesskultur und weitere Schritte der Koproduktion von Freiräumen umgesetzt werden. Das abstrakte Leitbild wird so mit einer konkreten Strategie mit Akteursbezug auf die Umsetzungsebene herunter gebrochen.

Fazit

Die Beispiele machen deutlich, wie wichtig vernetzte Strategien sind, um Leitbilder umzusetzen. Leitbilder, die auf der Ebene der Willenser-

klärung und des »Wünsch dir was« bleiben, sind zahnlose Tiger. Mit Leben werden Leitbilder gefüllt, wenn sie in strategische Prozesse der Stadtentwicklung, die einen Akteursbezug aufweisen, eingebunden werden. Die Beispiele zeigen auch auf, welche Bedeutung die Entwicklung eines gesamtstädtischen Leitbildes für die zukunftsorientierte Freiraumentwicklung hat.

Damit differenziert sich die eingangs formulierte These »Mit Leitbild« aus. Die Entwicklung von Leitbildern, die zugespitzt, geschärft und zukunftsorientiert sind, ist der erste Schritt. Der zweite Schritt besteht in der Verankerung der Leitbilder in Strategien und Verfahren, in Abstimmung mit den Akteuren der Stadtgesellschaft. In einem dritten Schritt sollten dann mit Referenzprojekten die Leitbilder und Strategien umgesetzt, erprobt und somit Realität werden.

Wenn die Maxime »Das Eine tun, das Andere nicht lassen« beachtet wird, dann kann eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung mit Freiraumqualitäten Erfolg versprechend auf diesen Weg gebracht werden. 

10 Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt der Freien Hansestadt Hamburg: Mehr Stadt in der Stadt. Co-Produktion von Freiräumen, Bearbeitung Becker Giseke Mohren Richard, bgmr Landschaftsarchitekten; Hafencity Universität Hamburg, Projektentwicklung und Projektmanagement in der Stadtplanung, Nov. 2013

»Grün« als Standortvorteil im Stadtmarketing

Friedrich von Borries, Moritz Ahlert

Grün?

In den letzten fünf Jahren haben alle großen Metropolen der westlichen Hemisphäre ihre Stadtentwicklungsstrategien und Leitbilder für die kommenden Jahrzehnte vorgestellt. Höhepunkt hierfür war das Jahr 2010 – die neu anbrechende Dekade nahmen viele Städte zum Anlass einen Ausblick in die nähere Zukunft zu wagen. Die Städte wählten als Zeithorizont oft 2020 oder 2030, so z.B. New York mit dem »PlaNYC 2030«, Paris mit »Le grand Paris«, Melbourne mit »Melbourne 2050 – Growing Green Environmental Sustainability Plan«, Chicago mit der »Sustainable Chicago 2015 Action Agenda«, Stockholm mit »Stockholm – the city vision of 2030« oder London mit dem »THE LONDON PLAN – Spatial Development Strategy for Greater London«. Interessant ist zu beobachten, wie sich dabei die thematischen Schwerpunkte ähnelten: Der Fokus der Städte liegt vermehrt auf einer nachhaltigen, lebenswerten und grünen Stadtentwicklung. Zuvor war lange das kulturelle Angebot das wichtigste Pfund im Aufbau positiver Stadtidentitäten – Stichwort »Bilbao-Effekt«. Mit der Debatte um Klimawandel und dem Entstehen nachhaltigkeitsorientierter, sensibler und gesundheitsbewusster Lebensstile begann sich die Prioritätenhierarchie zu verschieben. Die Globalisierung hat einen harten Städtewettbewerb hervorgebracht; Städte konkurrieren um Touristen, Arbeitskräfte, Investoren. Im globalen Konkurrenzkampf um die Ansiedlung von Unternehmen und Investoren zählen heute nicht mehr nur die »harten Standortfaktoren« (gute Infra-

struktur, Arbeitskräftepotenzial, steuerliche Anreize, Subventionen oder Grundstückspreise), sondern auch »weiche Standortfaktoren«, wie attraktive Kultur- und Freizeitangebote. Und seit neuestem auch ein ökologisches und »grünes« Image der Stadt. Ökologische und energetische Nachhaltigkeit ist »in« und verspricht neue, besonders gut ausgebildete Bewohner anzuziehen.

Wettbewerb

Der Begriff »Grün« bezieht sich in der »Grünen-Stadt«-Debatte nicht nur auf die Grün- und Freiflächen, vielmehr zählen beispielsweise die (Nah-)Verkehrsinfrastruktur, Luft- und Wasserqualität, Lärmbelastung sowie die Abfallbewirtschaftung und der Ressourcenverbrauch dazu.

Welche als die »grünste« und lebenswerteste Stadt angesehen wird, entscheiden häufig Rankings oder Awards.

Ein wichtiger Award für europäische Städte ist der European Green Capital Award, der seit 2010 vergeben wird. Stockholm wurde die erste europäische Umwelthauptstadt, Hamburg folgte 2011, die spanische Stadt Vitoria-Gasteiz ist 2012 Umwelthauptstadt und für 2013 und 2014 sind Nantes und Kopenhagen nominiert. Mit dem Titel »Umwelthauptstadt Europas« werden Städte von der Europäischen Kommission ausgezeichnet, die »hohe ökologische Standards« und Maßnahmen für eine Verbesserung der Lebensqualität, Wirtschaft und Umwelt nach-

weisen können. Die Preisträger sollen eine Vorbildfunktion für andere Städte einnehmen. Bewerben können sich Städte mit über 200 000 Einwohnern, welche dann anhand verschiedener Umweltkriterien geprüft werden. Aber der Europäischen Kommission geht es um mehr: die Verknüpfung von wirtschaftlichem Wachstum mit ökologischer Nachhaltigkeit und Umweltschutz.

Ein anderes Ranking für nachhaltige Städte ist der European Green City Index, welcher 2009 von der Economist Intelligence Unit der Siemens AG veröffentlicht wurde. Auf dem ersten Platz landete Kopenhagen, gefolgt von Stockholm, Oslo, Wien und Amsterdam. Wobei die Motivation von Siemens, den Wettbewerb unter den Städten anzukurbeln, nicht ganz uneigen-nützig sein dürfte, denn der umweltgerechte Umbau und Neubau ist ein Milliardengeschäft. Bereits heute leben mehr als die Hälfte der Menschheit in Städten – mit steigender Tendenz. Das Unternehmen hat erkannt, dass Städte ein wesentlicher Wachstumsmarkt der Zukunft sind und bietet »grüne Technologien« für urbane Ballungsräume an (die Produktpalette reicht von Mobilitätslösungen über Gebäude- und Sicherheitstechnik bis hin zu kompletten Energiekonzepten). Seit 2013 präsentiert sich das Unternehmen darüber hinaus in dem eigens dafür gebauten Stadtentwicklungszentrum »The Chrystal«, einem großen Ausstellungshaus mit angeschlossenem Konferenz-, Technologie- und Innovationszentrum in der Londoner Innenstadt. Es soll nicht nur Touristen anlocken, sondern auch politische Entscheidungsträger, Stadtplaner und Architekten aus aller Welt – natürlich nicht ohne ökonomischen Hintergedanken.

Mit den Awards und Rankings hat sich unter den Städten ein regelrechter Wettkampf entwickelt, wer am »grünsten« ist und wird. Doch die Vergabe von Awards verläuft nicht immer kritikfrei. So steht die Ernennung Hamburgs zur Umwelt-

hauptstadt 2011 u. a. wegen des Kohlekraftwerkneubaus im südlichen Hamburger Stadtteil Moorburg, der geplanten Elbvertiefung und einer fehlenden Umweltzone in der Kritik. Alle drei Projekte haben erhebliche Auswirkungen auf die Umwelt und das Klima und zeichnen Hamburg nicht unbedingt als ökologische Vorzeigemetro-pole aus. In Frankfurt, das sich 2011 für den Titel Umwelthauptstadt beworben hat und unter die letzten drei Bewerber kam, stand bei der Bewer-bung zur Green Capital der Neubau der vierten Start- und Landebahn unter massiver Kritik, da für den Bau ca. 282 ha Wald weichen mussten und der Fluglärm stadtweit weiter zugenommen hat.

Um Erfolge der grünen Stadtentwicklungsstrate-gien auch objektiv evaluieren zu können, setzen sich viele Städte konkrete quantitative Ziele. So wollte Vancouver bereits 2011 alle öffentlichen Gebäude so umgebaut haben, dass sie einen neutralen CO₂-Footprint haben. Ein Ziel, das z. B. Frankfurt bereits erreicht zu haben bean-sprucht. London wollte bis 2012 die »sauberste und grünste Stadt der Welt«, Kopenhagen will bis 2015 die »Öko-Metropole« der Welt werden, bis 2025 gar als erste Hauptstadt der Welt komplett CO₂-neutral sein, während Paris bis 2030 als »nachhaltigste Post-Kyoto Metropole« bekannt sein möchte. Alle wollen ihren CO₂- und Treib-hausgas-Ausstoß erheblich reduzieren, von 33% bis 2020 in Vancouver über 40% bis 2020 in Hamburg, 50% bis 2050 in Sydney oder 80% bis 2050 in Chicago, New York und Toronto. Stock-holm möchte bis 2050 gar komplett ohne fossile Energieträger auskommen. Damit diese Aus-sagen nicht nur Worthülsen und Zukunftsblasen des Stadtmarketings bleiben, stehen in vielen Städten konkrete Investitionsbudgets zum Stadtumbau zur Verfügung: 100 Millionen Pfund in London und 35 Milliarden Euro in Paris. In New York sind allein 50 Milliarden Dollar für die Weiterentwicklung des ÖPNV eingeplant.

Interventionsmaßstab

Unklar ist aber, mit welchen Maßnahmen eine Stadt erfolgreich »umgegrünzt« werden kann. Und in welchem Maßstab sollen Eingriffe umgesetzt werden? Derzeit lassen sich zwei parallele, miteinander verknüpfte Strategien beobachten, und zwar auf unterschiedlichen Maßstabsebenen – vom Stadtsystem bis zu einzelnen Bauteilen.

Zum einen wird in aktuellen Planungen versucht, sich zukünftigen Auswirkungen des Klimawandels anzupassen, zum anderen daran gearbeitet, den Energieverbrauch von Gebäuden und Städten entsprechend der politischen Zielsetzungen so zu reduzieren, dass eine Minderung des erwarteten Klimawandels erreicht werden kann.

In beiden Fällen versucht der klimagerechte Stadtumbau, die vorhandenen Strukturen zu modifizieren, ähnlich wie ein Update ein vorhandenes Programm weiterentwickelt, ohne es in seinen Grundfesten in Frage zu stellen. Unternehmen wir also eine Reise in zwei Städte – New York und Paris – die für die nächsten Jahre größere Umbaumaßnahmen planen, bei denen das Stadtgrün jeweils eine wichtige Rolle spielt.

Mit dem »PlaNYC2030« hat sich New York große Ziele gesetzt. Es soll in den ÖPNV investiert, der CO₂-Ausstoß massiv reduziert und neue Grünflächen geschaffen werden. Effizientere Kraftwerke sind in Planung, und Gebäude sollen energiesparend umgebaut werden. Neue Parkflächen sollen die Stadt grüner machen – in Zukunft soll jeder Bürger innerhalb von zehn Minuten zu Fuß einen Park erreichen können. Wie erfolgreich diese Strategie sein kann, zeigt das – wenn auch nicht mit dem Programm direkt verknüpfte – High-Line-Projekt. Die High-Line ist eine ehemalige Hochbahnstrecke. 2001 kämpften über 100 Bürgergruppen für die Revitalisierung der High Line als öffentlichen Park, 2006

legte der Bürgermeister den Grundstein für den heutigen Park. Wesentlich finanziert wird dieser durch die »Friends of the High Line«, einer gemeinnützigen Organisation. Heute fehlt dieser von den international renommierten Architekten Diller + Scofidio und den Landschaftsarchitekten Field Operations gestaltete Park in keiner Marketing-Broschüre über New York. Grüne Räume, so hat New York verstanden, sind eine Maßnahme der Wertsteigerung und der Imageproduktion. Neben der üblichen amerikanischen Mentalität der Charity, der Finanzierung durch private Spenden, ist dieser handfeste ökonomische Vorteil einer der Gründe, warum private und gemeinnützige Finanzierungsmodelle in den USA auch im Bereich Grünraumentwicklung keine Seltenheit sind. Sogar der Unterhalt des Central Park wird privat teilfinanziert. Eines der nächsten, medienwirksamen Flagship-Projekte in New York ist die 1-Million-Bäume-Kampagne. Das besondere an dieser Kampagne ist, dass die Stadt eine breite Masse mobilisieren möchte, die aktiv und freiwillig an der Baumpflanzaktion partizipiert.

In Paris wurden unter der Schirmherrschaft des Staatspräsidenten Sarkozy 2009 von zehn international und hochkarätig besetzten Planerteams Visionen für »Le Grand Paris 2030« erarbeitet. Die Studien verknüpfen die Kernstadt mit dem Umland, das neue Groß-Paris zieht sich entlang der Seine bis nach Rouen und Le Havre. Ein wesentlicher Baustein dieser Strategie sind neue Grünräume und Wasserlandschaften in der Stadt als Anpassungsmaßnahme an den Klimawandel sowie Räume für urbane Landwirtschaft als kulturelles Ereignis und attraktiven urbanen Lebensstil im Agglomerationsraum. Inwieweit die Entwürfe realisiert werden und nicht bloße Ankündigungspolitik waren, bleibt abzuwarten.

Auch deutsche Städte denken über einen klimagerechten Stadtumbau nach, so z. B. Berlin und Frankfurt. Im September 2010 hat Frankfurt

seinen Leitbildentwurf für den Frankfurter Grüngürtel vorgestellt. Unter anderem soll in Zukunft der die Stadt umschließende Grüngürtel stärker mit der Stadt verbunden werden. Begonnen werden soll mit einem neuen Leit- und Orientierungssystem, bis 2030 sollen außerdem wichtige Straßenachsen zu Grüngürteln rück- und umgebaut werden.

Auch Berlin hat im Mai 2012 seine »Strategie Stadtlandschaft 2017-2030-2050« vorgestellt. Hier ist unter anderem die Entwicklung eines neuen Netzes von Grüngürteln vorgesehen, der vorhandene historische Parks über zu Grün- und Freiräumen umgebaute Straßen verknüpft. Ein weiterer Schwerpunkt ist die Entwicklung von innerstädtischer urbaner Landwirtschaft sowie die Etablierung eines neuen Typus von Grünräum, der urbanen Natur, in der sich Erlebnisinteresse, Wildniswünsche und Biodiversität miteinander verbinden.

Auch hier sollte man sich vor dem Hintergrund des oben beschriebenen Veränderungspotenzials von Stadträumen und den großen Umbaumaßnahmen des 19. und 20. Jahrhunderts noch einmal bewusst machen, was manche Städte sich für Ziele setzen: Sydney möchte bis 2030 sicher stellen, dass jeder Bewohner innerhalb von 3 Minuten oder 260 Metern Wegstrecke einen Grüngürtel – und nicht nur einen begrünten Platz – erreichen kann.

Zumindest in den reichen westlichen Städten scheint die Urbanisierungsstrategie der Zukunft die Grünraumplanung zu sein. Wie aber verwirklichen sich diese langfristigen Strategien? Denn die Umsetzung der großmaßstäblichen gesamtstädtischen Ansätze hängt, allen schönen Plänen zum Trotz, am Ende von politischen Stimmungen, Haushaltsentscheidungen und Wahl ausgängen ab. Deshalb werden jenseits der großen Würfe auch ganz konkret neue Grünräume geschaffen, schließlich sichern Grünräume Ab-

kühlungsmöglichkeiten, sowohl physikalisch als auch psychologisch. Hauptsächlich geht es also darum, den Stadtraum »grüner« zu machen. Dazu machen sich die Städte auf die Suche nach bislang ungenutzten, brachen Arealen, Inseln im Gefüge der Stadt, auf denen sich ohne Verluste neue Freiräume realisieren lassen.

Imageproduktion

Nicht immer geht dabei die gewünschte Imageproduktion mit den ökonomischen Realitäten einher. Ein Beispiel: Eine der bekanntesten deutschen Brachen ist der Berliner Prinzessinnengarten, der in den letzten drei Jahren als Vorreiter der Urban-Gardening-Bewegung in Deutschland medial sehr viel Aufmerksamkeit bekommen hat. Er repräsentiert als Bottum-up-Projekt das junge und ökobewusste Berlin. Das Erfolgsprojekt wird auch gern von städtischer Seite als Berliner Referenzprojekt in den Imagebroschüren der Stadt gezeigt. Der Garten ist aber gefährdet, der Liegenschaftsfonds will das Grundstück verkaufen, um die städtischen Schulden abzubauen, ohne Rücksicht auf Nutzerwünsche von Anwohnern. Berlin setzt, obwohl es sich nach außen als zwischennutzerfreundlich gibt, dennoch häufig klassisch auf Top-down-Strategien.

Exemplarisch hierfür stehen Gartenausstellungen. Sie sind par excellence Beispiel für »grünes« Branding. Im Rahmen von Gartenschauen finden in den ausgewählten Städten umfangreiche Freiraumplanungen und -umgestaltungen statt, die regionalen oder städtischen Entwicklungszielen und natürlich dem »grünen« Standortmarketing dienen sollen. Für die »grüne Branche« sind Gartenausstellungen Leistungsschauen, auf denen Betriebe aus dem Garten- und Landschaftsbau ihre Produkte und Leistungen präsentieren, von Pflanzenzüchtungen über Gartenmöbel bis hin zu Grabsteinen. In Berlin findet



Abb. 1 bis 5 [Quelle: Projektbüro Friedrich von Borries, Moritz Ahlert]

2017 die Internationale Gartenbauausstellung statt. Eigentlich auf dem Tempelhofer Feld in zentraler Lage geplant, als Flaggschiffprojekt der Strategie Stadtlandschaft, findet sie jetzt nach Protesten von einigen lokalen Initiativen neben den Marzahner Gärten der Welt statt. Es werden in Marzahn nur 2,8 Millionen statt der ursprünglich 3,5 Millionen zahlende Besucher erwartet.

Mit dem Eintritt der Gartenbauausstellungsbesucher soll nun die Erweiterung der Marzahner Gärten der Welt finanziert werden, der Finanzierungsanteil der Stadt ist noch einmal gekürzt worden. Das »grüne« Image ist erwünscht – an der Umsetzung wird gespart.

Auch bei der Pflege und Unterhaltung einmal geschaffener Anlagen gibt es in vielen Kommunen oft erhebliche Probleme. Für die Investition gibt es häufig Förderungen, doch für den Erhalt dann nicht mehr.

Branding

Ein interessantes amerikanisches Beispiel für eine andere Finanzierungsstrategie ist der Millennium-Park in Chicago – ein altes innerstädti-

sches Eisenbahngelände, welches mit moderner Architektur, monumentalen Skulpturen und aufwendiger Landschaftsgestaltung bestückt ist. Park ist dabei nicht mehr nur Naturraumsimulation, sondern eben auch eine Erlebnis- und Eventlandschaft. Die Hauptattraktion ist der von Frank Gehry gestaltete »Jay Pritzker Pavilion« – eine der modernsten Freilichtbühnen in den Vereinigten Staaten. Die 470 Millionen Dollar teure Anlage ist zur Hälfte über Public-private-Partnerships finanziert, sodass viele Attraktionen nach ihrem Spender heißen, wie z.B. »McDonald's Cycle Center«, »BP Bridge« und »Wrigley Square«. Ein gebrandeter Grünraum wie der Millennium-Park ist hierzulande so noch nicht vorstellbar.

Doch die Finanzierung von Zielen und Maßnahmen zum klimagerechten Umbau ist für viele Kommunen ein Problem. Mit der Finanzkrise haben sich die Prioritäten wieder weg von der Klimadebatte hin zu rein ökonomischen Fragestellungen verschoben. Die Kommunen stehen stärker denn je unter massiven Sparzwängen und der Wettbewerb um Investoren hat sich noch mehr verschärft.

Und so liegt es an der Politik, ob tatsächlich in das Wachstum grüner Räume investiert wird – oder nur wenige Leuchtturmprojekte als Image-



träger durch die Maschine des Stadtmarketings
gejagt werden.

Symbolisch für eine reine Marketingaktion im Grüne-Stadt-Wettbewerb mit wenig investiven Mitteln kann die Umgestaltung des New Yorker Times Square 2009 gelten. Der berühmteste, viel befahrene, mit Leuchtreklame gesäumte Abschnitt des Broadway wurde durch eine simple Absperrung zu einem städtischen Aufenthaltsraum für Fußgänger, Radfahrer und Straßenkünstler.

Die umliegenden Geschäfte sponserten 400 grüne Klappstühle, auf denen Touristen und New Yorker die einzigartige Atmosphäre einer »grünen« Stadt ohne Autos genießen können – einfach perfekt inszeniertes Stadtmarketing.

Eine offene Frage bleibt: Halten sich wirklich alle Stadtbewohner an die von Branding- und Marketingstrategen entwickelten Nutzungskonzepte? Oder wenden sie sich gegen diese Vorformulierungen und erproben Handlungen, die jenseits der im öffentlichen Grünraum erwünschten Verhaltensformen liegen?



Städtebau und grüne Stadträume

Ulrike Böhm, Cyrus Zahiri, Katja Benfer

Einleitung

Unter dem Titel »Grün in der Stadt« fasste der Deutsche Werkbund Anfang der 1980er-Jahre rund 40 Aufsätze in einem Sammelband zusammen. Die Texte verknüpften kritische Zustandsbeschreibungen mit unterschiedlichen Perspek-

tiven auf die historische Rolle des Stadtgrüns und formulierten daraus Orientierungshilfen sowie Handlungsalternativen. Damit leiteten sie gleichzeitig einen Bedeutungswandel ein, der im Laufe der Zeit den Fokus von der Grünplanung als einer dem Städtebau nachgeordneten Fachplanung – verantwortlich für das »Stadtdekor« –

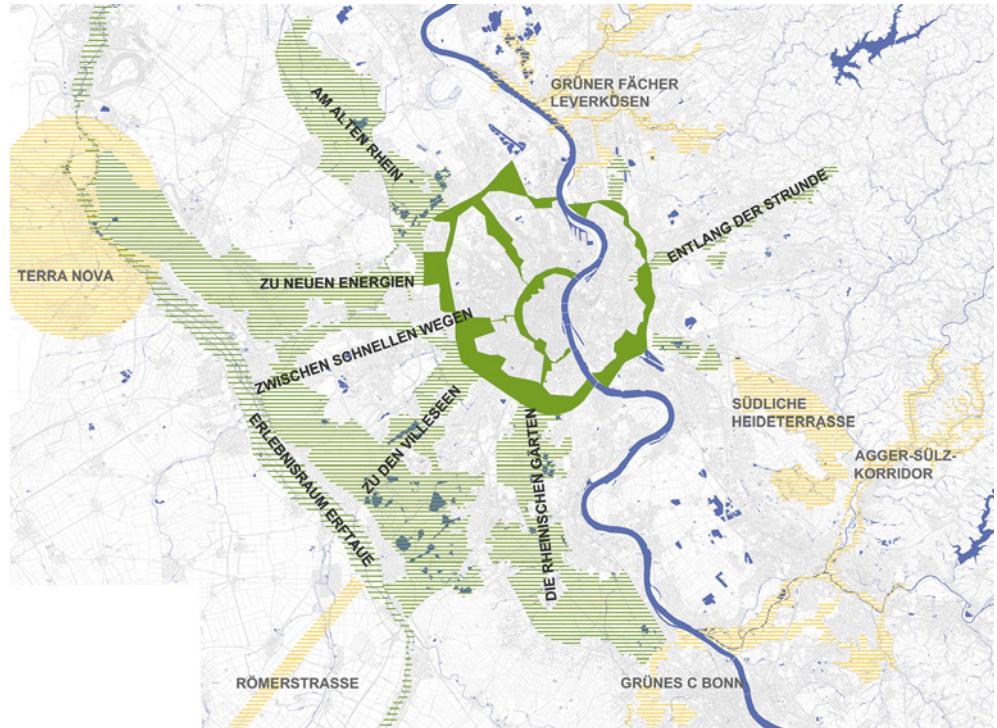


Abb. 1 »RegioGrün« entwickelt ausgehend vom Äußeren Grüngürtel Kölns fünf Freiraumkorridore. In radialer Ausrichtung verbinden sie den Kölner Grüngürtel mit der Erftaue und der bewaldeten Ville. Sie gliedern und strukturieren den suburban geprägten Raum und steuern die Siedlungsentwicklung. [Quelle: WGF Nürnberg]

zur Landschaftsarchitektur als selbstständiger Disziplin verschob. Im Folgenden wird eine aktuelle Standortbestimmung der Landschaftsarchitektur versucht. Dabei dienen ausgewählte Projekte dazu, ein zeitbezogenes Spektrum an Planungskontexten, Handlungsfeldern und Rezeptionsweisen aufzuzeigen.

Transformation

In den 1980er-Jahren setzte insbesondere im Ruhrgebiet ein Prozess der De-Industrialisierung ein, durch den ausgedehnte ehemals industriell genutzte Flächen ihre ursprüngliche Nutzung verloren. Zur Entwicklung eines tragfähigen Neuanfangs konnte nicht auf klassische städtebauliche Instrumente zurückgegriffen werden, da für die Areale überwiegend kein wirtschaftlicher Verwertungsdruck bestand. Dagegen bot sich die Chance, mit der Vernetzung der bislang unzugänglichen Flächen innerhalb des gewachsenen Patchworks aus unzusammenhängenden Siedlungsfragmenten ein neues Ordnungselement zu etablieren. Im Rahmen der IBA Emscher Park wurden dazu unterschiedliche vor allem freiraumbezogene Entwicklungsstrategien gebündelt und bis 1999 umgesetzt.

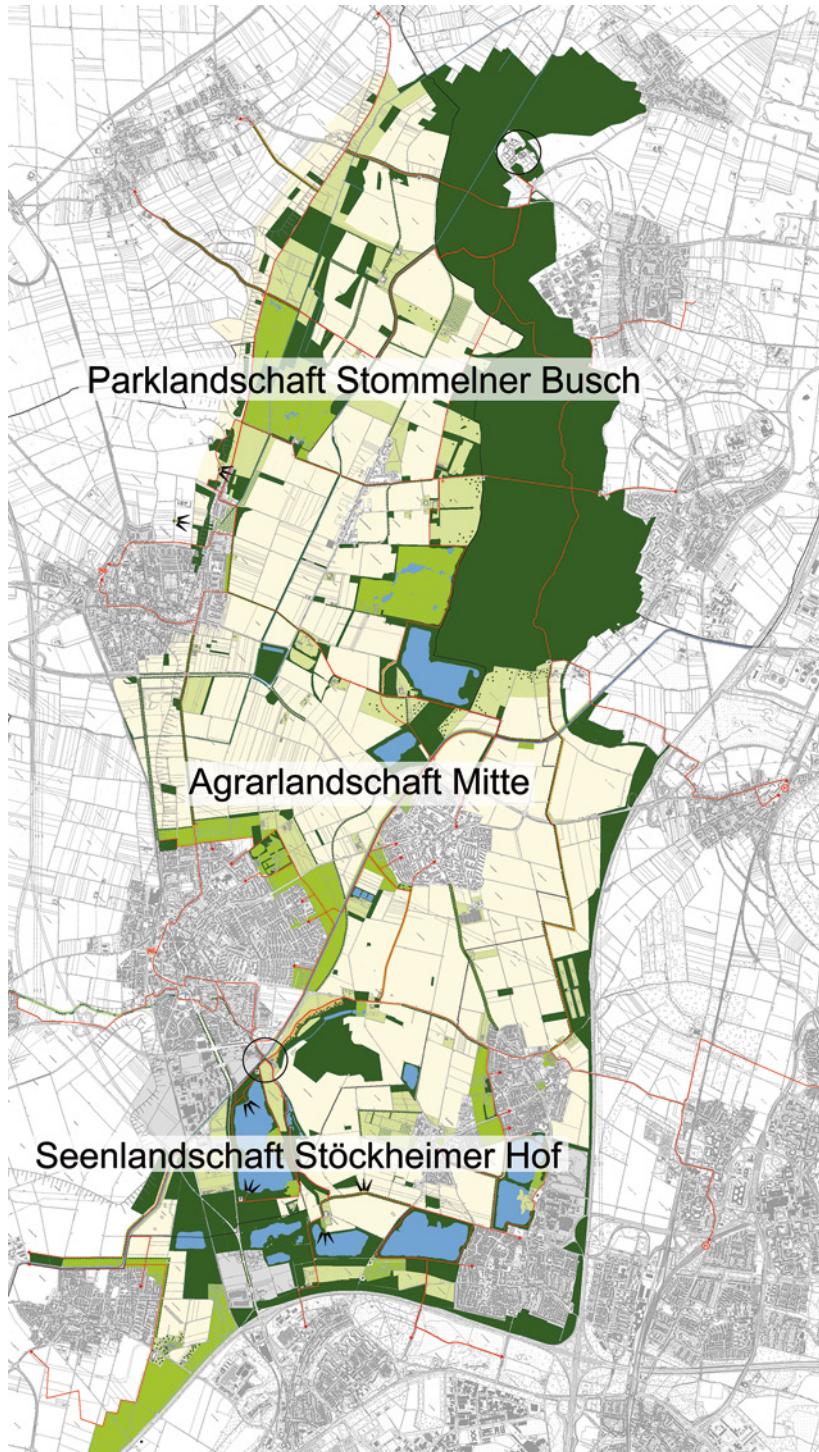


Abb. 2 Der Korridor »Am alten Rhein« setzt sich aus drei landschaftlichen Großstrukturen zusammen: dem Stommelner Busch, der Agrarlandschaft Mitte, in dem sich auch die Stadt Pulheim befindet, und dem Stöckheimer Hof. Das Konzept zielt darauf ab, durch landschaftsarchitektonische Interventionen die Charakteristika und Qualitäten der Landschaft zu stärken. [Quelle: WGF Nürnberg]

Mit der Umsetzung dieser Strategien sind wichtige Akzentverschiebungen verbunden. In der Folge entstanden Freiräume, die anthropogene und landschaftliche Spuren einbeziehen und durch großzügige Setzungen akzentuieren, ohne sich ihnen unterzuordnen. Damit bieten sie unterschiedliche Rezeptionsweisen an und illustrieren die Vielschichtigkeit von Landschaft als Träger kollektiver Erinnerungen. Vertreter dieses neuen Freiraumtyps sind der Landschaftspark Duisburg Nord, die Zeche Zollverein oder der Westpark Bochum.

Besonders bemerkenswert ist der Bedeutungszwachs, den Freiraum und Landschaftsarchitektur im Rahmen dieser großmaßstäblichen Umstrukturierungsprozesse erfuhr. Die Idee, mit der Entwicklung spezifischer Freiräume städtebauliche Entwicklungen zu initiieren und zu ordnen, kehrte die übliche Hierarchie innerhalb der räumlich arbeitenden Disziplinen um. Das entstandene Instrumentarium wurde in der Folge für unterschiedliche Transformationsprozesse aufgegriffen und angepasst. Zu bekannten Nachfolgeprojekten gehören z. B. die IBA Fürst-Pückler-Land und Stadtumbau Sachsen-Anhalt. Eine ähnliche Schwerpunktsetzung ist inzwischen auch bei Gartenschau-Konzeptionen zu erkennen. Sie werden wie eine IBA dazu genutzt, komplexe städtebauliche Problemlagen zu erfassen und Eingriffe in unterschiedlichen Maßstabsebenen zu bündeln.

Zwischenstadt

Veränderte Ansprüche an das Wohnen, leistungsfähige Straßennetze und eine umfassende individuelle Motorisierung führten ab den 1950er-Jahren zu einer Aufgabenteilung zwischen den Kernstädten und den sie umgebenden Regionen. Wuchsen die Kernstädte bis dahin als kompakte Einheiten, verlagerten sich die Wachstumsprozesse nun an den Stadtrand und

in das städtische Umland. Entsprechend dieser Dynamik sind viele Gemeinden in der Nähe prosperierender Ballungszentren rasant gewachsen. Während die Kernstädte dabei ökonomische und kulturelle Bezugspunkte blieben, veränderten sich diese Gemeinden zu Orten des Wohnens und der Freizeit. Charakteristisch für diese dezentrale Siedlungsentwicklung ist eine heterogene Mischung aus Gewerbe-, Siedlungs- und Landschaftsfragmenten.

Nicht einzuordnen in die traditionellen Kategorien von Stadt oder Land, stand dieses Phänomen bei den Planungsdisziplinen lange Zeit nicht hoch im Kurs. Erst Ende der 1990er-Jahre regte der Bonner Stadtplaner und Stadttheoretiker Thomas Sieverts mit dem Begriff »Zwischenstadt« einen Perspektivenwechsel an. Zur Qualifizierung der »Zwischenstadt« schlägt er unter anderem vor, regional bedeutsame Freiflächen zu sichern und zu öffentlichen Räumen weiterzuentwickeln [Sieverts, 1999]. Damit übernimmt der Freiraum Aufgaben der Ordnungs- und Sinnstiftung, die ein auf Hochbau bezogener Städtebau in den gegebenen Kontexten nicht mehr leisten kann. Sieverts Vorschläge greifen zurück auf die oben beschriebenen Strategien zur Umstrukturierung des Ruhrgebiets.

Auch Entwicklungsprogramme, wie die Regionale in NRW, basieren auf diesen Erfahrungen und Instrumenten und übertragen sie auf jeweils unterschiedliche zwischenstädtische Kontexte: Das Konzept »RegioGrün« von WGF Landschaft als Teil der Regionale 2010 nimmt die agrarlandwirtschaftlich und zwischenstädtisch geprägten Räume rund um das Ballungszentrum Köln in den Blick. Zu den Zielen des Konzeptes gehören die Sicherung und Etablierung von großräumlichen landschaftlichen Zusammenhängen und die Steuerung von Siedlungsprozessen. Dazu wird von den charakteristischen Elementen von Stadt und Landschaft ausgegangen. Die zu entwickelnden Freiräume sollen keine großflächig-

gen Umgestaltungen initiieren, sondern als punktuelle Interventionen Bestehendes hervorheben.

Das Konzept identifiziert dazu Teilräume und fasst zu ihrer Weiterentwicklung die jeweils vorgenommenen landschaftsmorphologischen Elemente zu unterschiedlichen Leitbildern zusammen. Die einzelnen Teilräume werden im Rahmen von Wettbewerben zu konkreten Projekten weiterentwickelt. Dabei bieten die Leitbilder Spielräume an, die eine eigenständige gestalterisch-räumliche Interpretation ermöglichen, ohne dass die Beziehungen zum übergeordneten Konzept verloren gehen. Intendiert ist ein neuer Freiraum-Typ, der zwischen Stadtrand und Landschaft vermittelt und dazu seine Gestaltungselemente aus den Charakteristiken der umgebenden, agrarisch geprägten Landschaft bezieht. Ein ähnlicher Ansatz wird zur Zeit als »Hybride Parks« im Rahmen des europäischen Förderprogramms INTERREG IVC verfolgt.

Wachstum

Im Zusammenhang mit städtebaulichen Entwicklungs- und Transformationsprozessen übernehmen Freiräume inzwischen eine Vielzahl von Funktionen. Mittlerweile häufig den Hochbauprojekten in der Umsetzung vorgeschaltet, setzen sie in der Initiierungs- und Anfangsphase einen wichtigen Fokus auf das zu entwickelnde Gebiet. Ihre Gestalt und Atmosphäre eröffnet gleichzeitig einen Ausblick auf die Zukunft des Areals. Über längere Entwicklungszeiträume hinweg bilden sie vertraute Bezugspunkte und bieten damit einen Maßstab für Veränderungen an. Als räumliche Konstante ermöglichen sie den Grundstücksentwicklern zusätzliche Spielräume für Anpassungen.

Ein viel beachtetes Beispiel für die besondere Rolle von Freiräumen ist die Entwicklung des



Abb. 3 Der Nordpark liegt zwischen Pulheims Stadtkante und der angrenzenden Agrarlandschaft. Zu den charakteristischen Elementen der Feldflur gehören Feldwege, Alleen und parzellierte Felder. Sie wird räumlich strukturiert durch die Staffelung von Baumreihen, Waldstücken, Gehöften und Industrieobjekten entlang der Horizontlinie. Als maßstabsgebende Elemente erlauben sie die Wahrnehmung der großzügigen Dimensionen am Übergang zwischen Stadt und Landschaft. [Quelle: bbz]



Abb. 4 Die Horizontallee fasst den Park am Übergang zur Landschaft. Das Profil der leicht erhabenen Allee mit der zweigeteilten Wegespur leitet sich ab aus der Typologie der vorhandenen Feldwege. Ihre Baumpaare ergänzen die Silhouetten benachbarter Baumreihen.
[Quelle: Fotoatelier 2 Holtschneider + Peetz]



Abb. 5 Um die Prägnanz und die Wiedererkennbarkeit des Parks zu stärken, wurden drei Möbeltypen entworfen. Die »Picknick-« und »Liege-Landschaften« bieten alternative Aufenthaltsmöglichkeiten an. Sie liegen abseits der Wege als »Inseln« in den Wiesenflächen und sind jeweils über Stege erreichbar.
[Quelle: bbz]



Abb. 6 Der See als neue Mitte Staßfurts – konzipiert, um die mit der Bergsenkung verbundenen Veränderungen als übergeordnetes Gestaltungsthemma und als Potenzial für den Freiraum zu nutzen. [Quelle: Hans Joosten]

Stadtteils Neu-Oerlikon in Zürich. Zur Umnutzung des brachgefallenen Industrieareals wurde 1992 ein städtebaulicher Wettbewerb durchgeführt. Das prämierte Konzept der Architekten Ruoss/Schrader/Siress sieht rund 10% des Entwicklungsgebietes als öffentliche Freiflächen vor, die – aufgeteilt in vier Teilräume – den städtebaulichen Transformationsprozess anstoßen sollen [Scherr, 2006].

Als wichtigstes Orientierungsmerkmal innerhalb der künftigen Stadtquartiere sollen sich die zentralen Freiräume jeweils durch eine eigenständige Gestaltidee voneinander unterscheiden. Entsprechend wurden die Entwürfe über einzelne Wettbewerbsverfahren ausgewählt. Der Oerliker Park entstand als erster der vier Freiräume zwischen 1999 und 2001. Mit dem Entwurf einer »Baumhalle« thematisieren die Landschaftsarchitekten Zulauf/Seippel/Schweingruber die Entwicklungszeit des Quartiers. Die Halle wächst als dichter Hain gemeinsam mit den Baufeldern und entfaltet über den Entstehungszeitraum seine räumliche Wirkung.

Neu-Oerlikon illustriert den Stellenwert prägnant formulierter Freiräume als Qualifizierungs- und Steuerungsinstrument im Rahmen städtebaulicher Entwicklungsprozesse. Ähnliche Strategien finden sich in einer Reihe von städtebaulichen Projekten in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden.

Schrumpfung

Infolge des Mauerfalls 1989 entstanden eine Reihe von Aufgaben in der Stadtentwicklung, die in Ergänzung klassischer Instrumente der Stadtplanung eine gleichberechtigte Einbeziehung der Landschaftsarchitektur förderten: Die Revitalisierung von Altstadtkernen und Großsiedlungen, die Konversion von Industrieflächen oder auch der Umgang mit den Prozessen der Stadt-

schrumpfung erforderten immer auch eine besondere Sensibilität im Umgang mit öffentlichem Raum und Landschaft. Staatliche Förderprogramme wie Stadtumbau Ost ordnen dieses erweiterte Aufgabenspektrum der Landschaftsarchitektur zu und machen sie zu einem verbindlichen Teil ihrer Richtlinien.

Zu den wichtigsten Entwicklungsphänomenen der letzten 20 Jahre gehört das Nebeneinander von schrumpfenden und wachsenden Regionen. Dabei sind schrumpfende Stadt- und Siedlungsgefüge von einer Reihe von Randbedingungen betroffen, die sich wechselseitig verstärken. Dazu gehören eine drastische Reduktion von wirtschaftlichen Bezugspunkten, eine sich verändernde Bevölkerungszusammensetzung sowie eine sinkende Attraktivität des Standorts. Oft sind auch Folgeschäden einer intensiven Industrienutzung mit zu berücksichtigen. Dabei schränken sinkende Einnahmen die Steuerungsmöglichkeiten der betroffenen Kommunen ein und gefährden mittelfristig den Erhalt wichtiger Elemente der städtischen Infrastruktur sowie sozio-kultureller Anziehungspunkte. Erschwendend kommt hinzu, dass sich Schrumpfungsprozesse nicht nur auf die Randbereiche konzentrieren, sondern sich über das gesamte Siedlungsgefüge verteilen.

Die beschriebenen Phänomene lassen sich exemplarisch an der Entwicklung der Stadt Staßfurt ablesen. Im Rahmen der IBA Stadtumbau Sachsen-Anhalt verfolgt das Projekt »Aufheben der Mitte – Neugestaltung der Mitte« seit 2003 das Ziel einer Neubestimmung der Stadtmitte. Häfner zufolge sieht sich die Stadt aufgrund des langjährigen Kaliabbaus unterhalb des Stadtgebiets mit dramatischen Bergbaufolgeschäden konfrontiert. Auf einer innerstädtisch liegenden Fläche von ca. 200 ha sind inzwischen Absenkungen von über sieben Metern entstanden, die den Abriss weiter Teile der historischen Altstadt nach sich zogen [Häfner, 2013]. Da die Irreversi-

bilität der Baugrundbedingungen eine bauliche Entwicklung ausschließt, verlagert sich der Entwicklungsschwerpunkt auf die Neuentwicklung eines großzügigen innerstädtischen Freiraums. Das in einem interdisziplinären Planungsverfahren entwickelte Grundkonzept wurde durch das Büro Häfner Jimenez präzisiert und umgesetzt. Es bestimmt die mit der Bergsenkung verbundenen Veränderungen zum übergeordneten Gestaltungsthema. Kern des Entwurfs ist eine durch die Reduzierung der Grundwasser-Pumpleistung entstehende rund 4 500 m² große Wasserfläche. Angrenzende Freiflächen wie der umgestaltete „Große Markt“ sowie die Neuinterpretation des Grundrisses der ehemaligen Kirche verknüpfen stadtgeschichtliche Verweise mit einem vielfältigen Angebot an Nutzungsmöglichkeiten. Das Projekt zeigt exemplarisch die möglichen „Tiefenschärfe“ landschaftsarchitektonischer Interventionen im Kontext komplexer städtebaulicher Zusammenhänge.

Das Projekt wurde 2012 mit dem Deutschen Städtebaupreis gewürdigt. Von den sieben diesjährigen Prämierungen weist nur ein Projekt einen ausschließlich baulichen Schwerpunkt auf und kommt ohne Landschaftsarchitekt aus. Damit wird der veränderte Stellenwert der Disziplin ausdrücklich auch von der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung zur Kenntnis genommen.

Naturschutz und Nutzung

Die bislang beschriebenen Projektbeispiele sind gekennzeichnet durch eine starke Bezugnahme auf den Kontext, ohne dabei jeweils auf eine eigenständige Entwurfshaltung zu verzichten. Sie lassen sich nicht loslösen aus einem Fachdiskurs, der geprägt ist durch eine sich stetig differenzierende Aufmerksamkeit für das Wechselspiel zwischen landschaftlichen Transformationsprozessen und anthropogenen Eingriffen.



Abb. 7 Ein neuer Stadtplatz am ehemaligen Trafoturm [Quelle: Hans Joosten]

Anknüpfungspunkte hierfür bildeten eine verstärkte Hinwendung zur lokalen Geschichte sowie eine schrittweise Sensibilisierung für die Beziehung zwischen Natur und Stadt.

Beispielhaft für eine besondere Synthese dieser Ansätze ist das Freiraumprojekt auf dem ehemaligen Hubschrauberlandeplatz Maurice-Rose-Airfield in Frankfurt Bonames. Nach mehr als 40-jähriger Nutzung wurde das Gelände im Jahr 1992 von den US-Streitkräften geräumt. Für das 9 ha große Flächen-Patchwork aus ausgedehnten befestigten Bereichen, Wiesen und leerstehenden Gebäuden bestand keine Nutzungs vorgabe. Während einer Interimszeit entwickelten sich auf dem Areal verschiedene Aktivitäten wie Stuntübungen oder Bogenschießen, die



Abb. 8 Wasserpodium am Ende der ehemaligen Marktstraße, die aufgrund der Bergsenkung nicht mehr weitergeführt werden konnte [Quelle: Hans Joosten]



Abb. 9 Auf dem ehemaligen Flughafen in Frankfurt Bonames wurde ein landschaftsarchitektonisches Konzept umgesetzt, das divergierende Ansprüche – Freiraumnutzung und Naturschutz – ausgleicht und miteinander in Beziehung setzt. [Quelle: Stefan Cop / Frankfurt Bonames]



Abb. 10 Die in Teilen erhaltenen Landebahnen werden durch Schollenfelder aus angefallenem Asphalt- und Betonbruch begleitet. Deren rauе und zerklüftete Oberfläche schützt die sich ansiedelnden Pflanzen und Tiere und bietet einen spezifischen Lebensraum. [Quelle: Stefan Cop]

aufgrund ihrer Eigenart an keiner anderen Stelle Platz fanden. Gleichzeitig haben sich in den ungenutzten Randbereichen des Geländes schützenswerte Bestände von Wildflora und -fauna angesiedelt.

Zur Umsetzung des gültigen Landschaftsschutzprogramms, war zunächst die vollständige Entsiegelung der Flächen und ihre Rückführung in die Wiesenlandschaft der Niddaaue vorgesehen. Um einen Konflikt mit den bereits etablierten Nutzungen zu vermeiden, wurde vom Büro GTL ab 2003 ein Freiraum-Konzept entwickelt, das unter Beibehaltung des Flugfeld-Charakters einen Ausgleich der divergierenden Ansprüche ermöglicht [Leppert, 2006].

Der Entwurf ordnet den Flächen je nach Anforderung spezifische Merkmale zu. Zwei Drittel der Asphalt- und Betonflächen wurden entsiegelt. Großflächige Schollenfelder entstanden aus angefallenem Asphalt- und Betonbruch parallel zu den erhaltenen befestigten Bereichen. Ihre Besiedlung durch Pflanzen und Tiere wird seit 2004 durch eine Biotopkartierung dokumentiert [Bönsel, 2006]. Erlebbar wird diese rauе, menschen-gemachte „Natur“ entlang der erhaltenen Teile der Landebahnen, die weiterhin für Freizeit- und Erholungsnutzungen zur Verfügung stehen. Durch die gebrochene Oberfläche schwer zugänglich, bleibt die Vegetation auf den Schollenfeldern geschützt und steht doch in enger Beziehung zum intensiv genutzten Teil des Areals.

Der Gesetzgeber sieht für öffentliche Grünanlagen den Ausschluss von potenziellen Gefährdungen vor. Mit der Beibehaltung des Flächenstatus als Landschaftsschutzgebiet konnte die Verkehrssicherungspflicht jedoch auf Teilbereiche beschränkt werden.

Das Projekt zeigt, dass eine Auseinandersetzung mit dem Widerspruch zwischen Naturschutz und Freizeitnutzung zu einem eigenständigen Freiraumtyp führen kann, der sich an eine breite Adressatengruppe richtet. Der Entwurfsansatz bietet wichtige Anknüpfungspunkte für weitere Untersuchungen [vgl. Prominski].

Experiment und Prägnanz

Die oben angedeuteten Umwertungs- und Ästhetisierungsprozesse verändern und ergänzen das Entwurfsrepertoire der Landschaftsarchitektur. Schrittweise ermöglichen sie auch eine Loslösung von klassischen Vorbildern des städtischen Freiraums. Der MFO-Park in Zürich lässt sich als konsequente Fortführung dieser Entwicklung verstehen.

Die Parkfläche befindet sich in dem ehemaligen Industrie-Areal Neu-Oerlikon in Zürich, das schrittweise zu einem gemischten städtischen Viertel umgebaut wurde (s. o). Innerhalb der städtebaulichen Vorgaben bildet der Park ein wichtiges Initialprojekt. Er sollte daher auch noch ohne bauliche Fassung eine besondere Präsenz entfalten. Die Fläche des Freiraumes ist mit einem begehbaren Stahlgerüst überstellt, das mit Kletterpflanzen bewachsen ist. Die »grüne Halle« zeichnet die Ausmaße der früher vorhandenen Werkshalle einer Maschinenfabrik (MFO) nach. Boden, Seitenwände und ein Teil der Dachfläche sind über zusammenhängende Steg- und Treppenanlagen zu einem räumlichen Kontinuum zusammengefasst. Das dreidimensionale Gefüge ermöglicht eine Vielzahl von ungewöhnlichen Raumeindrücken. Diese Wirkung wird durch das Gegenüber mit den inzwischen bebauten Randbereichen zusätzlich verstärkt.

Das Projekt der Büros Raderschall Landschaftsarchitekten zusammen mit Meilen/Burckhardt Architekten steht exemplarisch für eine Typologie städtischer Freiräume, die einen eigenständigen Charakter aufweisen und sich in Entwurf und Materialität von traditionellen Vorstellungen in der Artikulation »grüner Räume lösen. Zu diesem Freiraumtyp gehören u.a. der Entwurf für die temporäre Nutzung des Schlossareals in Berlin von relais Landschaftsarchitekten und das Lesezeichen in Magdeburg-Salbke von Karo Architekten.

Standortbestimmung

Im Rückgriff auf das 1981 erschienene Buch »Grün in der Stadt« bieten sich zwei Anknüpfungspunkte zur Standortbestimmung an. Die beiden Begriffe Grün und Stadt lösen jeweils breit angelegte Assoziationsfelder aus Bildern, Bedeutungen und Verweisen aus. Die Überschrift »Grün in der Stadt« polarisiert diese Assoziationsfelder zusätzlich. »Stadt« steht für Alltag, Anforderung, Fremdbestimmung, Farblosigkeit und Bedrängnis [Andritzky/Spritzer, 1981]. Dagegen stellt Grün Alternativen in Aussicht: die Abwesenheit von Zwang, Angebote zur Selbstentfaltung und zum Austausch, Kontakt zu Naturphänomenen und körperlich-sinnlichen Erfahrungen [Burckhardt, 1981]. In der Gegenüberstellung scheint es selbstverständlich, dass Stadt durch Grün abgemildert und erträglich gemacht werden muss. Die damit vorgenommene Hierarchisierung der beiden Begriffe lässt sich in der Zusammenschau der oben genannten Beispiele nicht ohne Weiteres aufrecht erhalten. Seit den 1980er-Jahren hat sich die Landschaftsarchitektur gegenüber ihren Nachbardisziplinen emanzipiert. Sie bietet inzwischen



Abb. 11 Der MFO-Park hat als prägnantes Freiraumprojekt den Umbau des ehemaligen Industrie-Areals Neu-Oerlikon in Zürich zu einem gemischten städtischen Viertel unterstützt und forciert. Er ist einer von vier neuen Freiräumen im Quartier, die für diese Aufgabe konzipiert wurden. [Quelle: Raderschall & Partner]



Abb. 12 Das begehbarere Stahlgerüst zeichnet als »grüne Halle« die Ausmaße der früher vorhandenen Werkshalle der Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) nach. [Quelle: bbzl]



Abb. 13 Die Elemente der Konstruktion sind zu einem räumlichen Kontinuum zusammengefasst. Das dreidimensionale Gefüge ermöglicht eine Vielzahl von besonderen Aufenthaltsmöglichkeiten und ungewöhnlichen Raumeindrücken. [Quelle: Raderschall & Partner]

für städtebauliche Handlungsfelder eigene Interventionsmöglichkeiten an. Landschaftsarchitektonische Projekte bilden vielfach wichtige Kondensationspunkte, die ordnend und sinnstiftend Stadtentwicklung qualifizieren.

Sehr zeittypisch scheint der Versuch, erwünschte gesellschaftspolitische Ziele als Imperative zur Entwicklung und Bewertung von Freiräumen zu betonen [Andritzky/Spritzer, 1981]. Die dahinter angenommene Kausalität ist aber nicht zwingend. Das auf räumliche Veränderung abzielende Handeln kommt nicht umhin, physisch-bauliche, ökologische, sozio-kulturelle und künstlerisch-gestalterische Aspekte zu verknüpfen. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit versuchen die vorgestellten Beispiele, die mit den jeweiligen Wissensbereichen verbundenen Anforderungen gleichberechtigt zu berücksichtigen. Sie verbinden dabei eine besondere Sensibilität für Vorgefundenes mit Prägnanz und Unverwechselbarkeit.



Literatur

- Andritzky, Michael; Spritzer, Klaus (Hrsg.) (1981): Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen; Reinbek bei Hamburg
- Bönsel, D. u.a. (2006): Botanisch-zoologisches Monitoring »Alter Flugplatz Niddawiesen bei Kalbach/Bonames«; Unveröffentlichtes Gutachten; Forschungsinstitut Senckenberg; Frankfurt am Main
- Burckhardt, Lucius (1981): Geleitwort in: Andritzky, Michael; Spritzer, Klaus (Hrsg.) (1981): Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen; Reinbek bei Hamburg
- Häfner, Winfried (2013): Staßfurt – Neugestaltung der historischen Mitte in: BDLA Berlin Brandenburg: Landschaftsarchitektonische Zukunftsbilder für Brandenburger Städte in Transformation, Dokumentation Fachtagung; Berlin
- Leppert, Stefan (2006): »Schollen im Frankfurter Grüngürtel«; in: Garten + Landschaft, 1/2006, S. 17–21
- Scherr, Samuel (2006): Die Stadtparks in Neu-Oerlikon in: turrisbabel, (2006), Nr. 69, S. 32–34; URL: <http://www.arch.kultura.bz.it/turrisbabel>; [Stand: 27.10.2012]
- Sieverts, Thomas (1999): Zwischenstadt – zwischen Ort und Welt – Raum und Zeit – Stadt und Land; Braunschweig

Weiterführende Literatur

- Assmann, Jan (2007): Das kulturelle Gedächtnis – Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen; 6. Aufl.; München
- Feldtkeller, Andreas (2012): Zur Alltagstauglichkeit unserer Städte – Wechselwirkungen zwischen Städtebau, Gentrifizierung, individuellem Handeln und Gesellschaft; 1. Aufl.; Berlin, Tübingen
- Heeling, Jan; Meyer, Han; Westrik, John (2002): Het ontwerp van de stadsplattegrond – De Kern van de Stede bouw in het perspectief van de eenentwintigste eeuw; Amsterdam
- Hennebo, Dieter (1970): Geschichte des Stadtgrüns – Von der Antike bis zur Zeit des Absolutismus; Berlin
- Humpert, Klaus (1997): Einführung in den Städtebau; Stuttgart, Berlin, Köln
- Palmboom, Frits (1987): Rotterdam, verstedelijkt landschap; Rotterdam
- Prominski, Martin (2012): Forschungsprojekt Gestaltungshandbuch für Kompensationsmaßnahmen im urbanen Raum; URL: <http://www.freiraum.uni-hannover.de/projekte.html>; [Stand: 03.11.2012]
- Rowe, Colin (1997): Collage City; 5. erweiterte Aufl.; Basel, Boston, Berlin
- Waldheim, Charles (Hrsg.) (2006): The Landscape Urbanism Reader; 1. Aufl.; New York
- Zahiri, Cyrus (in Vorbereitung 2013): Zwischen Reglement und Laissez-Faire – Zum Phänomen der Unschärfe im städtebaulichen Entwurf

Grünsysteme als Elemente der Grünen Stadt

Andreas O. Kipar

Einleitung

Urbanität ist wieder gefragt und eine neue Lust am Stadtraum lässt sich vielerorts erleben. Wohnen, Leben und Arbeiten in der Stadt gewinnt zunehmend an Zuspruch, und ein klares »Zurück in die City« verdrängt den lange währenden Slogan »Raus auf's Land«.

Die Wanderungs- und Schrumpfungsbewegungen machen per Saldo schon heute eines deutlich: Das suburbane Wohnen auf dem Lande oder im Grünen gehört als Leitbild eigentlich der Vergangenheit an. Dieser Trend wird den Siedlungsdruck auf die Ballungsräume verstärken und den Bedarf an innerstädtischen Freiräumen erheblich erhöhen. Und das nicht nur aus sozial-funktionellen Gründen, sondern immer mehr aus sozial-wirtschaftlichen Überlegungen.

Dementsprechend gilt es, neue Strategien und Freiraumtypologien zu entwickeln, die nicht nur die Stadtgestalt, den Naturhaushalt und die Nachhaltigkeit, sondern auch die engen finanziellen Rahmenbedingungen vieler Kommunen beim Unterhalt zusätzlicher Flächen berücksichtigen müssen. Diese Typologien zu organisieren, sie in ein System einzugliedern, birgt die Chance aus vielen einzelnen Maßnahmen ein interdisziplinäres Ganzes zu machen, dessen Wirkweise mehr als die Summe seiner Teile darstellt.

Doch was sind das denn für Städte, aus denen wir nicht mehr fliehen wollen? Wie lassen sich hohe Siedlungsdichten mit dem Leitbild einer

Grünen Stadt vereinbaren? Und wenn überhaupt, welche Grünsysteme werden den zukünftigen urbanen Ballungsräumen gerecht?

Nicht erst seit heute stehen die Verknüpfung städtebaulicher, freiraumplanerischer und architektonischer Aspekte im Mittelpunkt der fachlichen Diskussion. Es bedarf kühner Visionen im großen Maßstab, wenn es darum gehen soll, die Grüne Stadt gesellschaftlich zu positionieren und langfristig zu sichern.

Kurzer Rückblick

Daniel Hudson Burnham, einer der brillantesten Vertreter der CITY-BEAUTIFUL-Bewegung, die nach 1900 in den Vereinigten Staaten zahlreiche Großstädte, darunter auch Washington, von Grund auf neu konzeptionierte, war verständlicherweise ein Gegner kleiner Pläne: »Ihnen fehlt es am Zauber, um das Blut der Menschen in Wallung zu bringen!« [1, S.142]

Einen großen Plan im Sinne Burnhams aufzustellen, hieß damals wie heute eine Gesamtstrategie für die Gestaltung des menschlichen Umfeldes zu entwickeln. Es bedeutet, eine Linie vorzugeben, nach der sich die vielen kleinen Entwurfs- und Verwirklichungsschritte richten können, um aufeinander aufzubauen, anstatt nebeneinander oder gar gegeneinander zu wirken. Die Landschaft lehrt es uns: Sie verbindet, moderiert und kennt keine Grenzen. Bereits Camillo Sitte weist 1889 in seinem Werk »Der Städtebau nach sei-



«The value of open space within the urban fabric is increasingly being rediscovered ... It is essential that all open space is viewed as a part of the natural framework, within which all built development is set, rather than simply the »space left over after planning.«

Bericht der Europäischen Kommission »European Sustainable Cities«, 1996

nen künstlerischen Grundsätzen» auf den wichtigen Stellenwert der Natur im Städtebau hin. Dabei zitiert er das Organische, Emotionale und die natürlichen Unregelmäßigkeiten, die in die Planung aufzunehmen sind, um ihre Flexibilität zu erhöhen. Ebenezer Howard löst sich mit seinem Modell der Gartenstadt bewusst von einer reinen städtebaulichen Betrachtung und öffnet den Weg hin zu einem umfassenden sozialreformerischen Programm. In *Garden Cities of Tomorrow* (1902) heißt es: »Stadt und Land müssen sich vermählen, und aus dieser erfreulichen Vereinigung werden neue Hoffnung, neues Leben und eine neue Kultur entstehen.«

Grünsysteme als vernetzende und naturanaloge Implantate spielen eine besondere stadtbildprägende, erholungs- und freizeitwirksame Rolle.

Automatisch kommen uns hier Bilder des Berliner Tiergartens, des Englischen Gartens in München oder des New Yorker Central Parks in den Sinn, stellvertretend für viele wegweisende Planungen des frühindustriellen Zeitalters.

Karl Friedrich Schinkel, Peter Joseph Lenné und später Hermann Jansen und Martin Wagner stehen für die Berliner Grünsysteme in ihrer Entwicklung durch die Jahrhunderte. Fritz Schumacher bezieht sich bei der Entwicklung des Hamburger Grünsystems und des Kölner Grüngürtels unter Konrad Adenauer stellenweise direkt auf Burnham und die Entwicklung in Chicago Anfang des 20. Jahrhunderts.

Zeitgleich legte Robert Schmidt die Grundlage für die Sicherung von Freiflächen, aus denen die Regionalen Grünzüge im Ruhrgebiet hervorgingen. Ernst May gestaltete in Zusammenarbeit mit Leberecht Migge die grüne Siedlungserweiterung in Frankfurt, die seit 20 Jahren über Konzeptionen Till Behrens', dem Masterplan »Vision offener Grünräume« bis zur heutigen Idee der »Strahlen und Speichen«, zum neuen Grüngürtel

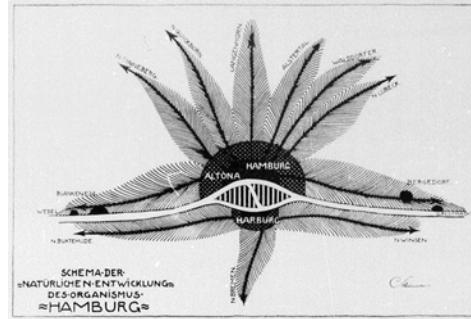


Abb. 1 Schumacher: natürliche Entwicklung des Organismus Hamburg [Quelle: Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung ETH Zürich (Hrsg.), 1993: DISP 113, April 1993]

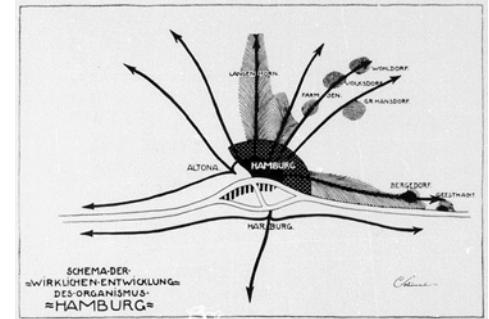


Abb. 2 Schumacher: wirkliche Entwicklung des Organismus Hamburg [Quelle: Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung ETH Zürich (Hrsg.), 1993: DISP 113, April 1993]

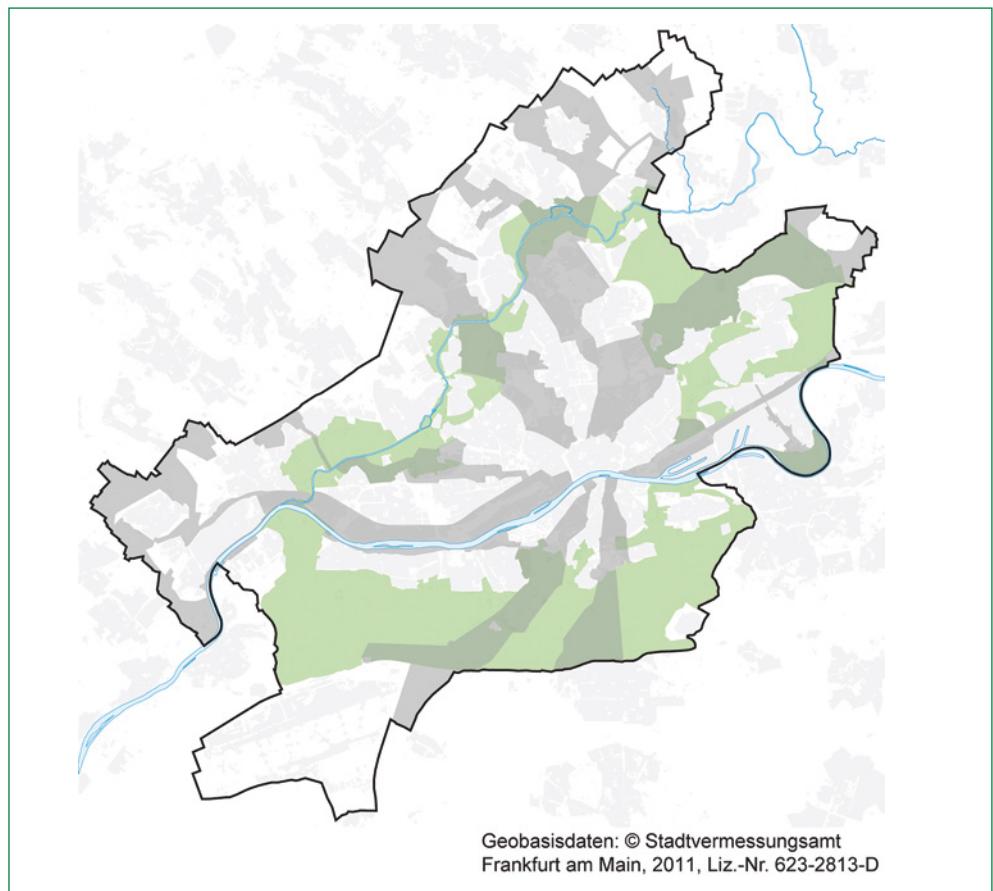


Abb. 3 Speichen- und Strahlenplan der Stadt Frankfurt [Quelle: Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main, 2011, Liz.-Nr. 623-2813-D]



Abb. 4 Der Kölner Grüngürtel [Quelle: Stadt Köln-Kölner Grün Stiftung, Planung WGF, AS&P]

fortentwickelt wird. In diesem Zusammenhang sollten aber auch die Verdienste von Fürst von Pückler-Muskau und Friedrich von Sckell, die mit Peter Joseph Lenné die bekanntesten deutschen Landschaftsgestalter des 19. Jahrhunderts waren, nicht unerwähnt bleiben. Ihre Planungen und Anlagen standen direkt und indirekt Pate für Daniel Burnhams Planungen in Chicago, Charles Eliots Grünflächenplan für Boston und unzählige europäische Modelle einer durchgrünten Stadt.

Heutige Herausforderungen

Waren es in der Vergangenheit gerade formelle Planungsmodelle wie Grüngürtel, grüne Finger und grüne Keile, so entstehen durch den heutigen prozessorientierten Städtebau immer mehr informelle Planungsmodelle, die sich individuell an Orte anpassen und einen grünen Rahmen für die Entwicklung des Urbanen schaffen.

In den Wachstumsjahren der Nachkriegszeit hatte sich der alte Stadt-Land-Gegensatz zunehmend aufgelöst. Die Leitbilder der Zwischenstadt oder der porösen/perforierten Regional-Stadt traten an seine Stelle. Auch das Grün, oder besser der Freiraum, hatte sich seit Langem aus seinen traditionellen Funktionszwängen befreit und die oftmals engen Grenzen des Gartenzauns gesprengt.

Seit Jahren sehen wir Natur als das Beharrende und das Ursprüngliche in einem immer rascheren Wandel der Normen, Moden und Lebensstile. Die Palette an stilistischen Ausprägungen der »Grünen Stadt« erhält dadurch eine breite Amplitude – vom asketischen Minimalismus bis hin zur opulenten Inszenierung. Darin zeichnet sich auch immer mehr das Bedürfnis nach einer interaktiven Landschaft ab, innerhalb derer dem Freiraum im Kontrast zur Dichte eine stärker werdende Bedeutung zugestanden wird. Hier müssen Architektur, Städtebau, Landschaftsar-

chitektur, Kunst und Kommunikation auf dem Weg aus dem kodifizierten System der Grünflächenversorgung in ein integriertes System des multifunktionalen Raums zukünftig verzahnt agieren. Anstelle staatlich verordneter Grünversorgung steht dabei die individuelle Aneignung der Fläche im Vordergrund, was sich auch in der Welle des Urban Gardening zeigt, das sich stellenweise in verklärender Bezugnahme auf ein informelles Aufbegehren zum Guerilla Gardening steigert.

Eine Neuentdeckung multicodierter Grünsysteme, in denen bebaute und unbebaute Flächen ineinander greifen sollen, stellt wohl die größte Herausforderung der »Grünen Stadt« dar. Diese inter- und multidisziplinäre Ausrichtung spielt bereits bei vielen aktuell diskutierten Ansätzen eine tragende Rolle. Aktuelle Studien und Konzepte, die darauf eine Antwort geben wollen, finden vermehrt ihren Ansatz unter dem Begriff der *Stadtlandschaft* und setzen bewusst ihre Akzente auf das Natürliche, Schöne und Produktive im Gegensatz zum Ornamentalen, Funktionalen und dem rein Kontemplativen der Wachstumsjahre.

Eigene Erfahrung

Auf dem Weg zur »Grünen Stadt« gilt es, alle vorangegangenen Bemühungen anzuerkennen, sie einzubinden und ihre oftmals wie in einem Brennglas konzentrierten Erfahrungswerte in Bezug auf den Ort und seine Nutzer als Teil einer neuen Lösung zu verstehen. Die Entwicklungen in Mailand können hier als Beispiel einer Stadt angeführt werden, in der die Thematik der Grünversorgung in der kommunalen Planung lange Zeit eine untergeordnete Rolle spielte. Den Bemühungen auf vielen politischen und gesellschaftlichen Ebenen stehen noch immer alte Muster einer statischen Stadtentwicklung ent-

gegen, die es gilt, in Richtung einer zukünftigen größtmöglichen Flexibilität umzuformen.

Der Nordpark, Mailand

Der »Parco Nord di Milano« ist eine landesgesetzlich gesicherte Restlandschaft, deren Planung, Gestaltung und Umsetzung Jahrzehnte in Anspruch nahm und dessen Charakter fest in dem Verständnis einer klassischen Grünarchitektur verwurzelt ist.

Als der Großraum Mailand in den Nachkriegsjahren seine bebaute Fläche verdreifachte, beschrieb ihn Gregor von Rezzori im Reisemagazin Merian folgendermaßen: »An den Rändern kann von Landschaft nicht gesprochen werden – einerlei von welcher Richtung man auf Mailand zufährt. Je näher man kommt, desto hässlicher wird es.« Eine Politik der grünen Inseln – eine Grünordnungsplanung gab es in Italien nicht – machte es möglich, an der Nordgrenze der Stadt ein Areal von 600 ha zumindest von Bebauung frei zu halten. Jahre später konnte das Projekt Parco Nord unter der Federführung des kommunalen Parkverbands und unter Einbeziehung der Träger öffentlicher Belange, Vereine und Bürgerinitiativen beplant und schließlich realisiert werden. Der Nordpark lässt sich in keine der damals geläufigen Kategorien moderner Parkgebilde einordnen, ist nicht einfach Stadtpark, Naturpark oder Landwirtschaftspark. Er ist die Summe eines Versuchs, mit eher sehr bescheidenen Mitteln eine alternative, grüne Stadtlandschaft aufzubauen. Permanent und in zeitlich nachvollziehbaren Abständen wachsend, weitläufig angelegt und in seiner Ausgestaltung flexibel den Bedürfnissen seiner Nutzer gegenüber.

Dieses zunächst isolierte, eigenständige, da neuartige, Projekt entwickelte sich zum Bezugspunkt für Prozesse in der Zeit des Strukturwandels seit Mitte der 1990er-Jahre. Brach fallende Industrieflächen, wie das nahegelegene Pirelli-Gelände im Stadtteil Bicocca, wurden in seiner

Umbildung zur »TecnoCity Bicocca« mit einem grünen Rückgrat versehen und mit Fuß- und Radwegen direkt an den Nordpark angebunden.

25 Jahre Planen und Pflanzen führten dazu, dass der Nordpark mit seinen territorialen Achsen und seiner ausgeprägten Rastergrundstruktur ein Grünsystem alter Schule, ein regelrechter Schwamm im industriell geprägten Norden der Stadt wurde. Heute ist er für seine zahlreichen Besucher nicht mehr wegzudenken: als Metropolenpark ist er ein großes Teilstück des übergeordneten Grünsystems der Stadt und steht für die Vernetzungsgedanken vieler weiterer Grünflächen und Parks Pate. Denn Vernetzung der bestehenden grünen Freiräume bilden zusammen mit den öffentlichen Räumen die große Herausforderung, die sich der Stadt gegenwärtig stellt.

Raggi Verdi

Ist der Nordpark noch ein Beispiel eines traditionellen, klassischen Grünsystems, so baut das übergeordnete Konzept der Raggi Verdi, des Mailänder Strahlenmodells, auf eine neue, wahrnehmungsorientierte und kleinteilig verortete, grüne Raumverknüpfung auf.

Die Idee der »Grünen Strahlen« für Mailand entsteht aus einem Empfinden der Bürger heraus, das in der Vereinigung Städtischer Interessen (AIM) innerhalb einer eigens dafür geschaffenen Arbeitsgruppe ab 2001 ermittelt wurde. Die erklärte Zielsetzung bestand darin, denjenigen eine passende Antwort zu geben, die den immer größer werdenden Wunsch hegten, sich ihre Stadt in ihrer Alltäglichkeit wieder anzueignen. Der »Grüne Strahl« will als alternatives und informatives Bindeglied in einer bisher ausschließlich auf die Effizienz der schnellen Fortbewegung ausgerichteten Stadt kontrastierende Größen einführen, wie das »Zu-Fuß-die-Stadt-Erkunden«, den Spaziergang; er bekämpft die hektische und Stress auslösende Vision des städtischen Alltags.



Abb. 5 Parco Nord: das Grundgerüst der Vegetationsarchitektur [Quelle: Archivio Parco Nord Milano]



Abb. 6 Parco Nord: das weite Feld – ein grüner Blick [Quelle: LAND Milano]

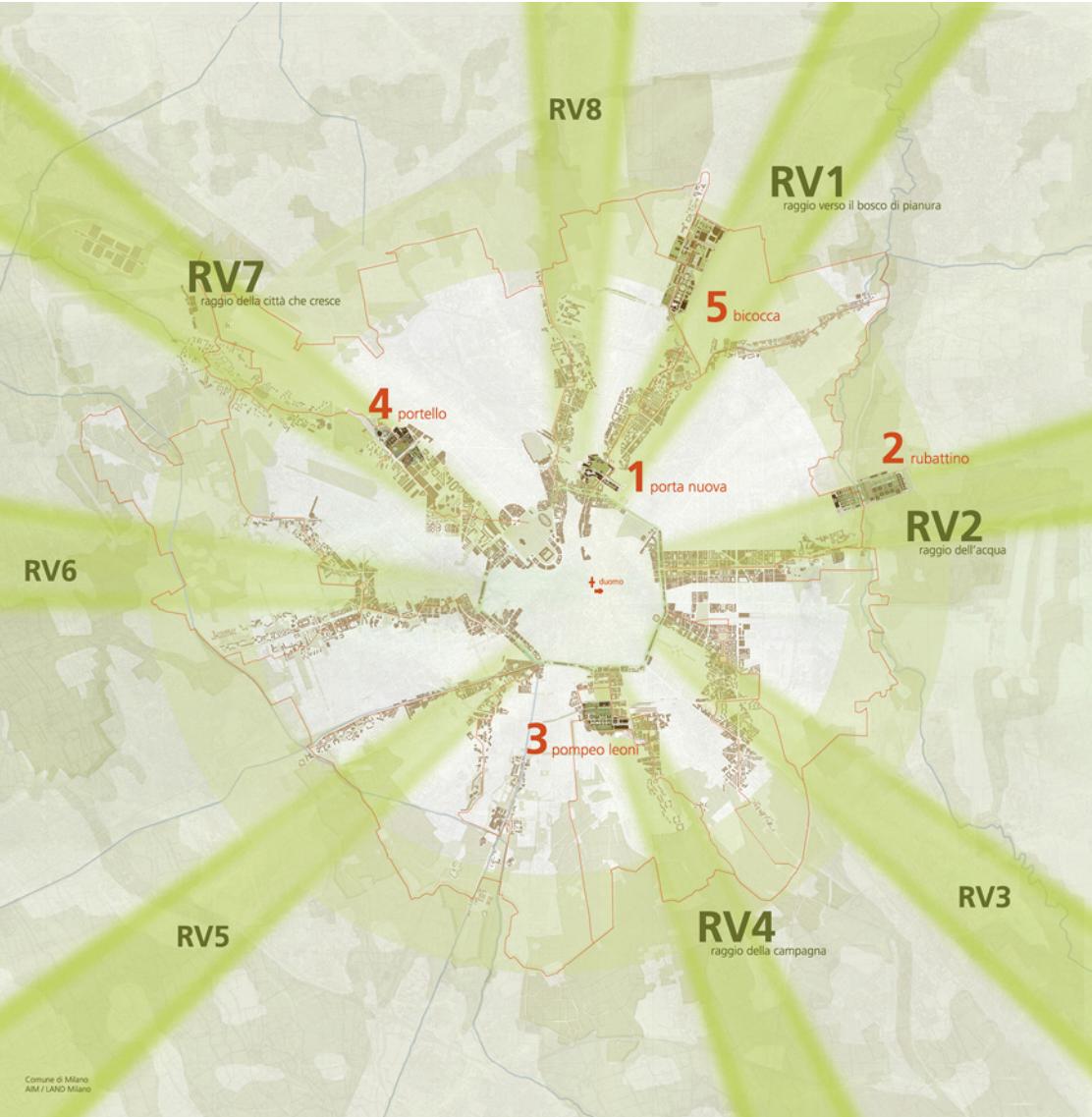


Abb. 7 Raggi Verdi im urbanen Kontext. Konversionsprojekte: (1) Porta Nuova: Hines, (2) Rubattino: Ex-Maserati, (3) Pompeo Leoni: Ex-Fiat OM, (4) Portello: Ex-Alfa-Romeo, (5) Bicocca: Ex-Pirelli.
[Quelle: LAND Milano]

Die Kommunalverwaltung hat diesen Vorschlag aufgegriffen, der sich im Laufe der Zeit gefestigt und den Wechsel in der Stadtregierung überlebt hat. Es wurde eine eigene Machbarkeitsstudie ausgearbeitet, die dann in das Dossier der Expo 2015 aufgenommen wurde und innerhalb der Umweltsysteme die Basis des neuen Mailänder Flächennutzungsplanes bildet.

Die Strategie der neuen Begrünung Mailands ist es, bei ihrer Strukturierung mit den »Grünen Strahlen« zu beginnen, die ein Netz von Fahrrad- und Fußwegen vorschlagen, mit denen das gesamte soziokulturelle Gebilde der Stadt durchzogen wird. Die acht Strahlen, je einer für jeden Stadtteil, gehen von der Stadtmitte aus und streben nach außen, wo sie auf einen Ring stoßen, einen echten grünen Gürtel, in dem in Zukunft ein Fuß- und Radweg auf einer Gesamtlänge von 72 km eingerichtet werden soll.

Das gesamte Projekt verbindet bestehende Areale, die manchmal versteckt, manchmal unbekannt, heruntergekommen oder einfach fernab vom städtischen Leben sind: einen Garten, eine Allee, eine Parkanlage eines Stadtteils, die großen Stadtparks, aber auch die unzähligen kleinen Freiräume, die eine kleine Ruhepause in der Hektik der Metropole erlauben. Das Freiraumsystem reaktiviert sowohl ungenutzte Freiraumkleinode entlang der Strahlen als auch großräumige städtebaulich bereits entwickelte Freiräume wie beispielsweise die aufgelassenen und umgestalteten Produktionsstätten von Alfa Romeo, Pirelli, Maserati oder Fiat.

Bei der Umsetzung wird nicht allein auf die öffentliche Hand gesetzt. Vielmehr werden vielfältige Allianzen mit der Bürgergesellschaft und der Privatwirtschaft gesucht um einerseits die öffentliche Hand finanziell zu entlasten und andererseits zusammen mit den Unternehmen und Anwohnern ökologisch und ökonomisch tragende Lösungen für Flächen zu entwickeln, deren Grün- und Freiraumpotenzial nicht ausgeschöpft ist. In Public-Private Partnership-Verträgen wird auf gegenseitige Gewinne, also Win-Win-Situationen gesetzt, deren Öffentlichkeitswirksamkeit ein neues Bewusstsein für die Grüne Stadt fördert und als Motor für weitere Entwicklungen fungiert.

Das Prinzip der Raggi Verdi: der grüne Ring als Vermittler und Antriebswerk des andockenden Freiraumsystems lenkt die Strahlen weiter in Richtung der Vororte Mailands (Abb. 1). Dort werden sie von acht Entwicklungspolen und suburbanen Parks aufgefangen, die die Strahlen wiederum aufteilen und in die gesamte Region Mailands weiterleiten (Abb. 2). Dort verbindet sich das Mailänder Grünsystem mit den Systemen auf regionaler Ebene (Abb. 3).

Dieses neue Modell zielt darauf ab, das Verhältnis zwischen der Stadt Mailand und ihrem Umland neu zu definieren und die lange Zeit als introvertiert bekannte Stadt in eine offene, mit dem Umland gut vernetzte, großräumige Metropole zu entwickeln.

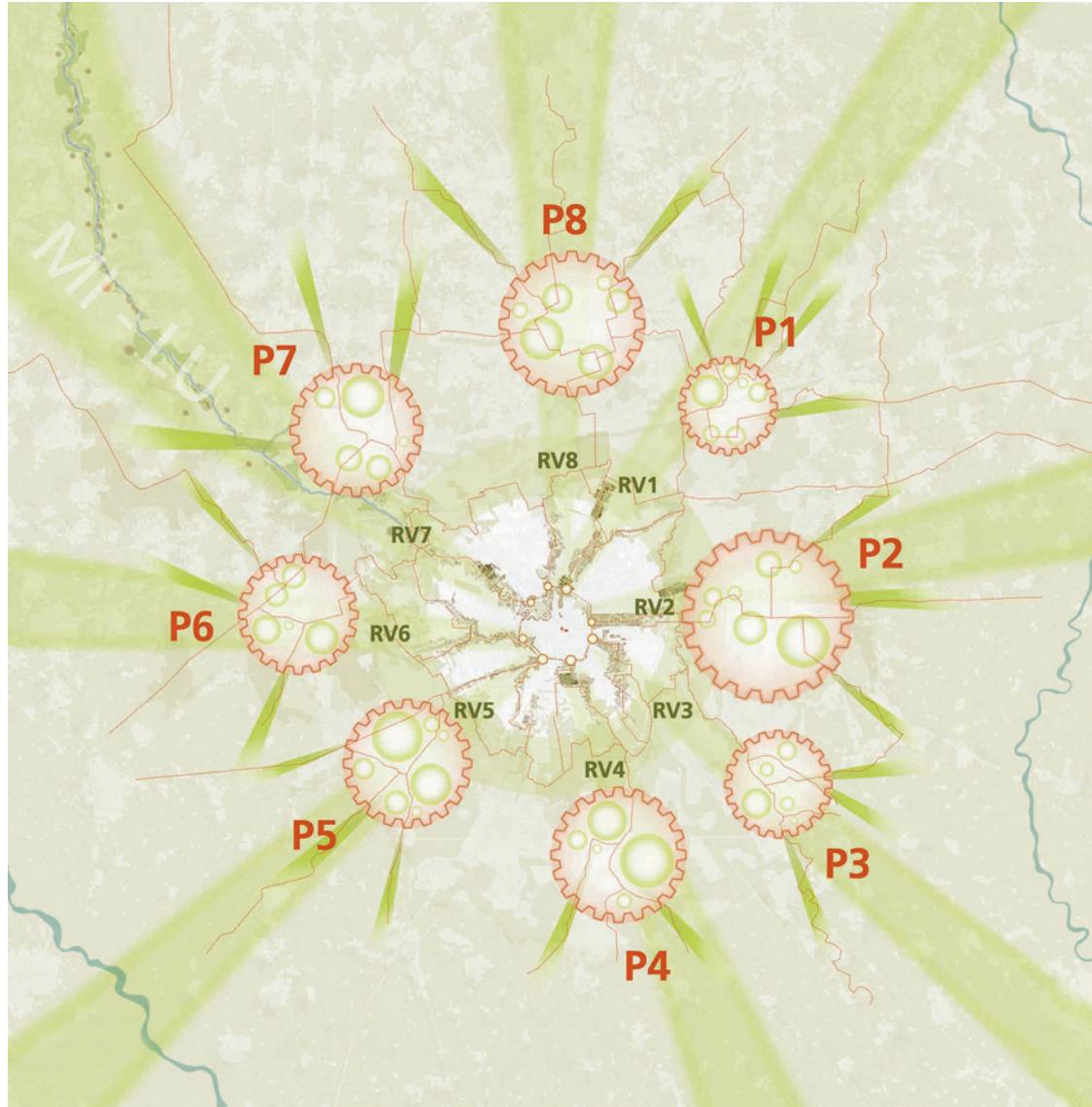


Abb. 8 Raggi Verdi im territorialen Kontext [Quelle: LAND Milano]

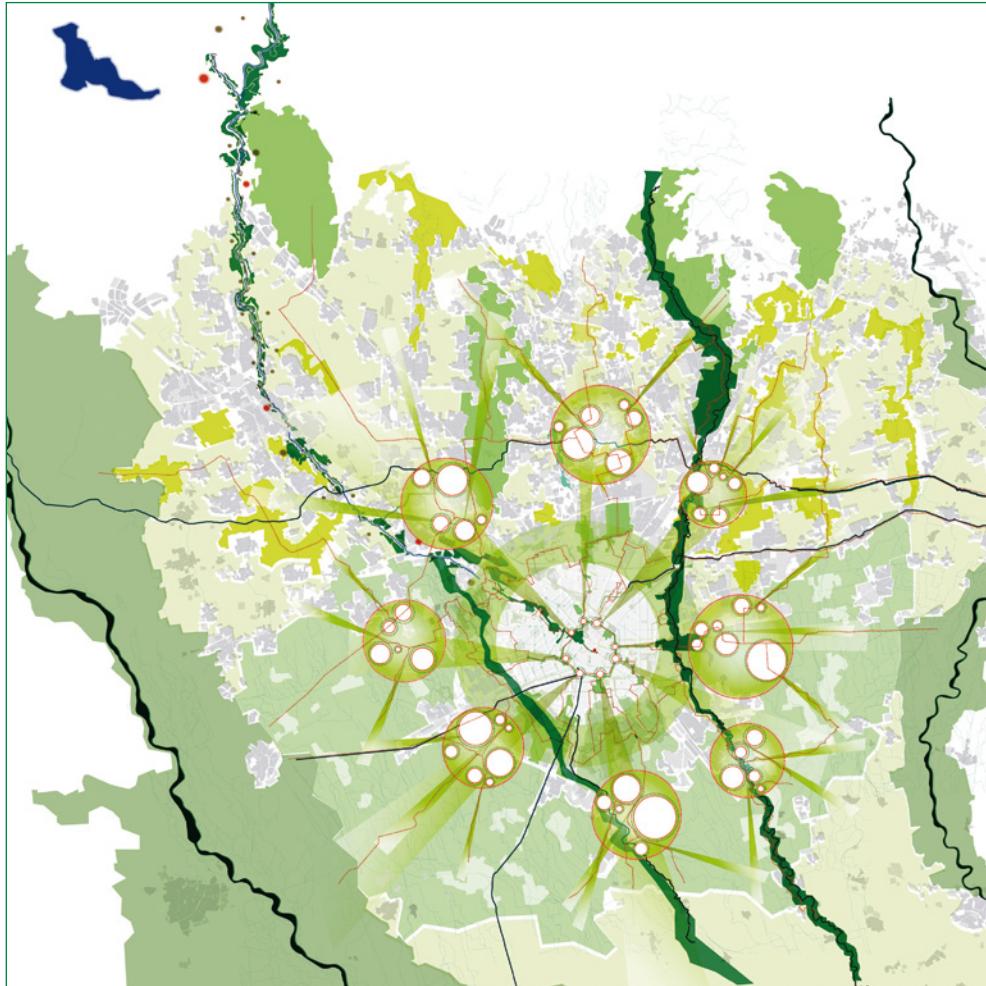


Abb. 9 Raggi Verdi und regionale Grünsysteme im Zusammenspiel [Quelle: LAND Milano]

Ausblick

Immer geht es darum, urbane Landschaften wiederzuentdecken und sie als Grünsysteme zu aktivieren.

Grünzüge und Grünräume sind Entwicklungsbasis einer neuen ökologischen Urbanität mit neuen kreativen Räumen für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Aktivitäten. Das Verständnis, den Freiraum als Katalysator der Stadtentwicklung zu begreifen, wird immer notwendiger und

selbstverständlich. Aus den knapper werdenen Kassen der Kommunen folgt eine Verlagerung des Initiativimpulses hin zum aktiven Stadtbürger, der als Anwalt seiner Umwelt auftritt. In temporären Aktionen oder langfristig ausgerichteten Organisationen bespielt er den öffentlichen Raum, nutzt ihn um und entdeckt ihn neu. Diese Aneignung ist zu begrüßen und zu unterstützen. Ein modernes Grünsystem baut auf ihr auf, schließt sie mit ein, entwickelt sie weiter und schafft schließlich etwas Bleibendes.

Die freie, nichtkommerzielle Aneignung von Freiräumen ist von existieller Wichtigkeit. Sie ermöglichen ungeplante Begegnungen, kostenfreie Teilnahme am öffentlichen Leben und den Respekt vor den Interessen der anderen Mitbürger, sie dienen schlechthin zur gesellschaftlichen Belebung städtischen Lebens. Zu dieser, zunächst vielleicht utopisch anmutenden Vision gehört daher nicht unbedingt der Neubau, sondern immer öfter: Rückbau.

Was sich zunächst anhört wie eine völlig unrealistische Quadratur des Kreises, ist machbar: Industriebrachen und Leerstände im Wohnungsbau sollten bewusst genutzt und als Raum für temporäre Nutzungen vorgehalten werden. Die Inszenierung der freien Räume bietet eine einmalige Gelegenheit, im Sinne der Grünen-Stadt-Themen der die Stadt umgebenden Landschaft, wie Land- und Forstwirtschaft, Wiesen, Wälder und Wildnis in die Stadt zu holen.

Gerade der Natur, als das »beharrende« Moment im permanenten Wandel der Normen, Moden und Lebensstile, kommt eine neue und fast unerwartete Bedeutung zu. Sei es die postindustrielle Wildnis mit ihrem neoromantischen Eigenreiz oder das Wiederaufleben eines neuzeitlichen Gartendenkens – beides steht für eine sich immer stärker artikulierende Sehnsucht nach Natur und sinnlicher Erfahrung. So könnten weite Wiesenflächen ohne jeglichen schmückenden

Zierrat, umgeben von dichter Bebauung, in aller Dramatik und sozusagen schlagartig das Thema Grün in die Stadträume einfügen. »Freischläge« dieser Art erfordern Mut, konzeptionelle Begleitung und bewusste, gut austarierte aber kostenneutrale Pflege. Erd-, Boden- sowie Vegetationsarchitekturen, wie zum Beispiel großflächig angeordnete Baumfelder, sind in der Lage, stadtbildprägend zu wirken. Insbesondere kommt den Wasserflächen in der Stadt eine immer größere Bedeutung zu. Sie sind als öffentliche Kontemplationsarenen in ihrer Akzeptanz nahezu unübertroffen.

Gerade diese grünen Lungen zum Durchatmen sind es, die über ihren spezifischen Ortscharakter neue Möglichkeiten eröffnen, auf die aktuellen Bedürfnisse der Stadtbevölkerung zu reagieren und zudem in vorhandenen Strukturen neue Nutzungen zuzulassen.

Eines wird immer deutlicher: Die Grüne Stadt, als Gegenmodell zur leistenden Stadt, entwickelt sich erneut zum Ort der Kontemplation, der Beschäftigung des Menschen mit sich selbst, mit Wachstum und Schrumpfung, mit täglicher Hege und Pflege, mit sinnlicher Erfahrung und individueller Kreativität. Ob in öffentlicher Verantwortung oder privater Initiative, es liegt an uns, aus dem Saatgut der vielen guten Ideen das Idealbild der Grünen Stadt entstehen zu lassen: Neuer Raum für ein Miteinander der Menschen im Spannungsfeld von Kultur und Natur.

Der temporäre Charakter vieler heute angewandter Strukturen kann aber auf lange Sicht nicht neue, dauerhafte Bezugssysteme ersetzen. Isolierte städtebauliche Einzelplanungen mögen kurzfristig und räumlich begrenzt Wirkung zeigen, können aber im Gesamtbild der Stadt ohne ein übergreifendes Konzept als verbindende Klammer kaum eine nachhaltige Wirkung zeigen. Die Städte der Zukunft werden

Geschichten erzählen, über ihre Entstehung, ihre Entwicklung und ihre Funktionen. Dabei spielt es schlussendlich keine Rolle, ob die Informationen poetisch kommuniziert werden, dramatisch den Genius Loci zeichnen, ihn eher logisch-präzise erklären oder mit Witz und Respektlosigkeit dem Gegenüber einen Spiegel vorhalten.

Altes pflegen und Neues hinzufügen, große Freiflächen weiter schützen und kleine Flächen vernetzen: Hier gilt es in Dekaden zu denken, heute die Flächenverteidigung als Bestandteil einer logischen Konsequenz für die Grünsysteme von morgen zu betrachten. Denn Grünsysteme sind schon oft für überholt erklärt worden – und stehen heute doch wieder zu Recht im Mittelpunkt des Interesses.



Literatur

- [1] Moore, Charles: Daniel H. Burnham, Architect, Planner of Cities. Houghton Mifflin, Boston 1921
- [2] Sitte, Camillo: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Birkhäuser, Basel 2002
- [3] Howard, Ebenerzer: Garden Cities of Tomorrow. S.Sonnenschein & Company, London 1902
- [4] Brämer, Rainer. Natursoziologie 2012. <http://www.natursoziologie.de/files/sehnsuchtnatur-kompatibilitaetsmodus1337088494.pdf> (Zugriff am 13.12.2012)
- [5] Pretty, Jules (University of Essex, Colchester) et al.: Environmental Science and Technology, doi: 10.1021/es903183r, 2010
- [6] Die Zeit – Wissen Ratgeber Nr. 2/2011 Andreas Sentker (Hrsg.)
- [7] European Commission, Expert Group on the Urban Environment: EUROPEAN SUSTAINABLE CITIES. BRUSSELS, 1996

Landschaftsurbanismus

Wolfram Höfer

Zugegeben, die deutsche Übersetzung des amerikanischen Begriffes *Landscape Urbanism* klingt recht seltsam. Von Charles Waldheim und anderen im Rahmen einer Konferenz der Graham Foundation in Chicago 1997 geprägt, beschreibt der Begriff eine Bewegung von Architekten, Stadtplanern und Landschaftsarchitekten, die sich zum Ziel gesetzt hat, Architektur als gegenwärtigen Grundbaustein der Stadtentwicklung durch Landschaft abzulösen. Die sprachlich etwas ungelenke Überschrift weist auf zwei Aspekte hin, die für die deutsche Diskussion hilfreich sind. Zum Ersten ist die direkte Übertragung dieser nordamerikanischen Diskussion auf die deutsche Situation nur dann sinnvoll, wenn die grundsätzlichen Unterschiede in der kulturellen und politischen Konnotation der deutschen Landschaft und der *American landscape* in Betracht gezogen werden. Zum Zweiten verdeutlicht die sprachliche Übertragung einen problematischen Aspekt der Diskussion: Auf deutsch beschreibt der Begriff Landschaft den nicht städtisch geprägten Raum. Urbanismus hingegen leitet sich aus dem lateinischen Wort *urbs* ab und steht für die Stadt als Gegenteil des Ländlichen. Die Vermischung von Stadt und Land im Begriff Landschaftsurbanismus führt zu einem logischen inneren Widerspruch. An dieser Stelle ließe sich einwenden, dass der deutsche Begriff der Stadtlandschaft, wie er in den 1940er- und 1950er-Jahren geprägt wurde, ja eigentlich auch das gleiche Problem haben müsste, da hier auch die Worte Stadt und Landschaft verbunden werden. Der bemerkenswerte Unterschied liegt aber darin, dass bei der Stadt-

landschaft die landschaftliche Wahrnehmung eines Raumes als ästhetische Ganzheit auf die Stadt übertragen wird. Das gilt zum Beispiel auch für die Dachlandschaft, man denke nur an den Konflikt zwischen Denkmalschutz und dem Ziel der Förderung alternativer Energien: Solaranlagen werden dabei als hässliche, störende Elemente in der homogenen Dachlandschaft kritisiert. Beim Landschaftsurbanismus wird nicht der ästhetisch-ganzheitliche Blick der Landschaftswahrnehmung auf die Stadt übertragen, vielmehr steht die Behauptung im Raum, dass der Gegensatz zwischen Stadt und Landschaft grundsätzlich aufgehoben sei.

Der vorliegende Text untersucht, welchen Beitrag *Landscape Urbanism* für die deutsche Diskussion zur Rolle der Landschaft im Rahmen regionaler und urbaner Entwicklungsstrategien liefern kann, und welche Auswirkungen dieser Beitrag auf das Selbstverständnis deutscher Landschaftsarchitektur und Landschaftsplanung haben kann.

Waldheim definiert *Landscape Urbanism* als eine Neuordnung interdisziplinärer Zusammenarbeit: Die Architektur als strukturbildendes Element in der Stadtentwicklung wird durch die Landschaft abgelöst. Disziplinübergreifend wird Landschaft heute zugeschrieben, konstruktives Element und gleichzeitig Hauptrepräsentant der zeitgenössischen Stadt zu sein [14, S. 12]. In der amerikanischen Diskussion ist Landschaft nicht mehr nur ein kulturelles Bild, das in der Parkgestaltung Anwendung findet, sondern wird zum

strukturgebenden Prinzip der Stadtentwicklung im Rahmen prozessorientierter Interdisziplinarität.

Landscape Urbanism ist damit ein neues Kapitel in der Diskussion um die Entwicklung urbaner Verflechtungsräume. In diesen Räumen scheint sich zu zeigen, dass die traditionelle Vorstellung einer offenen, von der Stadt klar abgegrenzten Landschaft an Gültigkeit verliert. Thomas Sieverts hat das Phänomen der sich räumlich aufweichenden Grenzen zwischen der dichtbebauten Stadt und der offenen Landschaft als Zwischenstadt bezeichnet [11, S.8]; für ihn ein Produkt der Globalisierung und Expansion der Marktkräfte über nationale Grenzen hinaus. Die damit verbundenen negativen Auswirkungen auf Mensch, Natur und Kultur können durch Stadtplanung nicht nur gemindert, sondern sogar in ihrem »Eigenwert und Eigenwesen« entwickelt werden. Sieverts Analysen und Konzepte hatten zum Beispiel einen signifikanten Einfluss auf die IBA Emscher Park, ein Paradebeispiel positiver Bewältigung ökonomischen Strukturwandels und Globalisierung durch Instrumente der Stadtentwicklung.

Diese grundsätzlich positive Sicht auf die Zwischenstadt stellt die Herausforderungen der Ausweitung von Verdichtungsräumen nicht in Abrede, vertraut aber auf die positiv lenkenden Kräfte staatlicher Politik und Planung, die dem klaren Auftrag folgt, private Entscheidungen zu ökonomisch vorteilhaften Flächennutzungen zu beeinflussen. In der amerikanischen Planungslandschaft sind solche lenkenden Kräfte nicht in einem stabilen System staatlicher Behörden verankert, sondern organisieren sich vor allem in zivilgesellschaftlichen Institutionen. Ein Beispiel ist die *Regional Plan Association* der Region New York / New Jersey / Connecticut. Dies ist eine Organisation von Interessenvertretern, die Ziele für die regionale Entwicklung erarbeiten, deren Umsetzung sie nur unterstützen aber



Abb. 1 Das Projekt »Deep Ground« des Londoner Büros GroundLab für die städtebauliche Erneuerung von Longgang in China werden von Charles Waldheim als herausragendes Beispiel für landscape Urbanism angeführt. [Quelle: Topos 71, 21]



Abb. 2 In der ersten Siedlung des New Urbanism in Seaside, Florida wurde der Film *The Truman Show* gedreht. [Quelle: John Webster]



Abb. 3 Centennial Mills ist eine New-Urbanist-Siedlung für Bewohner ab 55 Jahren im Suburban Sprawl von New Jersey. [Quelle: Wolfram Hofer]

nicht durchsetzen können [1, S. 138]. Der Mangel an staatlicher Lenkung hat zur Folge, dass Kommunen mit einer großzügigen Baulandausweisung versuchen, ihre Attraktivität für die Ansiedlung von wohlhabenden Bevölkerungsschichten und von Gewerbe zu erhöhen. Dies ist besonders unter dem Aspekt nachvollziehbar, dass kommunale Leistungen sowie das Schulsystem im Gegensatz zu Deutschland vorrangig aus der lokalen Grundsteuer bezahlt werden. Im Weiteren ermöglicht ein gut ausgebautes Schnellstraßensystem, auch längere Wege zur Arbeit auf sich zu nehmen, und im Gegensatz zu Deutschland werden private Hypotheken steuerlich subventioniert. »Als Hauptursachen [für sprawl] gelten der Konkurrenzkampf der Kommunen, die staatliche Förderung von (suburbanem) Wohneigentum sowie die staatliche Infrastrukturpolitik« [1, S. 140].

Mit dem Beginn der 1990er-Jahre gewinnt eine informell organisierte *Anti-Sprawl*-Bewegung an Bedeutung, die vor allem die einseitige Ausrichtung auf den Individualverkehr bemängelt. Organisationen wie *Smart Growth* fordern eine höhere städtebauliche Dichte, die einen effektiven öffentlichen Nahverkehr und auch fußläufige Erschließung ermöglicht; das Schlagwort ist *Walkable Towns*. Eine ähnliche Zielsetzung verfolgt auch die *Charta of the New Urbanism*, die auf der vierten Jahrestagung des *Congress for the New Urbanism* 1996 verabschiedet wurde. Hier werden Orientierungspunkte für Architektur und Stadtplanung aufgestellt, um der Zersiedlung und dem Landschaftsverbrauch nachhaltige Konzepte der Siedlungsentwicklung entgegenzustellen. Ein Ziel ist dabei, den gesichtslosen Siedlungsbrei so zu verändern, dass klar identifizierbare Städte und Siedlungen mit einer lokalen Identität entstehen. Dabei ist bemerkenswert, dass die geforderten Gestaltungsrichtlinien überwiegend historisierende Architektur fördern. Ziel des *New Urbanism* ist, ein geschlossenes Siedlungsbild zu entwi-

ckeln, dessen besondere Identität sich über Architektur ausdrückt. Ein frühes Beispiel ist die Siedlung in Seaside in Florida, die durch den Film *The Truman Show* auch außerhalb von Fachkreisen bekannt wurde.

In den 1990er-Jahren entwickelt sich *New Urbanism* zum Verkaufsschlager. Nach der Analyse von Barbara Schöning [1, S. 66] liegt das aber nicht an einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz der Prinzipien nachhaltiger Stadtentwicklung, sondern in der engen Verknüpfung mit der Immobilienwirtschaft (Urban Land Institute) und einer Architektur, die den Geschmack zahlungskräftiger Bevölkerungsgruppen trifft.

Die Kritik des *Landscape Urbanism* am *New Urbanism* erhebt den Vorwurf, dass in sich abgeschlossene heile Welten geschaffen werden. Das Ziel des Placemaking sei oft nicht mehr als die schablonenhafte Anwendung von erprobten architektonischen Mustern. »First, by far the most problematic aspect of urban design in recent years has been the tendency to be accommodating to the reactionary cultural politics and nostalgic sentiments of New Urbanism« [15, S. 22]. Waldheim stellt fest, dass es eben nicht darum ginge, einem mystischen Image eines vergangenen *Golden Age* nachzulaufen, sondern wir uns endlich den städtischen Bedingungen zuwenden sollten, in denen die meisten von uns leben (ders., 23). Der *Urban Sprawl* ist aus dieser Perspektive kein Problem, das es zu bekämpfen gelte, sondern ein Phänomen, mit dem man sich aktiv auseinandersetzen müsse. Der amerikanische *Landscape Urbanism* versucht deshalb nicht, durch planerische Maßnahmen oder politische Einflussnahme die Zersiedlung einzudämmen, sondern ganz im Sinne des amerikanischen Pragmatismus den Verlust der Innenstädte nicht zu beklagen, als gegeben zu akzeptieren. Ein interessantes Beispiel dieser Haltung ist die Erfindung des Begriffs »*Drosscapes*« durch Allan Berger. »*Drosscapes* are the

inevitable wasted landscapes within urbanized areas that eternally elude the overly controlled parameters and the script programming elements that designers are charged with creating and accommodating within their projects» [2, S. 12]. Solche ungenutzten oder brach gefallenen Restflächen im *Urban Sprawl* sind für ihn unvermeidbares Ergebnis eines gesunden Wachstums. »Waste landscape is an indicator of healthy urban growth« [2, S. 36]. Diese positive Sicht auf den *Sprawl* klingt zunächst ganz ähnlich wie die oben angesprochene Position von Thomas Sieverts zur Zwischenstadt. Der entscheidende Unterschied liegt aber darin, dass Sieverts noch auf die lenkenden Kräfte von Politik und staatlicher Verwaltung setzt, während in der amerikanischen Diskussion staatliche Lenkung grundsätzlich kritisch gesehen wird; das gilt interessanterweise für *Landscape Urbanism* wie auch *New Urbanism*. [13, S. 16].

Auf der anderen Seite sind viele der im Kontext des *Landscape Urbanism* diskutierten Projekte in so einem großen Maßstab, dass bei deren Umsetzung große administrative Einheiten sinnvoll sind. Ein Beispiel ist der *Knowledge Corridor* in San Juan, Puerto Rico. »As part of a major economic initiative, the government of Puerto Rico has proposed to develop the area around the area of the main University Campus of Puerto Rico as a new biotechnology district« [4, S. 28]. Der prozessorientierte Ansatz von *Field Operations* nutzt eine bestehende Straßenbahlinie als verbindendes Element für ein städtebauliches Entwicklungskonzept (36,5 Hektar) für einen Forschungsstandort. Corner spricht von einer Matrix von Wechselbeziehungen, die einen Rahmen für zukünftige Entscheidungen bietet, ohne diese vorwegzunehmen. Mit anderen Worten: Ein offenes planerisches Konzept, bei dessen Weiterentwicklung eine zuständige administrative Einheit den Prozess steuert, oder zumindest den Landschaftsarchitekten als Prozesssteuerer bezahlt. Ähnliches gilt für die in TOPOS 71 vor-

gestellten Projekte in Holland [9, S. 43 ff.] oder China [16, S. 58 ff.].

Eingangs wurde diskutiert, dass solche starken administrativen Einheiten auf regionaler Ebene in den USA fehlen. Deshalb liegt die Federführung bei den in TOPOS 71 vorgestellten amerikanischen Projekten bei Stadtverwaltungen: Austin, Texas bei dem Konzept für den *Lady Bird Lake*, [12, S. 74 ff.] oder die von Susannah Drake vorgestellten Projekte der *Linear Infrastructure* in New York City [6, S. 50 ff.]. Ähnliches gilt auch für viele der im »Landscape Urbanism Reader« [14] angeführten Projekte wie die europäischen



Abb. 4 Die Verflechtung zwischen Wasser und Land als bestimmender Faktor für bauliche Strukturen wird von Palmboom als Merkmal des Landschaftsurbanismus in Viaardingen, Niederlande, gesehen. [Quelle: Topos 71, S. 49]

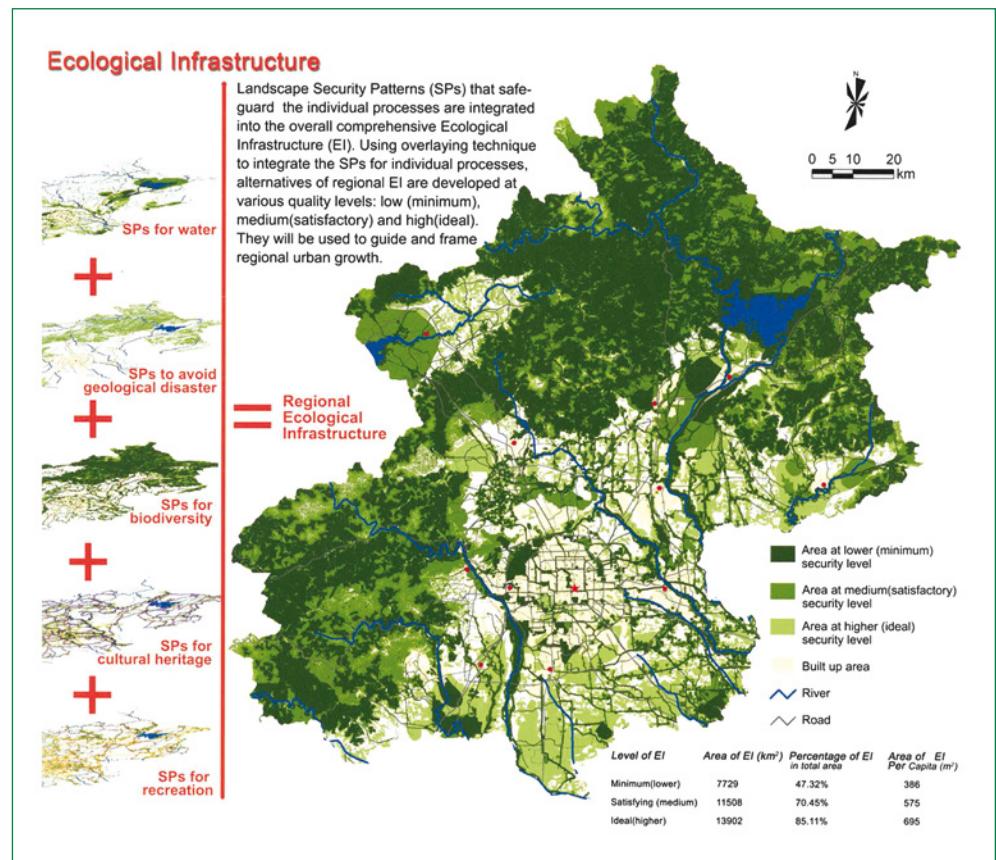


Abb. 5 Kongjian Yu benennt ein Konzept zur Entwicklung ökologischer Infrastruktur als Beispiel für Landschaftsurbanismus. [Quelle: Topos 71, 63]



Abb. 6 Ein Wanderweg entlang des Lady Bird Lake in Austin, Texas schafft Verknüpfungen im Sinne des Landschaftsurbanismus. [Quelle: Topos 71, S. 79]

Beispiele der IBA Emscher Park [10, S. 46f.] oder die New Yorker Beispiele der Fresh Kills auf Staten Island und der High-Line in Manhattan [3, S. 23 f.].

Der kurze zusammenfassende Blick auf Projekte, die unter dem Etikett *Landscape Urbanism* veröffentlicht sind, zeigt, dass der Maßstab sich mindestens auf ein Quartier oder eine größere räumliche Einheit bezieht und dass der Komplexität der Projekte durch ein prozessorientiertes Vorgehen Rechnung getragen wird. Hierin liegt ein entscheidender Unterschied zum *New Urbanism*. Während dort die Planung das klare Endprodukt einer homogenen Siedlung zum Ziel hat – bei der auch die Landschaftsarchitektur einer klaren »Vision« zu folgen hat – setzt der Ansatz des *Landscape Urbanism* auf eine grundsätzlich

che Offenheit: Die Gestalt des Endproduktes ist nicht von vornherein festgelegt, sondern wird durch den Prozess selbst geformt. In diesem Unterschied zwischen einem eher statischen (*new urbanism*) und einem eher prozesshaften (*Landscape Urbanism*) Ansatz spiegelt sich auch ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Architektur und Landschaftsarchitektur wider. Während in der Architektur ein Gebäude so entstehen soll, wie es gezeichnet wurde (und sich auch nicht verändern soll), ist in der Landschaftsarchitektur der Entwurf immer nur eine Annäherung an eine mögliche Gestalt, die sich mit Pflanzenwachstum und anderen biologischen Prozessen weiterentwickelt. Dieser Unterschied zeigt sich auch in der Rolle der Landschaft selbst. Im *new urbanism* ist Landschaft nicht das strukturbildende Element im Siedlungsraum, sondern es gibt eine klare Unterscheidung zwischen Innen und Außen, der Siedlung und der Landschaft.

Thompson [13, S. 19] stellt dar, dass der im *Landscape Urbanism* hergestellte Bezug zur Landschaft sich vorrangig auf den kulturell geprägten Raum im Zusammenhang mit menschlichen Siedlungen bezieht. Weder die unberührte Natur noch der kleinmaßstäbliche, intensiv gestaltete Garten sind Gegenstand der Diskussion. Diese siedlungsnahen Räume würden im deutschen Kontext als Kulturlandschaft beschrieben werden. Ob diese Übertragung so zutrifft oder ob dem amerikanischen Diskurs eine andere kulturelle Interpretation von Landschaft zugrunde liegt, ist entscheidend für die generelle Übertragbarkeit des amerikanischen Diskurses zu *Landscape Urbanism* auf die deutsche Situation.

Im deutschen Sprachraum beschreibt Landschaft »eine Gegend oder einen Geländeabschnitt, die als Einheit empfunden oder als solche bewertet wird« (Brockhaus, 20. Auflage 1996, 13. Band). Naturschutz und Landespflege in Deutschland stehen in dieser Tradition: Agrar-



Abb. 7 High-Line, New York City [Quelle: Wolfram Höfer]

rische Strukturen im Sinne einer idealisierten Agrarlandschaft um 1850 sind zu erhalten, weil sie als ein wertvolles Kulturgut gesehen werden, das von den Vorfätern ererbt wurde und deshalb gepflegt werden muss. Gegenüber dieser grundsätzlich bewahrenden, also konservativen Haltung in Deutschland bestimmt in den USA das Spannungsfeld zwischen Traditionen der ersten Einwanderer und dem unbedingten Fortschrittsglauben die Interpretation von Landschaft. Kenneth Olwig [8] entwickelt den Gedanken, dass in den USA zwei grundsätzlich verschiedene Sichtweisen auf Landschaft bestehen, die sich in ihrer politisch-gesellschaftlichen Dimension sogar gänzlich widersprechen. Auf der einen Seite steht der von Traditionen geprägte besondere Ort – er bezeichnet dies als *Landscape of Customary Law*.

Auf der anderen Seite steht das universelle Prinzip eines allgemeinen Naturrechts, das unabhängig vom Ort besteht. Die Landschaft ermöglicht individuelle Freiheit und ist zugleich Ressource für das Streben nach wirtschaftlichem Wohlstand. Ein bestimmter Erdausschnitt wird im Sinne dieser *Landscape of Natural Law* durch Aneignung kein besonderer Ort, sondern bleibt bloß zufällige Stelle der Anwendung eines allgemeinen Prinzips. In diesem Modell gibt es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Siedlung und offener Landschaft. Landschaft ist grundsätzlich durch einzeln stehende Farmen besiedelt, eine Siedlung ist letztlich bloß eine Verdichtung.

Im Lichte dieser amerikanischen Tradition ist es nicht überraschend, dass der im pastoralen Landschaftsbegriff angelegte Gegensatz zwischen Stadt und Land im *Landscape Urbanism* für aufgehoben erklärt wird. Demgegenüber sind im deutschen kulturellen Verständnis von Landschaft Aspekte enthalten, die sich auch in der von Olwig beschriebenen *Landscape of Customary Law* wiederfinden lassen: der Raum

als ästhetische wahrgenommene Einheit mit besonderer Eigenart. Daraus folgt, dass sich das Wort Landschaft im Landschaftsurbanismus auf einen anderen Begriff von Landschaft bezieht als in der Stadtlandschaft.

Es bleibt aber anzumerken, dass die gesellschaftliche Kraft der konservativen Vorstellung einer idealen Kulturlandschaft dazu beigetragen hat, in Deutschland eine formalisierte Umweltplanung zu etablieren. In den USA konnte sich trotz der methodischen Entwicklungsarbeit von Ian McHarg (1971) kein vergleichbares System entwickeln. Obwohl sein Ansatz einer ökologischen Gesamtplanung im Zuge der amerikanischen Umweltdiskussion in den 1970er-Jahren große Bedeutung erlangte, wurde diese Entwicklung mit der »Conservative Revolution« von Ro-



Abb. 8 Die Ortskirche von Deerfield, Massachusetts ist ein Element der Kulturlandschaft im Sinne der von Kenneth Olwig beschriebenen *Landscape of Customary Law*. [Quelle: Wolfram Höfer]



Abb. 9 Das Flächenraster im mittleren Westen der USA (Champaign, Illinois) ist Ausdruck der Wahrnehmung von Landschaft als bloße Ressource in der *Landscape of Natural Law* nach Olwig. [Quelle: Wolfram Höfer]

nald Reagan gestoppt. Bis heute sind die Möglichkeiten umweltplanerischer Einflussnahme auf tatsächliche Landnutzungsentscheidungen in den USA sehr gering. In dem Zusammenhang ist die deutsche formale Eigenständigkeit der Umweltplanung gegenüber der Stadt- und Regionalplanung ein Glücksfall, der nicht zu unterschätzen ist.

Die sehr wertvolle Bedeutung von *Landscape Urbanism* liegt auf anderen Ebenen. Unmittelbar relevant für Deutschland ist der Aspekt, dass mit *Landscape Urbanism* die Zwischenstadt wieder verstärkt ins Blickfeld gerät. Obwohl dieses Phänomen aus den oben genannten Gründen in den USA weitaus stärker ausgeprägt ist, wird auch in Deutschland die Rolle der Landschaft für die weitere Entwicklung von *Suburbia* diskutiert. »Der Umgang mit den Freiräumen der Zwischenstadt, mit Perforationsräumen, kann zum Schlüssel der Entwicklung nachhaltiger Stadtstrukturen und einer identitätsfördernden Gestaltung urbaner Räume werden« [5, S. 80]. Die Identität solcher Räume kann auch mit landschaftlichen Elementen gefördert werden, es muss nicht immer Architektur sein. Genau in diesem Sinne ist auch die Forderung des *Landscape Urbanism* zu sehen, dass Architektur als gegenwärtiger Grundbaustein der Stadtentwicklung durch Landschaft abzulösen sei. Es wurde dargestellt, dass diese Haltung in den USA zwar

als unmittelbare Reaktion auf den amerikanischen *New Urbanism* entstand, sie birgt aber auch auf Deutschland anwendbare Ansätze. Besonders der Gedanke, dass der planerische und gestalterische Umgang mit Landschaft einen prozessorientierten Ansatz erfordert, ist zwar in der deutschen Landschaftsplanung angelegt, erhält aber über den Diskurs des *Landscape Urbanism* eine neue Aktualität. In der grundsätzlichen Offenheit gegenüber einem interdisziplinären Planungsprozess, der neue Optionen zu Tage fördern kann, und dem damit verbundenen Verzicht auf die einfache Reproduktion statischer Bilder liegt die Chance, die komplexen Verflechtungen im Spannungsfeld zwischen Landschaft als kulturellem Symbol, als ökologischer Funktion und als Ort ökonomischer Produktivität zu verstehen und konstruktiv zu nutzen. Entscheidend ist, dass eine Aufwertung des Themas Landschaft und damit auch der Landschaftsarchitektur im Rahmen des anstehenden Umbaus der suburbanen Verflechtungsräume aus Sicht des Berufsstandes sehr wünschenswert wäre. Der von Charles Waldheim in Nordamerika geprägte Begriff kann für die deutsche Landschaftsplanung einen Modernisierungsschub bedeuten und damit neue Perspektiven für interdisziplinäre Zusammenarbeit in der nachhaltigen Stadtentwicklung und -erneuerung eröffnen: Landschaft ist ein urbanes Thema.



Literatur

- [1] Bodenschatz, Harald; Schöning, Barbara 2004: Smart Growth – New Urbanism – Liveable Communities. Programm und Praxis der Anti-Sprawl-Bewegung in den USA. Wuppertal.
- [2] Berger, Alan 2006: Drosscape. Wasting land in urban America. Princeton Architectural Press. New York
- [3] Corner, James 2006: Terra Fluxus. In: Waldheim, Charles a.a.o. 35–53
- [4] Corner, James 2010: Landscape Urbanism in the Field. In: Topos, European Landscape Magazine (71): 25 –29.
- [5] Dettmar, Jörg; Weilacher, Udo 2003: Baukultur: Landschaft als Prozess In: Topos (44): 76–81.
- [6] Drake, Susannah 2010: Term – Definition – Identity. In: Topos (71): 36 – 39.
- [7] McHarg, Ian 1971: Design with Nature. New York.
- [8] Olwig, Kenneth R. 2005: The Landscape of »Customary« Law versus that of »Natural« Law. In: Landscape Research; Vol.30, No.3, 299–320, July 2005.
- [9] Palmboom, Fritz 2010: Landscape Urbanism: Conflation or Coalition?. In: Topos (71): 43 – 49.
- [10] Shannon, Kelly 2006: From Theory to Resistance: Landscape Urbanism in Europe. In: Waldheim, Charles : The Landscape Urbanism Reader. Princeton Architectural Press, New York. 141 –161
- [11] Sieverts, Thomas 2001: Zwischenstadt: Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Birkhäuser Verlag Basel.
- [12] Steiner, Frederick; Almy, Dean 2010: Conversation as Catalyst: Lady Bird's Urbanism. In: Topos, (71): 74 –79.
- [13] Thompson, Ian Hamilton (2012): Ten Tenets and Six Questions for Landscape Urbanism. In: Landscape Research, 37:1, 7–26
- [14] Waldheim, Charles 2006: The Landscape Urbanism Reader. Princeton Architectural Press, New York.
- [15] Waldheim, Charles 2010: On Landscape, Ecology and Other Modifiers to Urbanism. In: Topos, (71): 20 –24.
- [16] Yu, Kongjian 2010: Five Traditions for Landscape Urbanism Thinking. In: Topos, (71): 58 –63

Die Kunst, das Leben in seinem Ausdruck erkennbar zu machen

Udo Weilacher

»Warum sind heute städtische Grünanlagen und private Gärten nicht naturnäher gestaltet, warum darf die Natur nicht wachsen und sich entfalten, wie sie will – behutsam gelenkt durch den gärtnerischen Eingriff – und warum wird ihr eine ganz bestimmte, weitgehend künstliche Ästhetik aufgepropft?« fragte Klaus Spitzer 1981 in der gemeinsam mit Michael Andritzky veröffentlichten

Streitschrift »Grün in der Stadt«¹. Solche Fragen werden auch über 30 Jahre später noch gestellt. Prägend für die damals vertretenen Standpunkte zur neuen Gestaltung des Stadt-

1 Spitzer, Klaus: »Ökologische Ästhetik – Ein Weg zu neuen Gestaltungsprinzipien?« in Andritzky, Michael / Spitzer, Klaus (Hrsg.): Grün in der Stadt. Reinbek bei Hamburg 1981; S. 265



Abb. 1 Im Landschaftspark Duisburg-Nord wird erlebbar, dass eine Industrielandschaft, die ihren ursprünglichen Zweck verloren hat, nicht funktionslos sein muss. Der Klärwasserkanal signalisiert in industrieller Ästhetik eine neue ökologische Wertigkeit (Projekt: Latz + Partner). [Quelle: U. Weilacher]

grüns war die »Kasseler Schule« um Karl Heinrich Hülbusch und ganz besonders die Lehren von Lucius Burckhardt, der in seinem Geleitwort zu Andritzky und Spitzers Buch betonte, »dass gerade in der Stadt ökologisch ausgerichtetes, sozial nutzbares und ästhetisch vielfältiges Grün notwendig ist.«² Sind solche Forderungen noch heute gültig, oder welche neuen Standpunkte bezieht die aktuelle Landschaftsarchitektur auf der Suche nach gelungenen Verbindungen von Funktion und Ästhetik im Stadtgrünsystem?

Städte sind komplexe, lebendige Superorganismen, die sich ständig verändern und vielfältige Lebensräume für Mensch und Natur bereitstellen müssen. Gerade in den wachsenden Megacities weltweit zeigt sich deutlich, wie viele verschiedene Funktionen der Superorganismus Stadt heute erfüllen muss, damit er am Leben bleibt und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern als intakter Lebensraum dienen kann. Das Drinnen kann ohne das Draußen grundsätzlich nicht existieren, und so ist eine Stadt ohne leistungsfähiges Netz aus öffentlichen und privaten Freiräumen nicht lebensfähig, völlig unabhängig davon, ob diese Räume begrünt oder unbegrünt sind. 30 Jahre nach dem Erscheinen von »Grün in der Stadt« ist das Bewusstsein dafür, dass sich Landschaftsarchitektur nicht ausschließlich auf die Qualifizierung von städtischem Grün beschränken darf, sondern sich stets auch für das urbane Grau, also für die Inwertsetzung unbeliebter Außenräume engagieren muss, ausgeprägter als je zuvor. Dieter Kienast brachte diese Erkenntnis 1998 auf den Punkt, als er feststellte: »Unsere Arbeit ist die Suche nach einer Natur der Stadt, deren Farbe nicht nur grün, sondern auch grau ist. Natur der Stadt heißt Baum, Hecke, Rasen, aber auch wasserdurchlässiger Belag, weiter Platz, strenger Kanal, hohe Mauer,



Abb. 2 Das ästhetisch Neue in der Landschaftsarchitektur entsteht in den Sintergärten von Duisburg-Nord aus der »Impfung« der Industrieruine mit vertrauten Gartenbildern. Eingebettet in die Betonlandschaft entdeckt der Besucher Gärten traditioneller Prägung (Projekt: Latz + Partner). [Quelle: U. Weilacher]

offen gehaltene Frischluft- oder Sichtachse, das Zentrum und der Rand.«³

Während in der aktuellen Landschaftsarchitektur über diese grundlegenden Zusammenhänge zwischen Grün und Grau weitgehend Einigkeit herrscht und mit einigen (natur)ideologisch geprägten Missverständnissen der frühen 1980er-Jahre längst aufgeräumt wurde, löst die Frage nach einer sinnfälligen Verbindung zwischen Funktion und Ästhetik urbaner Freiräume nach

3 Kienast, Dieter: »10 Thesen zur Landschaftsarchitektur« (1998) in: Professur für Landschaftsarchitektur ETH Zürich (Hrsg.): Dieter Kienast – Die Poetik des Gartens. Über Ordnung und Chaos in der Landschaftsarchitektur. Basel, Berlin, Boston 2002; S. 207–210



Abb. 3 Das zwecklos Gewordene wird buchstäblich in ein neues Licht gerückt, um die Funktion des Alten als Landmarke für das Neue sichtbar zu machen. Der Lichtkünstler Jonathan Park leistet damit der landschaftsarchitektonischen Uminterpretation Beistand (Projekt: Latz + Partner). [Quelle: U. Weilacher]

wie vor kontroverse Debatten aus. Einerseits wird postuliert, dass ästhetisch ansprechende Räume nur solche sein können, die im Einklang mit ihrer Funktion gestaltet werden. Andererseits wird vor einem Funktionalismus gewarnt, der zu gestalterischer Ausdruckslosigkeit urbane Räume führt und die Unwirtlichkeit der Städte steigert. Wer Letzteres befürchtet, ist sich selten darüber im Klaren, dass Louis Henry Sullivan 1896 mit »form follows function« einen ganzheitlichen, an der Natur ausgerichteten Gestaltungsansatz verfolgte: »Sei es nun der kreisende Adler in seinem Flug oder die geöffnete Apfelblüte, das schuftende Arbeitspferd, der heitere Schwan, die sich verästelnde Eiche, der sich windende Fluss, die ziehenden Wolken, über allem der Lauf der Sonne, Form folgt immer Funktion, und dies ist das Gesetz. Wo sich die Funktion nicht verändert, verändert sich die

Form nicht. Die Granitfelsen, die stets grübelnden Berge überdauern ewig; Der Blitz lebt, nimmt Gestalt an und erlischt in einem Funkeln. Es ist das durchdringende Gesetz aller organischen und anorganischen, aller physischen und metaphysischen, aller menschlichen und aller übermenschlichen Dinge, aller wahrhaften Manifestationen des Kopfes, des Herzens, der Seele, dass das Leben in seinem Ausdruck erkennbar ist, dass die Form immer der Funktion folgt. Das ist das Gesetz.⁴

Anders als es die Kurzformel »form follows function« missverständlichweise vermuten lässt, wird in Sullivans Credo deutlich, dass er keineswegs eine rationale Zweckmäßigkeit oder öde Sachlichkeit, sondern die sinnstiftende Verbindung von Nützlichkeit und Schönheit propagieren wollte, um deren Verwirklichung man schon in der historischen Gartenkunst bemüht war⁵. Nicht technische Funktionalität, sondern lebendige Natur betrachtete der Architekt als Vorbild für das ideale Zusammenwirken aller Dinge und Lebewesen. Offensichtlich existiert ein entscheidender Unterschied zwischen Funktionalität und Zweckrationalität, und diesen erklärte Bruno Taut 1937 anschaulich: »Wenn ein Gebäude sehr gut funktioniert, so ist es sehr zweckmäßig gebaut. Demnach ist die Erfüllung des Zwecks eine Haupteigenschaft der Funktion. Doch wenn ein Gebäude nicht benutzt wird, so bleibt es ebenso zweckmäßig, wie wenn es benutzt wird. Aber dann »funktioniert« es nicht, d.h. man kann nicht von einer Funktion sprechen. [...] Das Wort Funktion enthält demnach in sich einen Vorgang lebendiger Art.⁶ Landschaftsarchitektur stellt Räume für das Leben

4 Sullivan, Louis H.: »The Tall Office Building Artistically Considered« in Lippincott's Magazine 57, Philadelphia 1896 S. 403 - 409 (Übersetzung U. Weilacher)

5 vgl. z.B.: Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt Dessau: Dessau-Wörlitzer Gartenreich im 18ten Jahrhundert

6 Taut, Bruno: Architekturlehre. Grundlagen, Theorie und Kritik, Beziehung zu den anderen Künsten und zur Gesellschaft (1937). Hamburg Berlin 1977; S. 118

zur Verfügung, doch die zweckmäßige Gestaltung eines Außenraumes ist keine Garantie dafür, dass er funktioniert. Seine Funktion erfüllt ein Freiraum erst in lebendigen Wechselbeziehungen innerhalb des jeweiligen Stadt- und Landschaftsgefüges. Ein Quartierpark ist zweckmäßig gestaltet, wenn er gut erschlossen ist, vielfältige Sitz- und Spielmöglichkeiten bietet, trockene, gut begehbarer Wege, ordentliche Beleuchtung und so weiter aufweist. Ob er aber tatsächlich als öffentlicher Park funktioniert, ist von seiner sinnvollen Einbindung in das gesamtstädtische Wirk- und Raumgefüge, von seiner gelungenen Integration in den sozio-kulturellen Kontext der Stadt abhängig.

Funktionen sind immer wechselseitig, während Zwecke nur einseitige Bezüge aufweisen⁷. Soll Funktion als Gestaltungsbegriff in der Landschaftsarchitektur eine überzeugende Anwendung finden, ist das Bewusstsein für diese begrifflichen Unterscheidungen wichtig. Das wird auch in der Kritik am Funktionalismus deutlich. »Der Kern [...] jeder Kritik ist der Vorwurf, dass der Funktionalismus vom Zweck ausgegangen sei und an nichts anderes gedacht habe als an den Zweck. Man hat dafür einen unschönen Ausdruck geprägt: zweckrational«, erläutert der Architekturtheoretiker Julius Posener. »Zweckerfüllung war das Ziel, das Mittel die Herausstellung des Zweckes oder der Zwecke durch Analyse, durch Teilung des Problems in eine Anzahl von Bedingungen. Jeder Bedingung entsprach dann eine eigene Antwort – also wieder Teilung.«⁸ Welche problematischen Folgen die in der Charta von Athen geforderte Aufteilung der Stadt in drei Funktionsbereiche – eigentlich

Zweckbereiche – Wohnen, Arbeiten, und Erholung auch für die Landschaft hatte, ist aus der Geschichte des modernen Städtebaus bekannt. Wachsender Flächenverbrauch und die Entstehung von zweckbestimmtem, gesichtslosem Abstandsgrün sind unter anderem noch heute die Folgen.

Die Protagonisten des Funktionalismus glaubten an eine widerspruchsfreie Verbindung zwischen Ästhetik und Funktion und kritisierten in aller Schärfe jegliches künstlerische Formenrepertoire, das nicht in enger Beziehung zum Zweck stand. Julius Posener entlarvte in seiner »Kritik der Kritik des Funktionalismus« von 1975 den Funktionalismus als »eine künstlerische Bewegung, eine stilschaffende Bewegung, welche unter bestimmten historischen Bedingungen entstanden ist. [...] Sie versuchte, eine zwingende Beziehung zwischen Zweck und Form herzustellen, indem sie von mechanischen Vorgängen ausging. Sie hat nicht bedacht, dass Wohnen, zum Beispiel, kein mechanischer Vorgang ist. Das machte die Theorie für die Praxis der Architektur unbrauchbar und ließ dem Architekten keine Wahl: er musste jedes Mal den Kurzschluss zur Kunst machen.«⁹

Dieser Kurzschluss führt auch aktuell zu Missverständnissen zwischen Gestaltern und Nutzern. Letztere sind in erster Linie am alltäglichen Gebrauch von Räumen interessiert und reagieren verunsichert, ja sogar zurückweisend, wenn die äußere, künstlerisch gestaltete Form diese Gebrauchsfähigkeit gar nicht, nicht wie gewohnt oder nur unzureichend ästhetisch signalisiert. Das ästhetisch Neue in der Landschaftsarchitektur stößt beim Laien regelmäßig auf Ablehnung, wenn gegen tradierte ästhetische Vorlieben, gegen gewohnte Gestaltungsprinzipien verstoßen wird. Zu einer Weiterentwicklung von Kunst und Kultur wäre es allerdings niemals

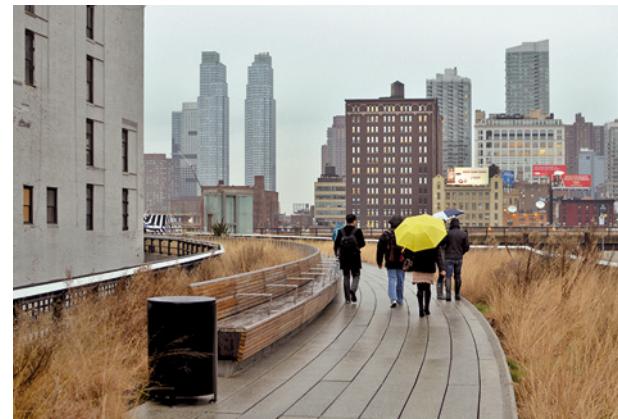


Abb. 4 Vor wenigen Jahren noch eine unbeachtete, aber kostbare ökologische Nische im New Yorker Stadtgefüge, erweist sich die High-Line nach der Neugestaltung als eine wertvolle soziokulturelle Nische im zweckrational geprägten Kontext der Millionenstadt (Projekt: James Corner Field Operations). [Quelle: U. Weilacher]

7 vgl. Führ, Eduard: »Frankfurter Küche und Spaghetti carbonara. Funktionalität von Architektur und Kunst des Gebrauchens« in: Ausdruck und Gebrauch, 1. Heft I/2002. Dresden 2002

8 Posener, Julius: »Kritik der Kritik des Funktionalismus« (1975) in: Posener, Julius: Was Architektur sein kann. Neuere Aufsätze. Basel Berlin Boston 1995; S. 79

9 ebenda; S. 79



Abb. 5 Die High-Line in New York gilt als vorbildliches Beispiel für die erfolgreiche Verwandlung einer zwecklos gewordenen Infrastruktur in ein funktionierendes urbanes Freiraumelement. Der kleine Park hat die angrenzenden Stadtquartiere spürbar neu belebt (Projekt: James Corner Field Operations).
[Quelle: U. Weilacher]

gekommen, hätte es die konsequente Kritik an tradierten Vorlieben und die experimentelle Erkundung neuer Gestaltungsprinzipien nicht gegeben. Das gilt sowohl für die vergangene als auch für die gegenwärtige und zukünftige Landschaftsarchitektur, sofern man sie als Kulturphänomen begreift.

Leberecht Migge, der bedeutendste deutsche Gartenreformer des beginnenden 20. Jahrhunderts und »vielleicht einziger konsequenter Vertreter des Funktionalismus in der Landschaftsarchitektur«¹⁰, lehnte in seinem Schaffen

10 Körner, Stefan: »Funktionalismus in der Landschaftsarchitektur« in: Stadt + Grün 9/2010; S. 53

jeglichen Kurzschluss zur Kunst vehement ab und erklärte »als erster Vertreter des Berufs den Tod der Gartenkunst. Ohne ästhetische Rücksichten [...] habe sich die Funktion im Garten auszudrücken«¹¹. Migge prägte durchaus ästhetische Neuerungen, die nicht dem konventionellen Publikumsgeschmack seiner Zeit entsprachen. Noch heute wird der »Spartakus in Grün«¹² von vielen Landschaftsarchitekten als wichtiges Vorbild erachtet, nicht zuletzt aufgrund seiner kompromisslosen Ablehnung der dekorativen Gartenkunst und wegen seines streitbaren Engagements für eine schlichte, produktive Gartenkultur. Für Migge hatte die Form zwingend dem Zweck zu folgen, und die gute Form war in seinen Augen jene, die sich im Laufe der Nutzungsgeschichte bewährt hatte und schließlich zu einer typischen Form geworden war. »Man kann sagen, dass all das gut und brauchbar ist, was sich zum Allgemeingültigen entwickelt, und dass andererseits nichts die Kraft hat, typisch zu werden, was im Kern ungesund ist.«¹³ Obwohl der Gartenrevolutionär den Begriff Funktion nicht ausdrücklich verwendete, waren seine Gärten nicht nur zweckmäßig, sondern im besten Sinne funktional konzipiert, nämlich sowohl für den aktiven Gebrauch bestimmt als auch sinnvoll eingebunden in den landschaftlichen und städtebaulichen Kontext sowie gut integriert in die volkswirtschaftlichen, sozialen und ethischen Zusammenhänge seiner Zeit.

Heute ist es notwendiger denn je, zwischen Zweckmäßigkeit und Funktionalität klar zu unterscheiden, und es wird deutlich, wie hilfreich es sein kann, Funktion als einen Gestaltungsbe-

11 Wimmer, Clemens Alexander: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt 1989; S. 368

12 von Reuß, Jürgen: »Leberecht Migge – Spartakus in Grün« in: Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (Hrsg.): Leberecht Migge 1881–1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Bremen 1981; S. 10ff

13 Migge, Leberecht: Die Gartenkunst des 20. Jahrhunderts. Jena 1913; S. 146/147

griff aufzufassen, der darauf ausgerichtet ist, die lebendige Verknüpfung eines landschaftsarchitektonischen Entwurfes mit der Lebensumwelt des Menschen zu gewährleisten. In dieser fortschrittlichen Auffassung des Funktionsbegriffs geht es nicht um das rationale Zerlegen und Zerteilen der Welt in isolierte Bauteile, sondern um das bessere Verständnis für die Qualität der lebendigen Verbindung zwischen Einzelorganismen innerhalb einer unteilbaren Ganzheit, die, bezogen auf die Landschaftsarchitektur, zum Beispiel Stadt, Landschaft, Kulturlandschaft oder sogar Welt heißen kann.

Das bedingungslose Festhalten an tradierten ästhetischen Vorlieben und gewohnten Gestaltungsprinzipien in der Landschaftsarchitektur ist ein ebenso lähmendes Gift für die Vitalität zu gestaltender Lebenswelten wie der blinde Glaube an objektiv begründbare, wissenschaftlich fundierte und durch mehrheitliche Abstimmung abgesicherte Gestaltungsansätze. »Gerade beim Gestalten von Lebensumwelten kommt es in der heutigen Zeit [...] mehr denn je darauf an, die eigene Subjektivität – nicht die Willkür – als Qualität anzuerkennen und in den Entwurfsprozess bewusst in verantwortlicher Weise zu integrieren. Das Geheimnis der besonderen Ausdrucksstärke vieler beliebter Gärten, Parks und Plätze [...] liegt im bewusst subjektiv gestalterischen Zugang zum jeweiligen Ort. Dieser, in der Öffentlichkeit jedoch zuweilen als elitär gedeutete Ansatz, ist in einer Mitbestimmungs- und Wissensgesellschaft mit erheblich höherem Risiko verbunden [...]. Doch das höhere persönliche Risiko des Scheiterns – in der bildenden Kunst selbstverständlich – wird im geglückten Fall durch ein Werk belohnt, dessen Kanten im übertragenen Sinn nicht durch Mehrheitsbeschlüsse rund geschliffen wurden. Solche Werke sind für den Betrachter nicht nur lesbar, sondern sprechen ihn substantiell an. Indiz für die Qualität solch »kantiger« Projekte ist in vielen Fällen, dass sie in der öffentlichen Meinung keineswegs

umstritten sind, denn Emotionalität und Subjektivität lassen nie kalt.«¹⁴

Nicht nur in der entwerferisch-ästhetischen Auseinandersetzung mit Gärten, Parks und Plätzen, sondern auch bei der Diskussion um die Qualität der landschaftlichen »Produkte« der modernen Industriegesellschaft kommt es auf einen intelligenten Umgang mit dem Begriff Funktion an. Beim Umbau sogenannter Restlandschaften und Industriebrachen beweisen sich die Aktualität und ungebrochene Relevanz der aufgeworfenen Grundsatzfragen schon seit

14 Weilacher, Udo: In Gärten. Profile aktueller europäischer Landschaftsarchitektur. Basel Berlin Boston 2005; S. 18



Abb. 6 Mitten in Zürich lässt sich im Innenhof eines Bürogebäudes an Wachstum und Blüte der blauen Iris erkennen, wie es um die natürlichen Lebensqualitäten in der Stadt bestellt ist. Das Leben in seinem Ausdruck erkennbar machen: »form follows function« (Projekt: Stöckli, Kienast & Koeppel). [Quelle: U. Weilacher]



Abb. 7 »Ökologisch ausgerichtetes, sozial nutzbares und ästhetisch vielfältiges Grün.« Was Lucius Burckhardt 1981 forderte, setzte Dieter Kienast 1997 um und prägte eine neue Ästhetik des Grüns in der Stadt, ohne sich an tradierte Konventionen zu klammern (Projekt: Stöckli, Kienast & Koeppl).

[Quelle: U. Weilacher]

Jahrzehnten immer wieder. Gestern noch in vollem Betrieb, erfüllen alte Industrieanlagen nach ihrer Stilllegung ihren spezifischen Zweck nicht mehr, werden demontiert, verschrottet und entsorgt. Aus der Nutzung gefallene Flächen werden zu Brachen, die man entweder sich selbst überlässt, renaturiert oder mit (landschafts)ästhetischen Kunstgriffen gestalterisch kaschiert. So sinnvoll es zuweilen sein kann, publikumswirksame Kunstinterventionen in der Landschaft als Katalysatoren für eine Veränderung der tradierten Sicht auf Landschaft zu setzen, so risikant erweist sich auch hier der »Kurzschluss zur Kunst« ohne Berücksichtigung der vielfältigen funktionalen Verflechtungen des jeweiligen Ortes¹⁵. Der missdeutete Leitspruch »form follows function« liefert nur allzu häufig die Legitimation zur vollkommenen Zerstörung und ästhetischen Überformung vorgefundener Brachen, die offensichtlich keinem Zweck im herkömmlichen Sinn mehr dienen.

An diesen gängigen Verfahrensweisen hat sich in den vergangenen Jahrzehnten immer dann etwas geändert, wenn die Verantwortlichen zu der Einsicht gelangten, dass mit dem Wegfall des

primären Zwecks einer Industrielandschaft nicht zwingend ein volliger Funktionsverlust verbunden sein muss. Welche wichtigen Funktionen solche Flächen gerade in dicht besiedelten Regionen erfüllen können, wurde zum Beispiel im Rahmen der Internationalen Bauausstellung IBA Emscher Park allen Beteiligten in großem Stil anschaulich vor Augen geführt. Solche und ähnliche Projekte haben in internationalen Planerkreisen zu einem Paradigmenwechsel geführt und dafür gesorgt, dass heute den Restlandschaften mit größerer Aufmerksamkeit begegnet wird. Andere, unscheinbarere Restflächen, die entlang von großen Infrastrukturtrassen, zwischen Bahngleisen, unter Autobahnbrücken oder am Rand von großen Verkehrsflughäfen als vermeintliche zwecklose Nebenprodukte entstanden, offenbaren in aktuellen Untersuchungen eine ganze Reihe unerwarteter Funktionen im Stadt- und Landschaftsgefüge, die es anzuerkennen und zu kultivieren gilt. Während sich in der Ökologie der Begriff der »ökologischen Nische« längst etabliert hat und kaum jemand deren wertvolle Funktionen als einzigartiger Lebensraum bestreitet, ist es in der Landschaftsarchitektur immer wieder eine Herausforderung, auf mögliche Funktionen und ästhetische Qualitäten des augenscheinlich zwecklos Gewordenen hinzuweisen. Auf der Basis eines intelligenten Funktionsbegriffs wird dies in Zukunft besser gelingen.



15 vgl. Ganser, Karl: »Landschaftskunst zwischen Gestaltqualität und »Verkunstung« in: von Dziembowski, Bettina / von König, Dominik / Weilacher, Udo (Hrsg.): Neuland. Bildende Kunst und Landschaftsarchitektur. Basel Berlin Boston 2007; S. 50–59

Freiraumkategorien



Urbane Orte – Plätze, Promenaden

Die urbanen Orte – seien es Plätze, Promenaden oder Fußgängerzonen – stehen heute verstärkt im Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit. Inzwischen gibt es kaum eine deutsche Stadt, die sich nicht bemüht, den öffentlichen Raum funktional und gestalterisch aufzuwerten, sowohl wichtigen Plätzen als auch den Alltagsräumen nach Jahren der Vernachlässigung wieder mehr Fürsorge angedeihen zu lassen. Und dies geschieht zunehmend in einem breiten gesellschaftlichen und politischen Konsens. So wurden beispielsweise mit Programmen wie »Hannover macht Platz« [1] oder »Schöneres Frankfurt« [2] langfristig angelegte Instrumente geschaffen, um den urbanen Raum an zentralen Orten aufzuwerten. Die Stadt Köln lässt – wie viele andere Kommunen auch – ein Gestaltungshandbuch erarbeiten, um der zunehmenden Fragmentierung der urbanen Orte, dem Wildwuchs einer Vielzahl von Oberflächenmaterialien und Möblierungselementen ein ästhetisches Leitbild entgegenzusetzen [3].

Die Renaissance des städtischen Freiraumes begründet sich zu großen Teilen aus den wachsenden Ansprüchen an unser alltägliches Umfeld. Urbane Orte werden mehr und mehr zum Imageträger und Indikator von Lebensqualität.

Abb. 1 Der Georg-Freundorfer-Platz in München gewinnt seine Qualität aus der Vielfalt der Nutzungsangebote (Planung: Levin Monsigny Landschaftsarchitekten). [Quelle: Levin Monsigny Landschaftsarchitekten]

Während die Nachkriegsgeneration sich hauptsächlich mit dem Wiederaufbau funktionierender Städte befassen musste, können wir es uns heute leisten, auf der Basis einer leistungsfähigen Infrastruktur vor allem an der qualitativen Entwicklung des öffentlichen Raumes zu arbeiten. Und diese Strategie wird für viele Städte in Zukunft immer wichtiger werden. In der Konkurrenz der Standorte, im Wettbewerb um die klügsten Köpfe stehen die Kriterien der unmittelbaren Lebensqualität, die Vorzüge innerstädtischen Wohnens und Arbeitens heute mit an erster Stelle. Und so beobachten wir, dass in zentralen Lagen wieder gern gewohnt wird, dass sich Verwaltungen und Bürger intensiv um Freiraumqualität bemühen, Umgestaltungsprojekte sogar direkt von den Anwohnern initiiert werden.

Mit der Verlagerung gewerblicher Standorte gelingt es vielen Kommunen, Quartiere mit einem neuen, progressiven Image zu schaffen und in diesem Kontext moderne Freiraumsysteme zu etablieren. So sind mit der Entwicklung ehemaliger Hafenanlagen in Hamburg, Kopenhagen und anderen Städten prägnante Raumsituationen entstanden, die den »Platz am Wasser« als eine besondere stadtulturelle Identität thematisieren.

Auf der anderen Seite sind jedoch auch gegenläufige Entwicklungen zu verzeichnen. Immer noch leiden einige Regionen an einem überproportionalen Bevölkerungsrückgang, immer noch gibt es Kommunen, in denen die Innenstädte

Till Rehwaldt



Abb. 2 Nach Verlagerung der Hafenanlagen an der »islands brygge« konnte mitten in Kopenhagen ein völlig neuer Freiraum mit direktem Wasserbezug geschaffen werden. [Quelle: Almut Jirku]

von einer zunehmenden »Entleerung« geprägt sind. Hier geht es eher darum, den größer werdenden Freiraum extensiv, mit wenig Aufwand zu bewirtschaften. Vielfach sind innovative Ideen gefragt, durch gestalterische und funktionale Aufwertung den öffentlichen Raum wiederzubeleben und für »Neusiedler« attraktiv zu machen.

Stadt und Natur

Mit der neuen Aufmerksamkeit für den innerstädtischen Freiraum registrieren wir gleichzeitig ein sich änderndes Verhältnis zwischen Urbanität und Natur. Die Nachkriegsmoderne mit dem Postulat der autogerechten, technisch perfektionierten Infrastruktur hat – aus der »Menschenperspektive« betrachtet – letztlich eine Zergliederung der Stadt in »bösen« und »guten« Freiraum bewirkt. So wurden vielerorts Platzräume üppig begrünt und möbliert, um sie vom motorisierten Verkehr abzuschirmen, ihn vergessen zu machen und dabei nebenbei auch das eigene Gewissen zu beruhigen. Doch diese Strategie ist gescheitert: Stadtraum wurde separiert, Wegebeziehungen gingen verloren, aus Hilflosigkeit gepflanzte Sträucher und Bäume wuchsen immer üppiger und verwandelten manchen Platz in einen gefährlichen, von zwielichtigen Figuren bevölkerten Dschungel.

Als eine Reaktion auf diesen Zustand werden seit etwa zwei Jahrzehnten vermehrt Konzepte entwickelt, die mit ganzheitlichen Ansätzen versuchen, urbane Orte als »Raum für alle« zurückzugewinnen. Mit einer befreienden Lust am Aufräumen verschwinden in die Jahre gekommene Möbel, Oberflächen und auch Pflanzungen von der Bildfläche. Städtebauliche Situationen werden wieder erlebbar, Platzflächen multifunktional nutzbar, teilweise wird die Trennung der Verkehrsarten aufgehoben. Befördert wird dies von der Tatsache, dass die Pflegebudgets der Kommunen seit Jahren rückläufig sind und auch aus

diesen Gründen bei anstehenden Umgestaltungen bestehende Grünflächen nicht immer ungern geopfert werden. Ihre ästhetische Ausprägung findet diese Entwicklung in ungewohnt »leer« anmutenden Raumentwürfen, große, steinerne Plätze werden zum Sinnbild für einen Neustart der nachmodernen Stadt.

Angesichts der teilweise ernüchternden Ergebnisse stellt sich jedoch nach einiger Zeit ein gewisser Katzenjammer, eine Trauer um verlorene »Gemütlichkeit« ein. Mag man dies auch als einen altbekannten Konflikt zwischen Tradition und Fortschritt oder auch zwischen Dekoration und Funktion ansehen, ist dennoch auffällig, dass sich der Disput häufig am fehlenden Grün entzündet. Die zunehmende Urbanisierung, das Wohnen in dichter werdenden Innenstädten, oft ohne einen eigenen Garten, lässt offensichtlich umso mehr den Wunsch nach einem Stückchen Grün vor der Haustür erstarken. Dieser Anspruch wird oft unabhängig vom städtebaulichen Kontext, beabsichtigter Nutzung oder der technischen Machbarkeit als eine wohlfelde, lokalpolitisch gut platzierbare Position vertreten. Die öffentlichen Diskurse um die Umgestaltung des Marktplatzes in Halle/Saale oder innerstädtischer Plätze in Frankfurt/Main zeugen davon. Ebenfalls nach intensiver öffentlicher Debatte hat der Dresdner Stadtrat entschieden, am historischen Neumarkt, gegenüber der Frauenkirche, nicht etwa das früher dort befindliche Gewandhaus in moderner Form wieder zu errichten, sondern den Standort mit einer »Begrünung« zu versehen. Das Konzept sieht ein flach geschnittenes Baumdach über einem einheitlichen Platzraum vor. Da dieses Grünelement einer gewissen Fürsorge bedarf, wurde mit dem Beschluss sogar gleichzeitig ein Budget für die Pflege definiert [4].

Rein ästhetische oder denkmalpflegerische Positionen können sich in diesen oft emotionsbeladenen Diskussionen kaum noch Gehör verschaf-

fen – das »grüne Pendel« schlägt zurück. Um dennoch städtische Räume differenziert zu betrachten und stadträumliche Raumfolgen zu erhalten, ist eine moderne Auffassung von Stadtnatur gefragt, die wegen der heute viel intensiveren Nutzung keinesfalls auf das Schema eines gründerzeitlichen Schmuckplatzes zurückfallen darf und kann. Auch eine rein ökologisch orientierte Stadtbepflanzung, möglicherweise sogar unter der Fahne der fundamentalistischen (und fremdenfeindlichen) Forderung nach einer Verwendung »gebietsheimischer« Pflanzen kann keinesfalls ein Ausweg sein. Vielmehr wird es darum gehen, auch die urbanen Orte als eine Form von Stadtlandschaft zu begreifen und in sorgsamer Dosierung die »Natur« zu implementieren, Vegetationselemente präzise und respektvoll in den städtebaulichen Kontext einzufügen. Dabei sollten auch grüne Stadtplätze an ihrer funktionalen Qualität gemessen werden. (Ein Blick nach England kann dabei nicht schaden: Die Squares dort waren ursprünglich und sind teilweise heute noch zentral angeordnete Gemeinschaftsgärten für einen Wohnblock und keineswegs öffentlich nutzbare Plätze). Auch heutzutage sind allein emotionale oder ästhetische Argumente keine ausreichende Basis für moderne urbane Strukturen.

Intensivräume

Mit der räumlichen Neukonzeption entsteht gleichzeitig ein großes Nutzungspotenzial urbane Orte. Oft ermöglicht sie dank einer umfangreichen technischen Ausstattung, die Flächen danach sehr vielseitig zu bespielen. Veranstaltungen aller Art nutzen den öffentlichen Raum als Aktionsfeld und Kulisse, vor allem die Innenstädte leiden zunehmend unter einer »Eventiierung«. Vielfach erliegen die Kommunen den Verlockungen zusätzlicher Einnahmen. Den kommerziellen Akteuren werden wertvolle Flächen in zentraler Lage überlassen, die einge-



Abb. 3 Der Goetheplatz in Frankfurt a. M. war nach seiner Umgestaltung Gegenstand intensiver öffentlicher Debatten, er ist nunmehr jedoch zu einem selbstverständlichen Stadtraum geworden (Planung: Gabriele G. Kiefer). [Quelle: Hanns Joosten]



Abb. 4 Die Dresdner Stadträte haben die »Begrünung« des ehemaligen Gewandhausareals beschlossen – die steinerne Macht der Frauenkirche lässt die Sehnsucht nach Natur erwachen (Planung: Rehwaldt Landschaftsarchitekten). [Quelle: Rehwaldt Landschaftsarchitekten]



Abb. 5 Auf dem Turbinenplatz in Zürich wird ein gut integriertes Rückhaltebecken für temporäre Installationen genutzt (Architekten: ADR Sàrl, Genf). [Quelle: Till Rehwaldt]

nommenen Gebühren können jedoch die tatsächlichen Bewirtschaftungskosten und eine oft wochenlange Beeinträchtigung des öffentlichen Lebens in keiner Weise ausgleichen. Zudem wandern die Einnahmen oft in den großen städtischen Topf und kommen dem Ort gar nicht zugute. Hier ist ein gutes Management erforderlich, damit schöne Plätze in regelmäßigen Abständen immer wieder in unbespielter Klarheit erlebbar sind.

Gerade die intensiven Nutzungen wirken sich auch auf die Gestalt des urbanen Freiraumes aus. Flächen müssen möglichst uneingeschränkt befahrbar sein, Sattelschlepper, Gabelstapler und sogar Mobilkräne sollen keine Schäden hinterlassen. Anforderungen, wie wir sie bisher nur aus dem Autobahnbau oder von gewerblichen Standorten kennen, werden auf den Stadtraum übertragen. Dazu kommen weitere Ansprüche an diese »Intensivräume«: Beläge müssen »kehrmaschinenfest« sein, salz- und säurebeständig, Papierkörbe möglichst groß, um die Entleerungskosten gering zu halten – Forderungen einer wirtschaftlich denkenden Stadtgesellschaft, die den Gestaltungsspielraum häufig einschränken. Moderne Plätze sind robust und übersichtlich, ebenflächig und barrierefrei. Bäume und Grünflächen stehen den Veranstaltungen oder der unterirdisch installierten Infrastruktur oft im Wege, nur noch wenige Materialien halten den Belastungen stand, Ausstattungselemente müssen möglichst unzerstörbar sein.

Wir befinden uns also in einem »Platz-Dilemma« – eingekeilt zwischen den Maßgaben intensiver Raumausbeutung und dem Wunsch nach Individualität der verschiedenen Orte. Dem zunehmenden Pragmatismus, der »absoluten Multifunktion« mit der Tendenz zur Standardisierung können wir demnach nur entgehen, wenn wir unsere Ansprüche an den städtischen Raum kritisch überprüfen. Nicht allein die Nutzung sollte seine Qualität definieren, gleichermaßen muss

er den Nutzungen gewisse Grenzen setzen – eine Selbstbeschränkung, die sowohl ästhetisch wie auch ökonomisch dringend geboten ist [5].

Neue Mobilität

Die Wiederentdeckung der urbanen Orte als ein qualitätsvoller Lebensraum ist eng mit der Neudefinition urbaner Mobilität verbunden. Vor allem in den Innenstädten wird der Individualverkehr immer weiter eingeschränkt, teilweise sind bereits ganze Stadtteile dem Fußgänger gewidmet. Seien es nun verkehrsberuhigte Bereiche, *Shared Space* oder Begegnungszonen – mit vielfältigen Instrumenten wird versucht, die verschiedenen Verkehrsarten nicht mehr als unbedingt zu trennende Gegensätze, sondern als nebeneinander existierende Formen menschlicher Fortbewegung zu begreifen. Nicht allein die Nutzung von Verkehrsräumen wird dabei diskutiert, sondern immer stärker auch ihre Dimensionierung. Und so werden Straßen wieder schmäler, Abbiegespuren verzichtbar, Kreuzungen enger gefaßt. Die Korrektur der autogerechten Stadt schafft neuen Freiraum und ist noch lange nicht abgeschlossen.

Mit dem Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs sind häufig neue Trassenführungen und Haltestellen Anlass für städtebauliche Entwicklungen. Idealerweise gelingt es dabei, mit diesen technischen Interventionen qualitätsvollen urbanen Raum zu generieren, an Knotenpunkten des Nahverkehrs städtisches Leben zu erzeugen. Doch auch hier ist das richtige Maß gefragt. Straßenbahn- oder Bustrassen können öffentlichen Raum auch beeinträchtigen, Plätze zergliedern, Barrieren erzeugen. Mit viel Aufwand wird vielerorts der Stadtraum für spezifische Fahrzeuge umgebaut, statt umgekehrt die Fahrzeugentwicklung (und -geschwindigkeit) am jeweiligen Umfeld zu orientieren.

Auch die demografischen und sozialen Entwicklungen haben Auswirkungen auf die Mobilität in den Städten. Räume werden übersichtlicher, barrierefrei, besser begeh- und vor allem berollbar. Und was da alles rollt! Während bis vor wenigen Jahren vorwiegend Kinderwagen, Rollstühle und Fahrräder den öffentlichen Raum benutzten, haben wir es heute mit einem ganzen Fuhrpark unterschiedlichster Bewegungshilfen für alle Altersgruppen zu tun. Gemeinsam ist ihnen allen die Notwendigkeit glatter Oberflächen und guter Orientierung.

Für Menschen mit Behinderungen werden verschiedene Leitsysteme installiert, vor allem, um sich in Alltagssituationen besser zu orientieren. Das, was früher die Bordsteinkante als gewohnte Abgrenzung zwischen Straße und Fußweg geleistet hat, wird heute durch immer ausgefeilte Hilfsmittel, seien es Noppen, Rillen, oder Farb- und Rauhigkeitskontraste ersetzt. Auch hier ist Sensibilität gefragt, um den urbanen Freiraum nicht durch eine Vielfalt weiterer Funktionselemente zu überfrachten. Und es ist zu hoffen, dass sich auch in diesem Bereich elektronische Navigationssysteme mehr und mehr durchsetzen.

Lokale Identität

Die von den scheinbaren Zwängen der Funktion, Wirtschaftlichkeit und Normung ausgelöste Ähnlichkeit urbaner Räume lässt vielerorts eine neue Sehnsucht nach Identität, nach eigener Kultur entstehen. Eine Reaktion darauf ist der oft kulissenartige Wiederaufbau historischer Stadträume und Gebäude wie des Dresdner Neumarktes, des Frankfurter Römers oder des Berliner Stadtschlosses. Wo jedoch bei einer Fassade zumindest optisch diese Sehnsucht befriedigt werden kann, die Rückbesinnung auf in der Vergangenheit verortete kulturelle Werte über die bildhafte Form möglich wird, ist dies im

stark genutzten öffentlichen Raum meist undenkbar. Doch stellt sich auch hier immer stärker die Frage, wie sich lokale Identität manifestiert. Häufig finden wir überlieferte Gestaltstrukturen früherer Epochen vor, einen alten Baumbestand oder andere Relikte, die wir in Neukonzeptionen integrieren. Die These, in der Schweizer Stadtplaner André Corboz die Landschaft als ein Palimpsest verschiedener Zeitschichten bezeichnet [6], trifft in gleichem Maße auf die urbanen Orte zu. Und so gilt es heute immer weniger, gewachsene Räume gestalterisch auf eine bestimmende, »wichtige« Zeitschicht, auf einen klassifizierten Stil festzulegen, sondern vielmehr, auch Brüche, Überlagerungen und Fragmente zu akzeptieren.

Diese Emanzipation von der klaren Ordnung, die Hinwendung zum Authentischen, das Ertragen des Unvollständigen, generiert eine neue Ästhetik des öffentlichen Raumes als die eines komplexen, in Entwicklung befindlichen Systems. Wo wir früher die einfache Form als eine klare Orientierung gesucht haben, akzeptieren wir heute zunehmend das zwar nicht mehr eindeutige, aber dafür originale Produkt der Stadtgeschichte.

Doch lokale Identität entsteht nicht nur im Rückgriff auf Geschichte. Auch völlig neue Ansätze sind in der Lage, einen Ort in besonderer Weise zu entwickeln, ihm vielleicht sogar neues Leben einzuhauchen. Trotz vieler Einschränkungen gelingt es immer wieder, mit sorgfältig komponierten Räumen, einer besonderen Materialität oder einem gelungenen Wasserelement anziehende Orte zu schaffen.

Die vielfältigen funktionalen, kulturellen und ästhetischen Ansprüche führen letztlich zu einer ganz konkreten Ausprägung der Form und Materialität urbaner Freiräume. Heute wie früher spiegelt seine Gestalt also die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Entstehung wider. Eine im-



Abb. 6 Am heutigen Zustand des Berliner Gendarmenmarktes werden unterschiedlichste stilistische Prägungen sichtbar. [Quelle: Luftbild©Geoportal-Berlin 2006]



Abb. 7 Die lebhafte Pflasterung gibt dem Marktplatz von Schmalkalden seinen unverwechselbaren Charakter (Planung: terra.nova landschaftsarchitektur). [Quelle: Boris Storz]



Abb. 8 Ein Wasserbecken greift auf dem Marienplatz in Görlitz historische Stadtstrukturen auf (Planung: Rehwaldt Landschaftsarchitekten).

[Quelle: Till Rehwaldt]

mer besser informierte und vernetzte Stadtgesellschaft zeigt zunehmend bereits im Planungsprozess ein starkes Interesse an Konzepten und Entwürfen, wir haben uns in diesem Zusammenhang immer intensiver mit dem Phänomen des Massengeschmacks auseinanderzusetzen. Die unreflektierte Übernahme von oft lautstark geäußerten »Mehrheitsmeinungen« birgt die Gefahr in sich, auf lange Sicht gesichtslose, im Konsens weichgespülte Freiräume zu erzeugen. Gerade bei Projekten im öffentlichen Fokus wird es eine allumfassende Zustimmung selten geben, vor allem dann nicht, wenn im Zuge der Abwägung einige Wünsche unberücksichtigt bleiben müssen.

Hier haben sich solche Formen der Bürgerbeteiligung als sehr förderlich herausgestellt, in der die Mitwirkung bereits in einer frühen Phase erfolgt und sich vor allem auf die Programmierung eines Raumes und Standortfindung wichtiger Bausteine konzentriert. Damit kann auch deutlich gemacht werden, dass gestalterische Entscheidungen letztlich den Entwurfsverfassern bzw. im Rahmen eines Auswahlverfahrens einer fachlich versierten Jury überlassen bleiben. Auf diese Weise entsteht ein urbaner Freiraum in hoher gestalterischer Qualität, der sich von Beginn an breiter Akzeptanz erfreut. Nur mit einem sich immer wieder verändernden Blick auf funktionale, ökologische und soziale Entwicklungen kann heute Stadtraum produziert werden. Immer deutlicher wird dabei, dass sich in seiner

ästhetischen Ausprägung die gesellschaftlichen Zustände in besonderer Weise abbilden, der öffentliche Raum wird also zum Spiegel der Gesellschaft. Dabei dürfen sich demokratische Meinungsbildung und Gestaltwille nicht länger als Antagonisten gegenüberstehen sondern müssen eine fruchtbare Symbiose eingehen. 

Literatur

- [1] Stadt Hannover / Stoletzki, Gudrun; Göbel-Groß, Thomas; Buchholz, Goetz: Die Stadt, der Raum und das Leben. Hannover, 2002
- [2] Stadt Frankfurt am Main, Dezernat Planen, Bauen, Wohnen und Grundbesitz, Stadtplanungsamt Frankfurt schafft Raum. Frankfurt 2000
- [3] Stadt Köln / Rehwaldt Landschaftsarchitekten: Gestaltungshandbuch Innenstadt
Ratsinformation Stadt Köln, Beschluß des Ausschusses für Stadtentwicklung v. 23. März 2011
<http://ratsinformation.stadt-koeln.de>
- [4] Stadt Dresden / Rehwaldt Landschaftsarchitekten: Freiraumkonzept Gewandhausareal am Neumarkt Dresden. Dresdner Neueste Nachrichten, 14.09.2011
- [5] Bezirk Mitte von Berlin: Grundsätze zur Definition eines überwiegenden öffentlichen Interesses an Sondernutzungsgenehmigungen für Veranstaltungen an ausgewählten Orten im zentralen Bereich von Berlin (Positiv-/Negativkatalog). Beschluss des Bezirksamtes Mitte von Berlin, 07.07.2009
<http://www.berlin.de/ba-mitte/>
- [6] Corboz, André: Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen. Basel: Birkhäuser, 2001, S. 164

Parkanlagen als Möglichkeitsräume

Entwicklung öffentlicher Parkanlagen

Parks sind prägende Bestandteile einer jeden Stadt. Für die Freizeitgestaltung, den Aufenthalt im Freien und das Naturerleben der Stadtbewohner und -bewohnerinnen sind sie unverzichtbar. Die ersten größeren Parkanlagen in Innen-

städten entwickelten sich aus feudalen Jagd- und Vergnügungsparks, die mit der Zeit für die Allgemeinheit geöffnet wurden. Dieser Schritt war oft mit Umgestaltungen verbunden, um die Anlagen an größere Besuchermengen anzupassen. Viele dieser Parks gelangten nach dem jeweiligen Ende der Monarchie in öffentlichen Besitz.

Almut Jirku



Abb. 1 Im immer noch königlichen Londoner Hyde Park wird auch heute noch geritten. [Quelle: Almut Jirku]

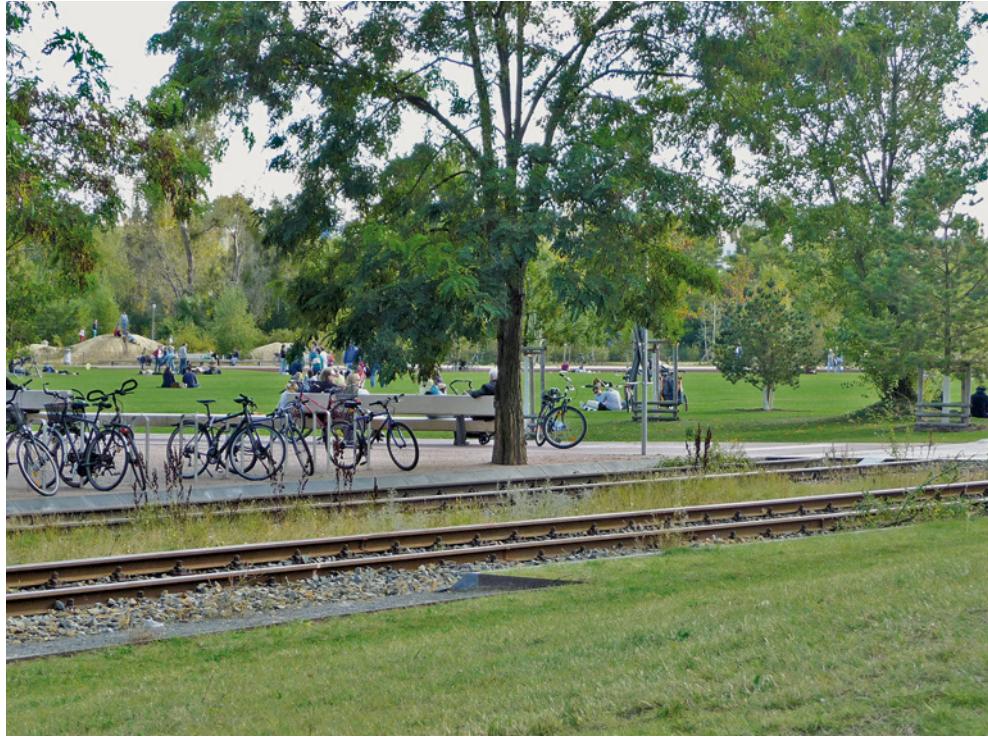


Abb. 2 Sonst hat das Fahrrad das Pferd weitgehend abgelöst. Gleisdreieck Berlin 2011, Landschaftsarchitekten: Atelier Loidl [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 3 Die Rasenbenutzung in englischen Landschaftsparks war Vorbild für deutsche Volksparks. St James Park 1956 [Quelle: Martin Hürlmann. London. Zürich 1956]

Mit dem Erstarken des Bürgertums entstanden im 19. Jahrhundert Parkanlagen, die von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt waren¹. In den rapide wachsenden Städten des Industriealters bildeten sie die zweite Parkschicht. Sie waren von Bürgern für Bürger, mit erzieherischer Wirkung für untere Schichten, konzipiert. Leider kam der Reformeifer gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Erliegen. Gleichzeitig nahmen jedoch die sozialen und gesundheitlichen Probleme in den immer dichter werdenden Städten zu.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgte in Reaktion darauf eine neue Bewegung, die zur

1 Cortesi, Isotta: Parcs publics. Paysages 1985 – 2000. Arles 2000, Actes Sud.

Schaffung zahlreicher Volksparks führte. Der Hamburger Stadtpark war der erste diesen Typs, es folgten zahlreiche andere. Ausdrücklich für die arbeitende Bevölkerung bestimmt, erlaubten sie eine freiere Nutzung als die bisherigen Anlagen, insbesondere auch die Bespielbarkeit der großen Wiesenflächen. Dafür standen englische Parkanlagen Pate. Der Bericht einer DGGL-Exkursion über Eindrücke aus dem Hyde Park zeugt davon: »Alles ging über den Rasen, auf dem Rasen spielte sich das ganze Parkleben ab [...]. Kurzum man hat das Gefühl, der Park wird bewohnt, nicht nur zum Spazierengehen benutzt [...]. Ja, es könnte auch bei uns gehen«².

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stand nach dem 2. Weltkrieg zunächst der Wiederaufbau, auch der Parkanlagen, im Vordergrund. Neue Parkanlagen entstanden nur selten, meist im Zusammenhang mit Gartenschauen oder anderen großen Ereignissen. Hervorzuheben ist der Olympia-Park 1972 von Günther Grzimek, der wohl als der erste Park gelten kann, in dem die Veränderbarkeit durch die Besucher und Besucherinnen von Anfang an eingeplant war. Dies war ein erster Ausdruck der damals aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen, die sich auch in der Liberalisierung der Parknutzung niederschlugen. Die »Besitzergriffung des Rasens« (Grzimek)³ war nun nicht mehr aufzuhalten.

Der industrielle Strukturwandel ab Ende der 1980er-Jahre und die Wiedervereinigung ab 1990 führte zum Freiwerden großer Flächen, die vorher durch Industrie, Militär und Infrastruktur belegt waren. Deswegen folgte gegen Ende des 20. Jahrhunderts eine weitere Welle neuer Park-

2 Hoermann, in: Richard, S. 313. Richard, Winfried: Vom Naturreideal zum Kulturideal. Ideologie und Praxis der Gartenkunst im deutschen Kaiserreich. Berlin 1984, Technische Universität Berlin. Schriftenreihe Landschaftsentwicklung und Umweltschutz.

3 Grzimek, Günther; Die Besitzergriffung des Rasens. München: Callwey, 1983

anlagen. Diese lagen oft in dicht besiedelten Innenstädten, insbesondere solche auf ehemaligen Bahnanlagen. Es boten sich erhebliche Chancen zur Verbesserung der Grünversorgung, auch mangels anderer Nutzungsvorstellungen in schrumpfenden Regionen, wie es die IBA Emscher Park umfangreich dokumentierte. Aber auch dezidierte Schwerpunktsetzungen für neue Grünanlagen, wie auf dem ehemaligen Flughafen München Riem, getreu der Münchener Devise »kompakt, urban, grün«, erfolgten.

Welche Aufgabenstellung für das 21. Jahrhundert?

Auf den Adel zurückgehende Parkanlagen und die Bürgerparks des 19. Jahrhunderts, erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit, nicht nur aufgrund ihrer meist landschaftlichen Gestaltung, sondern auch infolge ihrer großen Anpassungsfähigkeit an sich ändernde Nutzungsvorstellungen. Ebenso hat der Volkspark der 1920er-Jahre weiterhin eine Vorbildfunktion für heutige Parkanlagen, weil es in ihm gelungen ist, vielfältige Nutzungsmöglichkeiten mit einer reichhaltigen Naturausstattung auf hohem ästhetischen Niveau zu verbinden.

Der bürgerliche Park des 19. und die Volksparks des 20. Jahrhunderts haben trotz ihrer Unterschiede eines gemeinsam: Beiden lag jeweils ein klar definiertes gesellschaftliches Modell zugrunde. Daher bestand Konsens darüber, welche Nutzungen im Park akzeptabel sind und welche nicht. Auch existierte ein verbindlicher ästhetischer Kanon, der das jeweilige Naturverhältnis der Zeit reflektiert.

Doch hat seither im starken Maße eine Ausdifferenzierung der sozialen Schichten und Lebensstile und damit eine Öffnung des Spektrums an Verhaltensweisen und ästhetischen Präferenzen stattgefunden, die es heute unmöglich machen,

eine eindeutige und einheitliche Zielgruppe, für die primär ein neuer Park angelegt werden sollte, zu identifizieren⁴. Die nun postulierte Zivilgesellschaft⁵ stellt neue Anforderungen an Parkanlagen. Zum einen sollen sie eine breite Vielfalt an Nutzungsmöglichkeiten und Atmosphären bieten, zum anderen sollen sie Möglichkeiten zum Selbermachen eröffnen; und sie sollen produktiv sein, produktiv in vielerlei Hinsicht.

- 4 Jirku, Almut: Das Glück liegt in der Wiese. Landschaftsplanerischer Wettbewerb Gleisdreieck entschieden. In: Stadt + Grün 55 (2006), H. 10, S. 7–12
 5 Beck, Ulrich: mehr Zivilcourage bitte. 2000. <http://www.ulrichbeck.net-build.net/uploads/Mehr-Zivilcourage-bitte.pdf> (Zugriff 7.4.2013)



Abb. 4 Der Park in München-Riem stattet seit 2005 das neue Stadtquartier auf dem ehemaligen Flughafen mit einer großen, attraktiven Grünfläche aus (Landschaftsarchitekten: Vexlard, Latitude Nord) [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 5 Der Landschaftspark Duisburg Nord ist der bekannteste Industriepark der IBA Emscher Park (Landschaftsarchitekten: Latz und Partner). [Quelle: Ra'ike, 2009, entitled GNU Free Documentation License]



Abb. 6 Das Dycker Feld erhielt 2010 die Green Good Design Award für die vorbildliche Verwendung von Miscanthus. [Entwurf und Quelle: RMP Landschaftsarchitekten]

Nun waren Parks von jeher nicht nur zur ästhetischen Erbauung angelegt. Sie dienten schon immer dem psychischen und körperlichen Wohlbefinden der Stadtbewohner, trugen zur Verbesserung des Stadtklimas bei und waren ein Refugium für die Stadtnatur. Doch nun sollen weitere Aspekte hinzukommen. Eine Funktion, die heute immer mehr in den Vordergrund rückt, ist die Bewirtschaftung von plötzlich anfallenden Starkregenereignissen. Aber auch dies ist nicht ganz neu, Desvigne hat daran erinnert, dass dies bereits in der Bostoner Stadtparkkette von Olmstead geschieht.⁶ Doch gewinnt dieser Aspekt mit dem Klimawandel und der zu erwartenden

Tendenz zu heftigen Regenfällen eine andere Brisanz.⁷

Auch als Energieproduzenten werden sie gefordert. Zunächst mal liefert jede Grünanlage reichlich biogene Abfälle, die für Biogas- oder Wärmegewinnung eingesetzt werden können. Diese Funktion ließe sich durch gezielten Einsatz von Energiepflanzen noch steigern. Jenseits von Maisplantagen gibt es eine Fülle von attraktiven Pflanzen, mit denen sich gestalten lässt, wie z.B. das Neue Feld bei Schloss Dyck demonstriert⁸. Manche Parks produzieren auch mit kleinen und mittelgroßen Windrädern Ener-

6 Desvigne, Michel: *Le paysage, nature intermédiaire*. In: amc, Le Moniteur Architecture, Nr. 101, octobre 1999.

7 Vgl. auch Stokman in diesem Buch

8 <http://www.competitionline.com/de/projekte/44247>
(Zugriff 7.4.2013)



Abb. 7 und 8 Im Father-Collins-Park, Dublin, produzieren Windräder den Strom für Wasserspiele, Wasserreinigung und Beleuchtung (Entwurf und Perspektive: Abelleyro + Romero Architekten, Argentinien). [Quelle: Dublin City Council Press Office, Foto: Anthony Woods]



gie, um ihr Wassersystem anzutreiben, so z.B. der Father-Collins-Park in Dublin. Nun soll aus dem Stadtpark kein Windpark werden. Aber der Einsatz von solchen Elementen für den eigenen Bedarf spart Unterhaltskosten und vermittelt den Besuchern, dass erneuerbare Energien überall einsetzbar sind.

Die genannten Beispiele zeigen, dass die neuen Anforderungen nicht im Gegensatz zu guter Gestaltung stehen müssen; im Gegenteil, sie können das Repertoire erweitern, so wie dies bisher jede neue Programmwelle getan hat.

Zur Nahrungsmittelproduktion werden Grünanlagen ebenfalls herangezogen. Auch dafür gibt es historische Vorbilder, wenn auch nur wenige, z.B. Parkanlagen von Leberecht Migge mit integrierten Kleingärten. An dieser Stelle trifft sich die Forderung nach dem produktiven Park mit der Selbermachenwollen-Bewegung. Allerdings richtet sich heute der Wunsch eher auf

Gemeinschaftsgärten.⁹ Die gestalterische und inhaltliche Integration dafür geeigneter Räume

⁹ vgl. Müller in diesem Buch



Abb. 9 Der Garten der bosnischen Frauen ist eingebunden in den randlichen Baumrahmen des Park auf dem Gleisdreieck (Landschaftsarchitekten: Atelier Loidl, Berlin). [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 10 und 11 Die Ovaloide in der Parklandschaft Tempelhof können später geeignete Pioniere aufnehmen [Entwurf und Grafik: GROSS.MAX., Edinburgh]



Abb. 12 Künstlerisches Minigolf als Pioniernutzung auf dem Tempelhofer Feld. [Quelle: Ines Rudolph]



Abb. 13 Neue Wege, Bäume und Bänke machen die Wartenberger Feldmark für Besucher attraktiv. [Landschaftsarchitekten und Quelle: plancontext, Berlin]



Abb. 14 Mitten in einem innerstadtnahen Stadtquartier wurde eine ehemalige Gärtnerei wieder landwirtschaftliche Fläche. [Landschaftsarchitekten und Quelle: Büro Henningsen, Berlin]

ist eine weitere Herausforderung für Landschaftsarchitekten und Kommunen. Ein erster Ansatz findet sich im neuen Park auf dem Gleisdreieck von Atelier Loidl. Im Parksauum integriert findet sich der Garten der bosnischen Frauen, der zu bestimmten Zeiten von jedem Parkbesucher besucht werden kann.

Aber nicht nur Gärtner, auch andere Aktivitäten können in Parks Platz finden. Inspiriert von den neuen Zwischen- und Pioniernutzern waren für die Parklandschaft auf dem Tempelhofer Feld in der Aufgabenstellung Räume für sogenannte »Teilöffentlichen«¹⁰ gefordert. Damit soll zum einen Leuten, die selber aktiv werden wollen, Raum geboten werden. Zum anderen können so Angebote für Parkbesucher geschaffen werden, die die öffentliche Hand nicht (mehr) bieten kann.

Das siegreiche Büro GROSS.MAX. setzte diese Anforderung so um, dass in der Nähe des Parkrandes Ovaloide, von Hecken gefasst und in Menge und Größe variabel, angeordnet werden. Schon kurz nach der Öffnung des ehemaligen Flugfeldes, bevor das Konzept für die Parklandschaft ausgewählt worden war, wurden Pioniernutzer in einem mehrstufigen Prozess ermittelt und zunächst auf den zukünftigen Baufeldern angesiedelt, damit sie dem Bau des geplanten Parks nicht im Weg sein würden. Später können sie, sofern sie sich bewährt haben und inhaltlich in einen Park passen, in diese Ovaloide umziehen, wenn die Baufelder in Anspruch genommen werden.

An den Peripherien sind in den letzten Jahrzehnten Parklandschaften geplant und gebaut worden, in denen urbane und periurbane Landwirtschaft weiterhin große Flächenanteile nutzt und

10 Auslobung Parklandschaft Tempelhof, S. 36ff, 2010.
http://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/wettbewerbe/ergebnisse/2010/parklandschaft_tempelhof/ausschreibungstext.pdf (Zugriff 7.4.2013)

pflegt.¹¹ Zwischen die Wiesen und Felder werden jedoch Elemente zur Erschließung und zum Aufenthalt, zur Strukturierung und Bereicherung der Landschaft eingeflochten¹². Zunehmend wird auch versucht, Gebiete wieder in landwirtschaftliche Nutzung zu bringen, die längere Zeit für andere Zwecke genutzt wurden, um so erneut das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden.

Parknutzungen

Welche Nutzungen finden im Park statt, in welcher Häufigkeit und wie verträglich sind sie jeweils? Was soll gefördert werden, was eher unterbunden?

Empirische Untersuchungen zum Verhalten in Grünflächen begannen in den 1960er Jahren, erlebten in den 1970er und frühen 80er Jahren einen Höhepunkt. In den letzten Jahren nahmen sie wieder zu¹³. Es zeigen sich natürlich Veränderungen, doch auch Konstanten. Nach wie vor sind die häufigsten Tätigkeiten Spazierengehen, Sitzen und sich Lagern sowie Picknicken, Naturwahrnehmung und Kontemplation, Spielen (so erlaubt), unter Leuten sein und frische Luft genießen. Diese Basistätigkeiten muss jeder Park ermöglichen. Zunehmend wird Rad gefahren, weitere Fortbewegungsarten auf Rädern kommen hinzu. Andere Betätigungen kommen und gehen, manche sind spektakulär, aber doch mengenmäßig eher gering.

11 vgl. auch Lohrberg in diesem Buch

12 Auch hierfür gibt es historische Vorbilder, vgl. Jirku 2007, Adding Third Nature to Second Nature. Design Strategies for Peripheral Landscapes. In: JoLa, Spring 2007, S. 50 – 63

13 Gleichmann, Peter: Sozialwissenschaftliche Aspekte der Grünplanung in der Großstadt. Stuttgart 1963; weitere Quellen in: Gröning, Gerd / Ulfert Herlyn / Almut Jirku / Heiner Schwarting: Gebrauchswert und Gestalt von Parks. in: Das Gartenamt 34 (1985), H. 9, S. 630 – 641. Neuere Untersuchungen: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/wettbewerbe/ergebnisse/2006/gleisdreieck/gleisdreieck_buergerumfrage_endbericht.pdf (Zugriff am 7.4.2013)

Das Bedürfnis nach Bewegung im Freien nimmt seit den 1960er-Jahren mengenmäßig immer mehr zu – Ausdruck veränderter Arbeitsweisen. Der Wunsch nach Ruhe und Entspannung nimmt ebenfalls zu, als Ausgleich für den zunehmenden Stress im Arbeitsleben.

In der Folge der Studentenbewegung in den 1960er- und 1970er-Jahren kam es zu einer erheblichen Lockerung der Verhaltensvorschriften, die zuvor außerhalb von Volksparks sehr reglementierend waren. Die »Besitzergreifung des Rasens« fand nun überall statt. Auch wenn heute manchmal versucht wird, sie wieder rückgängig zu machen, um Pflegekosten zu sparen, ist dies zum Glück nur schwer durchzusetzen.

Doch manche Nutzungen überfordern Grünanlagen, insbesondere wenn sie klein sind und in dichten Wohngebieten liegen. Wenn sie nicht vergrößerbar sind, müssen Nutzungen notfalls angepasst werden.

Das »Anything-Goes«-Prinzip der Postmoderne, auch in Bezug auf Verhaltensweisen, wurde mit Beginn der zweiten Moderne überdacht. In der angestrebten Zivilgesellschaft werden Werte und Normen jedoch weniger staatlich definiert, sondern unter den Subjekten ausgehandelt.

Gerade Stadtparks sind Orte, wo unterschiedliche städtische Kulturen aufeinander treffen und Konflikte ausgetragen werden (müssen), denen man sich sonst meist durch Separierung in Wohnvierteln, zielgruppenspezifischen Treffpunkten und Ähnlichem entzieht. Im Rahmen von Bürgerbeteiligungsprozessen werden etliche Konfliktlinien immer wieder deutlich: Hundebesitzer gegen Nichthundebesitzer, Fußgänger versus Radfahrer und Skater, Griller gegen Nichtgriller, Bewegung versus Ruhe, Wildnis gegen kultivierte Natur.



Abb. 15 und 16 Große Wiesen – ob aus den feudalen Anlagen des 17. und 18. Jahrhunderts oder in neuen Parkanlagen der letzten Jahre – erfreuen sich stets reger Nutzung, im Hyde Park und auf dem Gleisdreieck. [Quellen: Almut Jirku]

Die zweite Moderne weiß, dass sie Position beziehen muss, reflektiert aber als Konsequenz der Postmoderne, dass jedwede Position nicht die einzige Mögliche ist, getroffene Setzungen zu begründen sind und gesellschaftlich verhandelt werden müssen. Dazu kommt das Wissen um die zeitliche Bedingtheit und damit auch zeitliche Begrenztheit vieler Phänomene. Deswegen müssen Nutzungsweisen immer wieder neu verhandelt werden, in Abhängigkeit von den jeweils geltenden Rahmenbedingungen.

Naturverhältnis heute

Nicht nur das Gesellschaftsbild, sondern auch das Naturverhältnis hat sich seit den 1920er-Jahren erheblich geändert. Das Besondere ist heute das »Wilde«, nicht das Gezähmte. Nach Georg Simmel besteht der Reiz der Ruine darin, dass in ihr Menschenwerk schließlich als Natur empfunden wird.¹⁴ Die Zerstörung der geschaf-



Abb. 17 Auf einem ehemaligen Güterbahnhof wurde nach vielen Jahrzehnten ungestörter Vegetationsentwicklung behutsam ein künstlerisch gestaltetes Wegesystem eingefügt (Planung: Planland und Ingo Kowarik, Berlin, Wege: Künstlergruppe odious). [Quelle: Raderschall]

14 Simmel, Georg: Die Ruine. In: ders.: Philosophische Kultur, Leipzig 1911, S. 137–146

fenen Form durch die Wirkung der natürlichen Kräfte werde als »Rückkehr zur Natur« wahrgenommen. Die Parks der IBA Emscher Park, insbesondere Duisburg-Nord, und auch das Schöneberger Südgelände in Berlin sind Beispiele für einen ganz neuen Parktypen, der Ende des 20. Jahrhunderts entstanden ist.¹⁵

Entwurf, Wandel und Eigendynamik

War es bis Mitte der 1960er-Jahre selbstverständlich, dass ein Park einen ästhetischen Anspruch haben darf und soll, im gelungenen Fall ein Werk der »Gartenkunst« ist, so wurde dies in den folgenden Jahren immer mehr in Frage gestellt.

Aufgrund der kritischen Reflektion aller Dinge auf ihre gesellschaftliche Relevanz wurde alles Ästhetische suspekt, weil es Setzungen macht, die nicht unendlich hinterfragbar sind, sondern die man irgendwann nur akzeptieren oder ablehnen kann. Die Tendenz ging dahin, etwas zugespitzt formuliert, Entwurf durch empirische Sozialforschung und Bürgerbeteiligung weitgehend zu ersetzen. Ab Ende der 1970er-Jahre kam auch die neue Ökologiebewegung hinzu, die »gärtnerische« Eingriffe weitgehend ablehnte.¹⁶

Dies änderte sich in Deutschland erst wieder in den 1990er-Jahren, beeinflusst durch Vorbilder in Spanien und Frankreich. Die Debatte darüber, was Vorrang hat, das Sozial-Funktionale, das Ästhetische oder das Ökologische, wird immer wieder neu geführt. Im Spannungsfeld zwischen den

drei Polen der Disziplin – Ästhetik, Sozial-Funktionales und Ökologie – gibt es ständige Fluktuationen; doch einen Pol abzuschalten, führt zu Spannungsabfall. Was in der Wissenschaft getrennt behandelt wird, versucht der künstlerische Prozess immer wieder zu vereinen.¹⁷

Auch wenn dem Ästhetischen heute erneut ein größerer Stellenwert zugewiesen wird, so ist gleichzeitig mehr als früher im Bewusstsein, dass Stile und Nutzungsformen einem steten Wandel unterliegen. Auch ist die Einbeziehung der Bürgerschaft in den Prozess aus vielen Gründen wünschenswert. Daraus resultiert die Forderung nach einem stärker prozessualen Verständnis des Entwurfs. Jedoch darf deswegen keine neue Beliebigkeit entstehen, denn ein Park entsteht über längere Zeit, wächst und schafft Räume, die mehrere Epochen überdauern sollten, mindestens ein Baumleben lang. Er muss also Qualitäten aufweisen, die über den Tag hinaus Bestand haben. Die Erfahrung zeigt, dass es auch vielen alten Parks gelingt, sich an heutige Nutzungen anzupassen, ohne ihre gestalterische Integrität und ästhetische Relevanz zu verlieren. Was also ist die Rolle des Landschaftsarchitekten?

Hier hilft zum einen der von Umberto Eco geprägte Begriff des »offenen Kunstwerks« weiter.¹⁸ Das offene Kunstwerk ist ein Kunstwerk in Bewegung, das offen für Eingriffe der Interpreten ist. Eine solche Auffassung vom Park trägt einerseits dem bewussten Gestaltungswillen Rechnung, lässt aber auch der Eigendynamik

15 Jirku, Almut: Historic transport landscapes in Berlin. In: Hawkins, Lechner, Smith (Ed.): Historic Airports. Proceedings of the International »L'Europe de l'Air« Conference. Liverpool (1999) Berlin (2000) Paris (2001). London 2005, English Heritage

16 vgl. z. B. Klaus Spitzer, Ökologische Ästhetik – ein Weg zu neuen Gestaltungsprinzipien, S. 265–277. In: Andritzky/Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt. Reinbek bei Hamburg 1981, rororo.

17 vgl. Jirku, Almut: Landschaftsplanerische Wettbewerbe als Instrument für innovative Freiraumgestaltung, S. 709 ff.. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 11/12.2004, S. 707–716.

18 Eco, Umberto: Das offene Kunstwerk. Frankfurt/M. 1977, suhrkamp.

der Besucher wie der Vegetation ihren Spielraum.¹⁹

Zum anderen hat Walter Siebel den Begriff des Möglichkeitsraums in die Planung eingeführt.²⁰ In der Psychologie ist der Möglichkeitsraum der virtuelle Raum zwischen Mutter und Kind, der es dem Kind ermöglicht, seine Selbstständigkeit zu entdecken, im Rahmen, den die Mutter zulässt.²¹ Demzufolge ist der Möglichkeitsraum kein Raum, der beliebig alles zulässt, vielmehr gibt er Rahmen und Regeln vor, auf deren Basis sich dann vielfältige Möglichkeiten der Selbstfindung, also zur Identitätsbildung, eröffnen. Je nach Charakter der Beteiligten ist der Raum, der gelassen wird, größer oder kleiner, die Leine län-

ger oder kürzer und je nach Lage kann das auch variieren, in gefährlichen Situationen wird anders verfahren als in entspannten.

Beide Begriffe weisen in die gleiche Richtung. Für einen Park heute bedeutet dies: Er muss offen für vieles sein, aber nicht für alles; er muss Orientierung bieten und unverwechselbar sein, einen klaren Rahmen abstecken, aber wenig vorschreiben wollen; und er muss für einen längeren Zeitraum angelegt werden und doch die sich beschleunigenden Veränderungsprozesse mit einkalkulieren. Wenn Grundprinzipien klar sind, die »Essentials« identifiziert sind, können Wandlungsprozesse stattfinden, ohne dass die grundlegende Identität verloren geht. Denn niemand will, dass alle Parkanlagen gleich sind oder gleich aussehen, auch wenn man überall das Gleiche oder Ähnliches machen will. Was überwiegt, das Bleibende oder das Veränderliche, muss von Fall zu Fall neu austariert werden. So eröffnen sich immer wieder neue Möglichkeitsräume, für die Natur, die Gestaltung und die Menschen.



19 Vgl. dazu ausführlich Jirku, Almut / Kowarik, Ingo: Rasen im Spannungsfeld zwischen Erholungsverhalten, Ökologie und Gartendenkmalpflege, Teil 2: Untersuchungen zum Erholungsverhalten und Einordnung der Ergebnisse, in: Das Gartenamt 37 (1988), H. 12, S. 777–789, S. 788.

20 Siebel, Walter: Urbanität ohne Raum – der Möglichkeitsraum. In: Kornhardt, Diethild; Gabriele Pütz; Thies Schröder: Mögliche Räume. Hamburg 2002, Junius.

21 Winnicott, D. W.: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart 1974, Klett-Cotta; insbesondere S. 119–127.

Friedhöfe im Wandel

Martin Ernerth

Sie sind inzwischen zu vielbesuchten Orten mit einem festen Stellenwert im Freiraumsystem unserer Städte geworden: die Friedhöfe.

Insbesondere die historisch wertvollen Anlagen haben die vielfältigsten Funktionen. Neben der Bestattung der Toten stellen sie wichtige Naturräume für Pflanzen, Tier und Mensch dar. Darüber hinaus sind sie oftmals geprägt durch wertvolle Grabanlagen. Wegen ihrer häufig wechselvollen Entstehungsgeschichte sind sie bedeutende Zeugen der Entwicklung unserer Städte.

Und zu allererst sind sie Orte der Auseinandersetzung des Menschen mit dem Unausweichlichen: dem Tod.

Zur Geschichte

Dies war nicht immer so. Zwar bestattet der Mensch, als wohl einziges Lebewesen, seit jeher seine Toten. Dies auf die vielfältigste Weise, oft verbunden mit einer transzendenten Interpretation des Überganges zwischen irdischem Leben und dem Totenreich. Dies hatte und hat immer



Abb. 1 Auf einem der ersten Friedhöfe vor den Toren Berlins: Grabstelle Felix Mendelssohn Bartholdy auf dem Friedhof Dreifaltigkeit I (Entstehungsjahr 1739) in Berlin-Kreuzberg

noch großen Einfluss auf die Wahl und Gestaltung der jeweiligen Orte.

Der eigentliche Friedhof wie wir ihn in Europa kennen, geht allerdings einher mit dem Aufkommen des Christentums und der Erdbestattung. Diese löst die bis dahin übliche Feuerbestattung ab. In meist als Kirchhof bezeichneten Orten wurden die Toten in bzw. unmittelbar um die Kirchen herum bestattet. Der soziale Stand entschied über den Ort der letzten Ruhe: Je höher dieser war, umso aufwendiger war auch die Grablege. Kirchliche Würdenträger und angesehene Bürger wurden, soweit möglich, in Gruftkammern unter und in Sarkophagen in der Kirche und das einfache Volk in verschiedenen aufwendig gestalteten Gräbern um die Kirche herum bestattet.

Dies änderte sich ab dem 18. Jahrhundert. Nach und nach wurden vor den Toren der Stadt neue Begräbnisplätze, die z.T. noch heute existierenden Friedhöfe, angelegt. Gründe dafür waren die Platznot in der Kernstadt durch das einsetzende Stadt- und Bevölkerungswachstum und damit einhergehende hygienische Aspekte wie Seuchengefahr und Gewässerbelastung.

Parallel zur Verlagerung der Friedhöfe vor die Tore der Stadt verloren die christlichen Kirchen das Bestattungsmonopol, und es setzte eine teilweise Kommunalisierung des Bestattungswesens ein.

Bestattung in Deutschland

In Deutschland herrscht Bestattungspflicht. Das heißt, jeder in Deutschland Verstorbene ist, egal ob im Sarg oder in der Urne, an einem dafür vorgesehenen Ort (i.d.R. einem Friedhof) zu bestatten. Die Bestattung ist eine öffentliche Aufgabe und wird auf öffentlichen Friedhöfen wahrgenommen. Die Bestattungshoheit kann dabei

von der Kommune auf kirchliche Gemeinden oder Glaubensgemeinschaften übertragen werden. So sind in Deutschland meist die Kommunen, die einzelnen Kirchengemeinden oder aber die Landeskirchen Träger der jeweiligen Friedhöfe. Als kirchliche Träger treten hierbei die evangelische und die katholische Kirche sowie die jüdischen Gemeinden auf. Muslimische Friedhöfe und solche anderer Glaubensrichtungen werden dabei in der Regel von den jeweiligen Kommunen mitverwaltet. Geregelt wird dies in den jeweiligen Friedhofsgesetzen der Länder.

Die Möglichkeit, einen Toten an einem privaten Ort zu bestatten oder aber (wie in der Schweiz, den Niederlanden, Spanien oder vielen anderen Ländern) die Urne nach der Kremierung mit nach Hause zu nehmen, besteht in Deutschland noch nicht. Doch auch hier steigt der Druck nach einer Liberalisierung des Bestattungsrechts. Seit einigen Jahren gibt es in Nordrhein-Westfalen den ersten privaten Friedhof in Deutschland, betrieben von einem Bestatter; bisher ein Einzelfall.

War Jahrhunderte lang die Erdbeisetzung die unsere Friedhöfe prägende Bestattungsart, so sind die Urnenbeisetzungen auch in Deutschland immer mehr im Vormarsch. Spätestens nachdem die katholische Kirche zu Beginn der 1960er-Jahre das Kremierungsverbot aufgehoben hat, steigt die Zahl der Feuerbestattungen kontinuierlich. Sie liegt inzwischen bundesweit bei mehr als 50% (zum Vergleich: England mehr als 75%, Frankreich 15%, Irland und Italien knapp 5%, Spanien 10%).

Im Gegensatz zu den Friedhöfen ist das Bestattungswesen in Deutschland nahezu komplett in der Hand von privaten Bestattungsunternehmern. Das ist in vielen anderen europäischen Ländern noch oder teilweise schon wieder anders.



Abb. 2 Vom Hochhaus ins Grab – Urnengemeinschaftsanlage auf dem Ostkirchhof Ahrensfelde/Berlin

Beispiel Berliner Friedhofslandschaft

Bedingt durch die Geschichte der Stadt sind die Berliner Friedhöfe sehr gut dazu geeignet, die gesamtdeutsche Friedhofssituation näher zu beschreiben.

Nach zwei Weltkriegen und einer mehr als vierzigjährigen Teilung ist die Berliner Friedhofslandschaft, bedingt durch ihre Größe und Vielfalt, wohl einmalig in Deutschland.

Vom einfachen Dorffriedhof mit der Kirche im Mittelpunkt, über die bekannten Allequartierfriedhöfe des 19. Jahrhunderts mit ihren meist rechteckigen, gleichmäßigen und durch Alleen erschlossenen Grabfeldern bis hin zum Park- und Waldfriedhof sind alle gängigen Friedhofsformen in der Stadt vertreten. Selbst die immer populärer werdenden Baumbestattungen sowie Kolumbarien und die aus Südeuropa bekannten Urnenwände sind hier seit Jahrzehnten zu finden.

So einzigartig die Vielfalt der Friedhöfe der Stadt ist, so typisch sind auch deren Probleme: Bis Ende der 1980er-Jahre herrschte im ehemaligen Westberlin noch ein Mangel an Friedhofsflächen. Ein wichtiger Grund dafür waren die durch den Mauerbau 1961 entfallenen Friedhofsflächen in Brandenburg.

Ein herausragendes Beispiel hierfür ist der Südwestkirchhof in Stahnsdorf. Nach Plänen des Gartenoberingenieurs Louis Meyer wurde er 1909 vor den Toren der Stadt durch die ev. Landeskirche eröffnet. Er zählte bereits damals zu den größten Friedhöfen Europas und konnte sich durchaus mit Orten wie dem Wiener Zentralfriedhof (1874 eröffnet, 260 ha groß) und dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg (1877 eröffnet, 390 ha groß) messen. Die Idee war, einen Friedhof im Märkischen Wald zu schaffen, in dem die einzelnen Kirchengemeinden des gut

situierten Berliner Südwestens eigene Begräbnisblöcke erhielten, der Friedhof im Friedhof.

Hier fanden zahlreiche Größen aus Kunst, Politik und Industrie ihre letzte Ruhestätte, entsprechend aufwendig sind ihre Gräber gestaltet.

Mit dem Mauerbau 1961 war der Friedhof vom Westteil Berlins abgeschnitten. Die Folgen waren eine Verwilderung der Anlage und ein zunehmender Mangel an Friedhofsfläche in Westberlin. So kam es, dass trotz des 1946/47 nach Plänen von Herta Hammersbacher angelegten Waldfriedhofs Zehlendorf, des Parkfriedhofs Neukölln (1949), des Friedhofs Ruhleben (1952) und des Landschaftsfriedhofs Gatow (1982) bis zur Wende 1989 in Westberlin ein Defizit an Beisetzungsflächen herrschte.

Dies sollte sich 1989 ändern. So ist inzwischen im wiedervereinigten Berlin ein starker Überhang an Friedhofsflächen festzustellen. Grund dafür sind neben der Geschichte der Stadt vor allem der sog. demografische Knick (Rückgang der Geburtenzahlen zusammen mit einer steigenden Lebenserwartung). Auch das Bestattungsverhalten änderte sich rasant, denn zunehmend finden Urnenbeisetzungen auch in Urnengemeinschaftsanlagen statt, was den Flächenverbrauch erheblich reduziert. Daraus entsteht ein Überhang an Friedhofsflächen, der in fast allen deutschen Großstädten festzustellen ist.

Da die Situation sowohl für die öffentlichen als auch für die kirchlichen Friedhofsträger immer schwieriger wurde (Wegfall von Einnahmen durch Liegegebühren bei gleichbleibenden Pflege- und Unterhaltskosten), hat der Berliner Senat nach intensiven Vorarbeiten im Jahre 2006 einen Friedhofsentwicklungsplan aufgestellt. Dieses Planwerk soll dabei helfen, die Berliner Friedhofsentwicklung für die nächsten Jahrzehnte zu unterstützen. Als Zahlen werden für Berlin die folgenden genannt:

Ersichtlich befinden sich weit mehr als die Hälfte der Berliner Friedhöfe in kirchlichem Besitz, allen voran die evangelischen Friedhöfe. Als Eigentümer stehen die einzelnen Kirchengemeinden inzwischen vor fast unlösbarer Problemen. Durch den drastischen Rückgang an Beisetzungen sinken die Einnahmen der Friedhöfe seit Jahren. Parallel dazu steigen die Ausgaben für Pflege und Unterhalt. Wird dieser Zustand bei den ebenso betroffenen kommunalen Friedhöfen noch durch öffentliche Zuschüsse ausgeglichen, häufen die Kirchengemeinden inzwischen immer mehr Schulden an. Die großflächige Nutzung der kirchlichen Friedhöfe als öffentliche Grünanlage wird ihnen dabei nicht vergütet.

Legt man einen Bedarf von 2 m² Friedhofsfläche/Einwohner zugrunde, so besteht bei den 1363 ha Friedhofsfläche in Berlin in den nächsten Jahrzehnten ein Überhang von mehr als 350 ha [Quelle: [1]. Dies ist ein Problem, dem sich Friedhofsverwaltungen und Träger stellen müssen.

Planungsrechtlich sind Friedhöfe Grünanlagen mit der Zweckbestimmung Friedhof. Eine Umwidmung ist zwar möglich, jedoch aus rechtlichen, politischen und aus Gründen der Pietät sehr langwierig, spielen doch die Friedhöfe in Berlin auch eine große Rolle im städtischen Freiraumsystem. Die enorme Artenvielfalt von Flora und Fauna sowie die große Beliebtheit der Friedhöfe als Ort der kontemplativen Erholung, besonders in dicht bebauten innerstädtischen Lagen, machen aus jeder wirtschaftlich interessanten Umnutzung ein schwieriges Unterfangen. Darüber hinaus stehen über 90 der zu Berlin gehörenden Friedhöfe ganz oder in Teilen unter Denkmalschutz.

Will man eine Friedhofsfläche aufheben, so kommt nach dem Ablauf der letzten Gräber noch eine sog. Ruhefrist von mind. 30 Jahren dazu. Kurzfristige Flächenumwidmungen sind

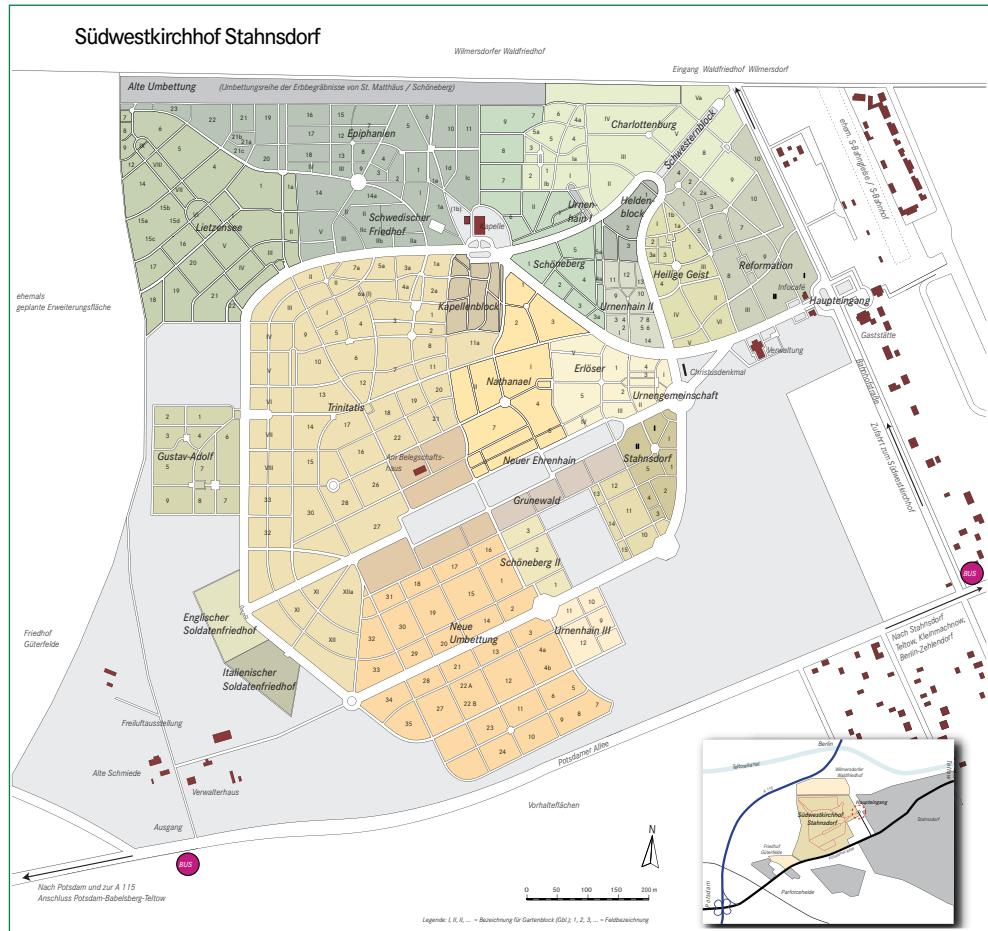


Abb. 3 Der Friedhof im Friedhof – Übersichtsplan Südwestkirchhof Stahnsdorf

Tabelle 1 Übersicht über die Berliner Friedhofsflächen [Quelle: FEP 2006]

Friedhofsträger in Berlin	Friedhöfe insgesamt		davon geöffnet	
	Anzahl	Fläche	Anzahl	Fläche
landeseigen	90	674 ha	69	607 ha
evangelisch	120	672 ha	105	657 ha
katholisch	9	48 ha	9	48 ha
jüdisch, muslimisch, russisch-orthodox, britisch	9	56 ha	7	51 ha
Gesamt	228	1 450 ha	190	1 363 ha



Abb. 4 Vom individuellen zum kollektiven Gedenken – Gedenkstätte Friedhof der Märzgefallenen, Berlin

deshalb nur auf seit Jahrzehnten nicht mehr pie-tätsbefangenen Flächen möglich.

So lag es nahe, dass sich im Jahr 2009 in einem ersten Schritt verschiedene Berliner Kirchenge-meinden mit den wichtigsten innerstädtischen Friedhöfen zum »Evangelischen Friedhofsver-band Berlin Stadtmitte« zusammengeschlossen haben, um zu dem Thema mit einer Stimme zu sprechen. Inzwischen sind im Verband 17 Ge-meinden mit 47 Friedhöfen zusammengeschlos-sen und weitere neue Verbände in anderen Tei-ten der Stadt sollen folgen. Auf Grundlage des FEP werden erste Flächenumwandlungen ange-gangen. Dabei stehen zum einen eine wirt-schaftliche Verwertung hochwertiger städti-scher Flächen im Vordergrund (Verkauf als Bauland etc.), zum anderen aber auch die Redu-

zierung der Pflegeflächen. So wurde als eine der ersten Maßnahmen ein ca. 1,5 ha großes, schon seit Jahrzehnten nicht mehr genutztes Teilstück des Ev. Neuen Marien Nikolaifriedhofes in Berlin Prenzlauer Berg vom Bezirk gekauft und in einen Spielplatz umgewandelt. Der Ort mit dem schö-nen Namen »Leise-Park« (Planung: gruppeF, Berlin) schafft dabei aus Relikten des aufgelas-senen Friedhofes einen ganz besonderen Ort für Kinder verschiedener Altersgruppen. Dies ist si-cherlich ein gutes Beispiel für die wirtschaftlich sinnvolle Verwertung der Überhangsflächen un-ter gleichzeitigem Erhalt der wichtigen Freifläche.

Ähnliche Entwicklungen, wie sie hier am Beispiel Berlins dargestellt wurden, gibt es in vielen deut-schen Großstädten.

Europäische Friedhöfe

Im Jahre 2002 wurde in Bologna die *Association of Significant Cemeteries in Europe (asce)*, die Vereinigung der bedeutenden europäischen Friedhöfe gegründet. Ziel war es, das Bewusst-sein der Bevölkerung für die Friedhöfe zu stär-ken und den Hütern der Begräbnisplätze eine gemeinsame Stimme zu verleihen.

Die mehr als 150 Mitglieder setzen sich aus verschiedensten Friedhofsverwaltungen, Förder-vereinen sowie Hochschulen und Universitäten zusammen. Die Mitgliedsfriedhöfe reichen von Berlin über Oslo bis Granada und von Dublin bis Bukarest und Novosibirsk.

Das bisher wichtigste durch die asce durchge-führte Projekt ist die Entwicklung der europäi-schen Friedhofsroute. Gefördert vom *Institute for European Routes* haben sich hier mehr als 60 europäische Friedhöfe zu einer großen Fried-hofsroute durch ganz Europa zusammengeschlossen.



Abb. 5 Der Leise-Park auf dem Neuen Marien-Nikolaifriedhof

Wohin geht die letzte Reise?

Wie man sieht, ist der Umgang des Menschen mit dem Tod einer großen Veränderung unterworfen. Genauso vielfältig wie die Gründe für den veränderten Umgang mit dem Tod sollten auch die Antworten sein, die inzwischen immer bunter und zeitgemäßer ausfallen.

Ein erstes Ziel sollte sein, die Lebenden wieder auf die Friedhöfe zu holen, um das Bewusstsein für und die Auseinandersetzung mit dem Ort zu fördern. Kulturveranstaltungen sind hier ein erster Schritt. Ob ein Opernfestival auf dem Cimitero Certosa in Bologna, nächtliches Schauspiel auf dem Friedhof Montjuic in Barcelona oder die jährlichen Konzertreihen der Kultuskapellen auf Berliner Friedhöfen, all dies sind Anfänge dafür, die Friedhofsmauern zu durchbrechen und die Orte wieder zum nutzbaren Teil der Städte werden zu lassen. Und kleine Cafés finden sich heute auf vielen Friedhöfen.

Wichtig sind sicherlich auch der Mut und die erforderliche Sensibilität zur Einrichtung neuer Beisetzungsfürmen und spezieller Grabstätten für Kinder sowie für Fehl- und Frühgeburten. Dies gilt ohne Frage auch für den behutsamen Umgang mit Gemeinschaftsgrabstätten für Menschen mit Aids.

Naturbestattungen verschiedener Art sowie Grabpatenschaften an historischen Gräbern werden hingegen schon seit Langem in Köln, Berlin, Hamburg und anderen Städten erfolgreich angeboten.

Eine neue Herausforderung sind Friedhöfe für Muslime. Entgegen dem allgemeinen Trend zu geringerem Flächenverbrauch steigt hier die Nachfrage. Muslime wurden bisher häufig im Herkunftsland bestattet, doch mit der zunehmenden Annäherung des deutschen Bestattungsrechtes an die Vorgaben des Koran (Be-



Abb. 6 Dem Himmel ein Stück näher: Neue Grabwand für Särge hoch über der Stadt auf dem Cementiri de Montjuic, Barcelona

stattung ohne Sarg, möglichst innerhalb von 24 Stunden, dauerhaftes Liegerecht, das Gesicht zur Kaaba in Mekka gerichtet) ändert sich dies. Die zunehmende Identifikation mit der neuen Lebenswelt befördert diese Entwicklung ebenfalls.

Die Gestaltung preiswerter Bestattungsarten, wie die zunehmend beliebter werdenden Urngemeinschaftsanlagen, sollte nicht den rein wirtschaftlichen Interessen unterworfen werden. Hier gibt es viel Handlungsspielraum für die kreativen Köpfe der Branche. Mustergrabstätten sind inzwischen ein fester Bestandteil jeder Gartenschau geworden und gehören dort sogar zu den Publikumsmagneten. Interesse und An-

spruch der Menschen am Thema sind vorhanden und sollten auch auf den Friedhöfen bedient werden.

Auch wenn in Deutschland die Planung und Neuanlage von Friedhöfen leider so gut wie nicht mehr zum Geschäft der Landschaftsarchitekten gehört, so bringen doch die vielfältigen Aufgaben, die mit dem Umbau und der Modernisierung unserer Friedhofsflächen verbunden sind, genügend technische, wissenschaftliche, organisatorische und praktische Arbeit. Die

Möglichkeit hieran mitzuwirken, eröffnet sich auch demjenigen, der sich ehrenamtlich in einem der vielen Fördervereine engagiert, die sich inzwischen weltweit für die Förderung und den Erhalt dieser einzigartigen grünen Kulturstätten einsetzen. 

- [1] FEP: Friedhofsentwicklungsplan, Hrsg. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin, am 27. Juni 2006 durch den Senat von Berlin beschlossen. http://www.stadtentwicklung.berlin.de/umwelt/stadtgruen/friedhoefe_begraebsstaetten/de/friedhofsentwicklungsplan/

Sport in der Stadt – Freiräume in Bewegung

Noch nie war die sportliche Betätigung in Städten so vielseitig wie heute. Menschen jeden Alters sind sportlich aktiv und zwar in einer ständig wachsenden Anzahl unterschiedlicher Disziplinen. Egal, ob individueller Massensport oder medial enorm präsenter Leistungssport: Sport ist ein fester Bestandteil unserer Kultur.

Die für Sport reservierten Stadträume, Sportplätze und -hallen entsprechen nicht mehr allen, vielfältigen Bedürfnissen. Stadtmenschen wollen heute in der gesamten Stadt aktiv sein und Stadtquartiere brauchen deshalb Freiräume für

individuelle Bewegung. Für die Planung bedeutet dies, dass neben einer reinen funktionalen Betrachtung emotionale Aspekte und Lebensstile berücksichtigt werden müssen, die vielschichtig, hochgradig individuell und auch dynamisch sind.

Diese Entwicklung stellt die Planer von Sportanlagen und auch Freiraumplaner vor neue Herausforderungen. Die Gestaltung der Anlagen lässt sich nicht mehr so einfach von den ge normten Raumbedarfen der unterschiedlichen Sport-Disziplinen ableiten. Wenn immer mehr Stadtbewohner den Park der Sporthalle vorzie-

*Tore Dobberstein,
Thomas-Michael Bauermeister*



Abb. 1 Pump-Track Berlin Ostbahnhof, 52 Grad e. V. [Quelle: Sebastian Schieck]

hen, den Bürgersteig der »Kampfbahn«, ergeben sich völlig neue Möglichkeiten, aber auch potentielle Konflikte und viele Fragen: Welche Zielgruppen sind relevant? Welche Sportarten sollen bei der Freiraumplanung berücksichtigt werden? Welche Freiräume werden sportlich genutzt? Wie werden die neuen Sportstätten zukünftig gepflegt und betrieben?

Informeller Sport: Nischenkultur oder urbaner Mainstream?

Auch wenn in Deutschland »traditioneller« Sport im Fernseher noch beliebter als die eigene Kraftanstrengung ist¹, nimmt gerade in den

städtischen Freiräumen die Ausübung von Sport stetig zu². Während klassische Sportvereine stark kämpfen müssen, ihre Mitgliederzahlen stabil zu halten, wächst vor allem das Interesse an informellen Formen sportlicher Betätigung. Obwohl einzelne der weiter unten beschriebenen Sportarten kein Massenphänomen sind, ist der Trend, in städtischen Freiräumen immer mehr informellen Sport zu treiben, im Mainstream angelangt.

Neue urbane Sportarten werden häufig mit »Modetrends« verglichen,³ und bei genauerer Analyse sind auch durchaus Parallelen zu entdecken. Die Dynamik, mit der sich die Popularität entwickelt, ist ähnlich. Meist sind es einzelne Pioniere, die mit Risiko- und Experimentierfreude neue Wege gehen. Immer mehr Menschen werden aktiv und so entsteht ein neuer Breitensport. Die saisonalen Wechsel, der Personenkult und die mediale Präsenz, mit der sich Sportarten entwickeln, sind ebenfalls mit der Modewelt vergleichbar. Sie spiegelt diese Interessenslage der heutigen Gesellschaft, die Freude am Neuen und die Lust auf Abwechslung. Wie wir wissen, können sich die vermeintlich kurzlebigen Trends aber auch stabilisieren und etablieren. Oftmals erfahren sie generationsübergreifende Renaissance oder werden zum »Dauerbrenner«. Ein Beispiel dafür ist das Skateboarding. Skaten ist eine besonders urbane Sportart, die zunächst als exotisch galt.⁴ Inzwischen prägt es nicht nur das Sportverhalten der aktiven Skater, sondern teilweise sogar auch das Konsumverhalten ihrer Altersgenossen.

1 Repräsentatives Umfrageergebnis der GfK Panel Services aus dem Jahr 2010 http://www.gfk.com/group/press_information/press_releases/006015/index.de.html

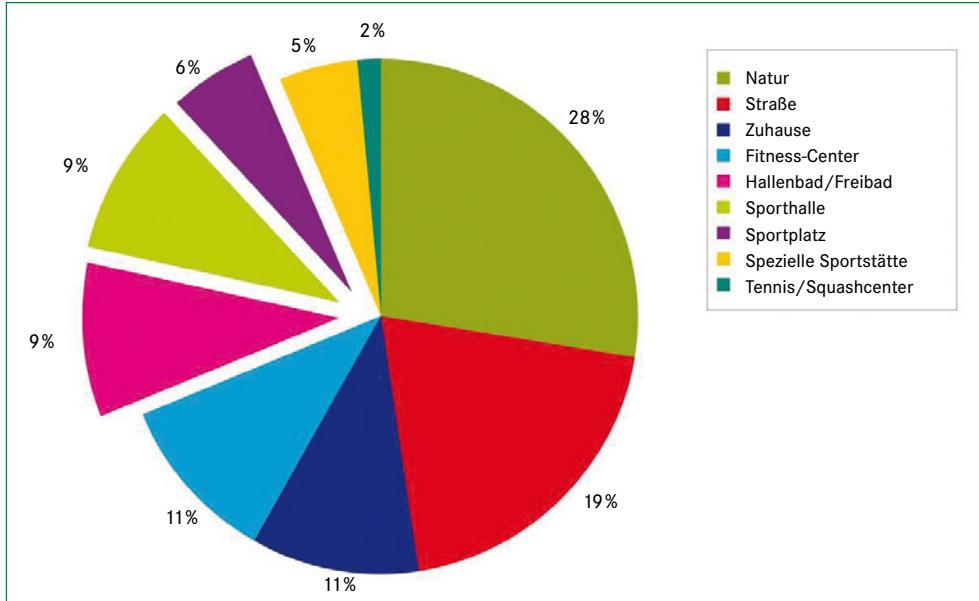
2 Umfrage zum Sport- und Bewegungsverhalten im Rahmen der Sportentwicklungsplanung Berlin, Senatsverwaltung für Inneres und Sport, Berlin 2007 in Zusammenarbeit mit der Universität Osnabrück und dem Amt für Statistik Berlin-Brandenburg

3 Christian Wopp unterscheidet Trends, Megatrends, Mode und Hype. Vgl. Christian Wopp, Handbuch zur Trendforschung im Sport. Welchen Sport treiben wir morgen? 2005

4 Iain Borden: Skateboarding, space and the city: architecture and the body. Berg, Oxford u.a. 2001



Abb. 2 Hybrider Raum – Skatepark, der Stadtraum künstlich nachbildet (Chad Kainz) [Quelle: smaedli]



Bei der Frage, wie diese Ansprüche in konkrete Gestaltungsansätze übertragen werden können, sind Landschaftsarchitekten die ersten Ansprechpartner. An sie werden ganz unterschiedliche und zum Teil widersprüchliche Forderungen gestellt. Kommunen wünschen sich in der Regel ganzheitliche Lösungen, die alle glücklich machen, generationsübergreifend und geschlechterneutral. Bürgerinnen und Bürger artikulierten ihre Ansprüche jedoch gerade in nach Alter und Geschlecht sortierten Gruppen mit sehr speziellem Interesse. Sportlerinnen und Sportler votieren *für* bestimmte Nutzungen und die Bewohnerinnen und Bewohner der Nachbarschaft auch gerne *dagegen*.

Öffentlicher Freiraum als Sportstätte – ist die ganze Stadt ein Spielplatz?

Bewegung wird als Schlüssel zur persönlichen Entfaltung anerkannt und prägt die Biografie vieler Menschen, genauso wie die Räume, in denen sie sich aufzuhalten. Das Leben in der Stadt ist seit

der Moderne geprägt von dem Wechselspiel zwischen Individualität und Zusammenhalt, zwischen anonymer Unabhängigkeit und der Vielfalt existierender Gemeinschaften und Angebote.⁵ Dies ist auch eine Erklärung dafür, warum gerade die Bedeutung des städtischen Freiraumes als Sportstätte zunimmt: Die Aktivität auf dem »urbanen Laufsteg« macht meine individuellen Anstrengungen zu einem kollektiven Ereignis und ermöglicht mir eine (völlig unverbindliche) soziale Teilhabe. So werde ich zu dem urbanen Menschen, der ich sein möchte.

Heute korreliert Sport mit einer aktiven und überdurchschnittlich intensiven Nutzung gemeinschaftlichen Stadtraumes. Eine Studie der Berliner Senatsverwaltung für Inneres und Sport belegt, dass auf Frei- und Verkehrsflächen zusammen fast 50 % aller Sport- und Bewegungsaktivitäten stattfinden.⁶ An der Oberfläche der

5 Vgl. hierzu: Bernard Boschert, Urban Bodies, Die Stadt als Spiel-Raum, zur Versportlichung urbaner Räume, Thema, 7. Jg. Heft 1, 2002

6 <http://www.berlin.de/sen/sport/sportpolitik/umfrage.html>

Abb. 3-1 – 3-4

- 1) Orte mit Vorrang für die Sportnutzung
 - 2) Freiräume mit Sportangeboten
 - 3) Nutzungsoffenheit von Freiräumen
 - 4) Sportnutzung wird abgelehnt bzw. verhindert
- [Quellen: 1)-3) gruppeF, 4) Frederic Bisson]

Stadt ist diese hohe Priorität der Bewohner jedoch selten zu erkennen. Die meisten sichtbaren Sportflächen sind für vereinsbetriebenen Ball- und/oder Leistungssport ausgelegt. Vor dem Hintergrund der neuen Ansprüche, die vor allem die wohnungsnahen Räume betreffen, sind sportliche Nutzungswünsche bei der Planung öffentlichen Freiraums zukünftig stärker als bisher zu berücksichtigen.

Dies korreliert damit, dass die klassischen Sportstätten zunehmend als unzureichend eingeschätzt werden, da sie auf die Dynamik der Sportentwicklung nur eingeschränkt eingehen können. Die Schwierigkeiten ergeben sich aus der schwer anpassbaren Baustuktur, der unzureichenden Typenvielfalt und den begrenzten finanziellen und ökologischen Ressourcen. Eine notwendige Entwicklung neuer Konzepte für Sportanlagen geht also mit der Konzeption neuer flexibler Freiräume Hand in Hand.⁷

Beispiele für die einzelnen Kategorien sind:

- eindeutige Sportangebote mit Vorrang für die Sportnutzung: Bolzkäfige, Streetballflächen, Skatebowls, Bouleplätze
- Sportoptionen in Freiräumen: ausgewiesene Ballspielwiesen, gekennzeichnete Joggingrouten
- Sportduldung auf Bewegungsflächen die vielfältig nutzbar sind: steinerne Plätze, breite Wege, großzügige Wiesen
- Sportkonflikte/Sportvertreibung a) zur Verringerung von Unfallrisiken und b) zur Vorbeugung von »sportlichen Nutzungspuren« oder Beschädigungen an Objekten: Verbote, Schilder, Schranken, Stopper, sonstige Hindernisse und Kontrollen.

Auch wenn ein Teil der Deutschen immer noch sehr selten sportlich aktiv ist, genießt Sport eine hohe gesellschaftliche Anerkennung und Priorität. Auch die Freiraumplanung spiegelt diese

hohe Priorität: Auf Flächen jenseits von klassischen Spiel- und Sportplätzen werden zunehmend Voraussetzungen für die sportliche Nutzung geschaffen. Allerdings agieren Landschaftsarchitekten und Grünflächenverwaltungen dabei häufig auf unsicherem Terrain. Auf bestehenden Grünflächen sportliche Mehrfachnutzungen vorzuschlagen, ist nicht einfach angesichts eines wachsenden Bewusstseins für ökologische Anforderungen, der unzähligen Trend- und Produktvorschläge der Industrie und des stetig ansteigenden Kostendrucks bei der öffentlichen Hand. Sie sind angehalten, auf die oben genannten Defizite der Sportstätten und Grünanlagen einzugehen, mit Konzepten, die anpassungsfähig sind und vielfältige sowie nachhaltige Nutzungen zulassen.

Sportentwicklung vs. Stadtentwicklung?

In der Regel werden räumlichen Angebote für Sport in der Stadt gut angenommen, aber mancherorts liegen potenzielle Open-Air-Bewegungsstätten brach, während z. B. Skater oder Radfahrer regelmäßig an Plätzen und Passagen aktiv sind, an denen diese Tätigkeiten ursprünglich gar nicht vorgesehen waren. Häufig dürfen die Sportler dort mit einer offenen Duldung rechnen, aber nicht immer. Denn es kommt dabei auch zu Konflikten, bis hin zur Vertreibung einzelner Nutzergruppen. Schnell folgt dann der Versuch, mit Regeln, Vorschriften und Verboten zu agieren. Die Intention, Flächen sportlich zu widmen, korreliert also nicht immer mit der tatsächlichen Art der Auslastung.

Aber wie oben beschrieben, erfolgt heutzutage die Sportnutzung von städtischen Freiräumen fast unabhängig von der planerischen Intention. Die folgende Grafik illustriert dieses Phänomen. In der Matrix sind zwei Dimensionen abgebildet.

7 Vgl. hierzu: Peter Ott, BiSp-Report 2010/11 Seite 100

Die Quadranten beschreiben unterschiedliche Zustände von Stadt. In allen vier Quadranten ist es möglich, Beispiele für sportliche Aktivitäten zu finden. Orte können auch so verändert werden, dass sie in einen anderen Quadranten passen. Neue Regeln, etwa die Neuordnung des Verkehrs, können diese Veränderung genauso zulassen wie bauliche Anpassungen, z.B. der Installation eines Ballfangzaunes um einen Parkplatz. Umgekehrt ist es natürlich möglich, dass der Sport angepasst wird, wodurch neues städtisches Terrain erobert werden kann. Auch hier beginnt die Anpassung bei den Regeln, beispielsweise wird beim »Streetball« Basketball auf nur einen Korb gespielt. Ein Beispiel für die Veränderung der Sportgeräte sind die verlängerten Achsen von BMX-Rädern. Sie ermöglichen es den »Street-Fahrern« mit ihren Rädern Treppen, Geländer oder Mauern anzuspringen und daran entlang zu rutschen.

Die Stadträume sind demnach nicht fix bestimmten Quadranten zugeordnet, sondern können durch ganz unterschiedliche und zum Teil wechselseitige Anpassungsvorgänge die Position in der Matrix ändern. »Die Stadt« induziert also Anpassungsvorgänge. Saskia Sassen nennt das »Urban Hacking« und überträgt dafür den Begriff »Hacking« aus der Informatik auf die Stadtnutzung.⁸ Im Kontext dieses Kapitels lässt sich zusammenfassen: Der Sport hackt die Stadt und/oder die Stadt hackt den Sport.

⁸ Vgl. hierzu Sassen Open Source Urbanism <http://www.domusweb.it/en/op-ed/open-source-urbanism/> sowie Vortrag »Urbane Möglichkeiten – Die Stadt sagt uns, was funktioniert« 11.10.2012 in Berlin auf der Konferenz »Urban Energies« des BMVBS



Abb. 4 Zwei Dimensionen der Sportnutzung – Intention (ja/nein) und Möglichkeit (schwierig/einfach) [Quellen: oben links: Dirk Vorderstraße, unten links: Berry Hall, rechts: complizen]



Abb. 5 Urban Hacking [Quelle: BennorZ]



Abb. 6 Urban Hacking [Quelle: twilitstudios]



Abb. 7 Tempelhofer Freiheit [Quelle: gruppeF]

Welche Sportarten sind relevant?

Seit Generationen ist unsere Gesellschaft bemüht, über Sport die Entwicklungschancen von Kindern und Jugendlichen zu fördern. Die Entscheidungsvielfalt, *wie* ich mich sportlich betätigen möchte, nimmt mit neuen Angeboten zu. Auch der Wandel urbaner Arbeits- und Lebensgewohnheiten beeinflusst das Sportverhalten. Wenige Menschen möchten oder können sich an einen Verein oder feste Trainingstermine binden. Gerade unverbindliche und informelle Tätigkeiten im Freiraum gewinnen an Bedeutung. Welchen Sport ich im Freiraum machen möchte, ist sicher in der Regel eine Kombination aus einer Lifestyle-Entscheidung, die sich auch an den oben beschriebenen Trends orientieren kann, und einer praktischen Abwägung, die sich an den sozialen und räumlichen Rahmenbedingungen orientiert.

Entsprechend der oben geschilderten Entwicklung des Hackings, der »Urbanisierung des Sports«, sind eine Reihe sehr urbaner Sportarten entstanden. Skaten, BMX, Parkour. Die urbane Form des Kletterns nennt sich Buildern oder Buildering. Und auch Frisbee-Spieler haben sich auf Ballkäfige spezialisiert und integrieren die Gitter in ihr Spiel. Hinzu kommen die vergleichsweise unspektakulären aber zahlenmäßig dominierenden Formen des Joggings, Walkings und Radfahrens sowie sämtliche Ballkäfig- und Wiesen-Aktivitäten.

Für wenige Disziplinen gibt es keine urbanen Beispiele. So ist in den letzten Jahren auch Skifahren und Snowboarden in der Stadt, inklusive spektakulärer Manöver mit Treppengeländern usw., immer bekannter geworden. Es ist interessant zu beobachten, dass stilisierte städtische

Hindernisse, Geländer und Mauern, auch in den Ski- und Snowboardparks der Hochgebirge montiert und intensiv genutzt werden. Andere Anpassungen klassischer Sportarten sind Street Soccer, Streetball oder auch das urbane Land-Windsurfing.

Sportliche Perspektiven für die Baukultur

Vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Entwicklungen werden Freiräume zur städtischen Ressource, zum urbanen Rohstoff. Die sportliche Nutzung macht diesen Rohstoff produktiv: Die physische Produktivität entfaltet sich in der leiblichen Erfahrung der Nutzer und den innovativen gestalterischen Ansätzen. Beispiele für solche Potenzialräume sind offen gestaltete Räume, die neben Sport auch viele weitere Nutzungen ermöglichen. Dazu gehören auch robuste und großräumige Spielwiesenflächen, steinerne Flächen als Bühnen an Orten mit großer Fluktuation, temporär veränderbare Flächen, die angeeignet werden können, sowie »wilde Ecken« für entsprechende Nutzungen, wenn die Flächenkulisse dies zulässt. Sie werden gefördert durch ein großzügig dimensioniertes und ein hierarchisiertes Wegenetz mit schnellen und langsamen Wegen. Neben neu angelegten Parkanlagen fallen auch Residualflächen oder (Industrie-)Brachen darunter.

Diese Beispiele zeigen: Der Begriff »Rohstoff« ist durchaus wörtlich zu nehmen. Bei der Konvergenz von Sport und Stadt geht es weniger darum, besonders ausdifferenzierte und raffinierte Räume fertig zu planen, sondern um die Schaffung neuer oder Nutzung vorhandener Potenziale. Lebendige Stadträume erfordern bereits bei der Planung Beweglichkeit und Spielfreude.

Der Sport selbst ist ebenfalls »in Bewegung gekommen«. In allen Altersgruppen verändern sich

die Sportgewohnheiten. Der Leistungsgedanke wird zunehmend durch das Bedürfnis nach einer persönlichen Entwicklungsperspektive beim Sport abgelöst. Der Bedarf nach formalen Sportanlagen wird durch den Bedarf nach sportgeeigneten urbanen Räumen überlagert. Dies ermöglicht Menschen einen emotionalen Zugang zu ihrem Stadtraum. Auch zu vermeintlich »schwierigen« Orten können »Beziehungen« aufgebaut werden. Einem mentalen Wandel der Stadtlandschaft folgt ein physischer, denn es entsteht ein Bezug zwischen der persönlichen Entwicklung des Individuums und den Fragen der Stadtplanung und Stadtentwicklung. Die zeitgenössischen Sport-Biografien führen immer mehr zu einer persönlichen Entfaltung im Stadtraum. Für die Planer heißt dies, dass auch neue Zielgruppen für partizipatorische und kooperative Planungsansätze gewonnen werden können.⁹ Auch die Wiederentdeckung von Freiräumen als Gemeinschaftsgut, als sogenannte *Commons*, bietet Interpretationsspielräume: Individuen können sich an dem Allgemeingut Freiraum sportlich bereichern! – Der Raum muss also so entworfen sein, dass diese Bereicherung ihn nicht abnutzt. Wie die Beispiele gezeigt haben, ist das durchaus möglich.

Als Fazit bleibt die Perspektive, dass auch der Stadtraum »in Bewegung kommt« und sich neue Sport-Raum-Planungskonstellationen ergeben.



Abb. 8 Beweglichkeit und Spielfreude
[Quelle: Steven Wilke]

⁹ Vgl. hierzu BBSR, Gestaltung Urbaner Freiräume, Werkstatt: Praxis Heft 61, 2008

Urbane Gärten: StadtLandschaften des Dilettantismus und der Inklusion

Christa Müller

Landschaften sind Träger wirkmächtiger kultureller Bedeutungen, schreibt David Blackbourn im Ausstellungskatalog »Wiederkehr der Landschaft« [4, Seite 30] und verweist mit dem Begriff der »mentalnen Topografien« auf die soziale Konstruktion des Landschaftsbegriffs. Und auch Ludwig Trepel zeigt in »Die Idee der Landschaft« (2012), dass sich unser heutiges Landschaftsverständnis nur im historischen Kontext, speziell dem der Aufklärung, erschließt.

Die Bilder und Vorstellungen von Landschaft spiegeln also das gesellschaftliche Verhältnis von Natur und Kultur. Dieses scheint sich derzeit in einem Zustand produktiver Beunruhigung zu befinden. Das zumindest legen die neuen Landschaftsbilder nahe, die junge urbane AktivistInnen seit einigen Jahren in unseren Großstädten produzieren. Das Arrangement von Pflanzen, Menschen und Gegenständen auf innerstädtischen Brachflächen folgt einer eigenwilligen und

bewusst dilettantischen Landschaftschoreografie, die mit der städtischen Umgebung und der professionellen Planung kommunizieren will.

Die neue Gartenbewegung vermischt unbekümmert großstädtische mit kleintäglichen Ästhetiken und Handlungsrationaleitäten. Es sind insbesondere drei Phänomene, die mit der Bodenständigkeit des Gärtnerns bis dato noch nie in Verbindung gebracht wurden. Einmal die Bezugnahme auf Guerilla-Taktiken, zum Zweiten die Betonung des Nomadischen und drittens die Wahl der Lokalitäten: Brachflächen, Parkgaragendächer und andere vernachlässigte Orte werden in eigener Regie in grüne, lebensfreundliche Umgebungen verwandelt.

Die »Generation Garten« schafft ihre eigenen Landschaften, meist an der offiziellen Planung vorbei. Sie macht sich, nicht zuletzt durch die Wiederentdeckung des Handwerks, im Sinne von Foucault weniger regierbar und was die Urheberschaft betrifft, weniger identifizierbar [1]. Bei den Gartenprojekten weiß man nie genau, wer eigentlich den Ort geplant, entworfen, gebaut hat.

Das Design entsteht beim Tun und in der permanenten Auseinandersetzung mit den Materialien. Erkennbar ist nicht die Handschrift eines Einzelnen, vielmehr findet eine kollektive Gestaltung statt, die nie abgeschlossen ist.

So verstehen sich die beiden Gründer des Berliner Prinzessinnengartens ganz bewusst als gärt-



Abb. 1 NeuLand Köln [Quelle: Christa Müller]

nerische Dilettanten und sagen, dass sie die 6 000 m² große Fläche nicht beackern, sondern kuratieren; dass sie keinen landschaftsarchitektonischen Masterplan haben, sondern einen offenen Prozess gestalten, in den die Nachbarschaft und alle, die sich an den Ort andocken wollen, einbezogen werden [2, Seite 38].

Nomadische Anbaukulturen

Im Zentrum der neuen Areale steht der Anbau in mobilen Behältnissen wie Bäckerkisten oder selbstgebauten Beeten aus Europaletten. Das geschieht zum einen wegen der oft fragwürdigen Bodenqualität, zum anderen aber auch, um die Dinge, die in der Stadt aufgefunden werden, weiter zu verwerten. Damit kommt auch das Themenfeld Umnutzung und aufwertende Nutzung auf die Tagesordnung. Upcycling, das bedeutet, Gegenstände wieder in Wert zu setzen, die gemäß der industriellen Logik verbraucht und wertlos sind, und dies, ohne dass Geld in Umlauf kommt.

Die Umnutzungen zeugen davon, dass die städtischen JungbäuerInnen nur über begrenzte Mittel verfügen und diese möglichst ideenreich einsetzen müssen. Sich dabei der kollektiven Intelligenz zu bedienen und darüber zugleich Vergemeinschaftungsprozesse in Gang zu setzen, ist eine weitere fruchtbare Chance, die das Urban Gardening in einer anonymen Großstadt bietet. Community entsteht über gemeinsame Nutzung. Die Kultivierung der städtischen Natur geht fast überall einher mit einer Kultivierung des Sozialen.

Es ist bemerkenswert, dass die neuen Ansätze einer demokratischen Stadtentwicklung ausgegerechnet die Landschaftsgestaltung von unten als Medium wählen, um Räume zu demokratisieren und zu ökologisieren. Urbane Landwirtschaft ist auch die Suche nach dem »besseren Leben«



Abb. 2 Gemeinschaftsgarten o'pflanzt is!, München [Quelle: Christa Müller]

in der Stadt, das nicht auf der Ausbeutung von Tieren, Böden und Menschen beruht, sondern mit saisonalen und regionalen Qualitäten experimentiert und die lebendigen Beziehungen und Netzwerke zwischen Menschen und Natur intensivieren will.

Gerade weil die Akteure hierüber in einen Dialog mit der Planung treten wollen, bedienen sie sich eines erweiterten Spektrums der Kommunikation und experimentieren mit der Methode des Zeichensetzens: Sie beschränken sich nicht auf die Bespielung industrieverseuchter Böden, sie deuten auch um: Wenn Jungpflanzen in Tetrapacks wachsen und Kapuzinerkresse im Einkaufswagen wuchert, kann man das als subtilen Kommentar zu Warenüberfluss, Ressourcenknappheit und als Sehnsucht nach Natur lesen. Über Umdeutung findet zugleich Aneignung in

einer Stadtgesellschaft statt, die verregelt ist, in der auf fast jeder Fläche bereits eine Nutzungsdefinition liegt. Jüngere Generationen, die ein Höchstmaß an Individualisierung erreicht und zugleich gelernt haben, dass ihre Stimme zählt, finden sich damit nicht ab. Sie reklamieren Selbstbestimmung, und das heißt für sie auch Mitgestaltung. Die traditionelle Stadtplanung »von oben« legitimiert sich nicht mehr »qua Amt«. Sie wird herausgefordert.

Landwirtschaft in der Stadt verknüpft sich nicht zufällig mit den vielfältigen Kulturen des Selbermachens. Neben Urban Gardening steht derzeit auch Guerilla Knitting hoch im Kurs. Traditionelle Handwerkstechniken wie Stricken, Nähen oder Tischlern werden umcodiert. Die Akteure stellen ausnahmslos Bezüge zum öffentlichen Raum her; Strickmobs und »Knitnites« holen die Hand- und Hausarbeit ins Licht der Öffentlich-

keit und thematisieren zugleich die Stadt als Lebensraum.

Guerilla Knitting funktioniert genau wie Guerilla Gardening, wo Saatbomben geworfen werden, um Parkplätze, Stadtautobahnbrücken oder andere unwirtliche Orte zu begrünen. Auch wenn es sich häufig lediglich um ein Statement, um die Visualisierung einer Idee handelt: Hinter beiden Aktionsformen steckt ein Anspruch auf das Recht auf Stadt. Und zwar auf eine Stadt, die grün und lebenswert ist und Freiraum für alle bietet.

Gärten neuen Typs

Frühe Formen des Guerilla und Community Gardening finden sich in New York und London, wo man in den 1970er-Jahren zivilen Ungehorsam durch gemeinschaftliches Gärtnern praktizierte und in Eigeninitiative vernachlässigte Stadtteile lebenswerter gestaltete. Zu dieser Zeit bearbeiteten auch in deutschen Städten viele türkische EinwanderInnen die Brachflächen in »Guerilla-Manier«; ihr Stangenbohnenanbau hat sich vielerorts in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben. Als erste systematische Form des Gärtnerns neuen Typs entstanden ab Mitte der 1990er-Jahre die Interkulturellen Gärten, in denen Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte gemeinsam gärtnern, Wissen tauschen, Feste feiern usw. Auch hier ging es bereits um Fragen von Integration und Inklusion: Wie muss eine Stadt aussehen, um EinwanderInnen Neubheimatung zu ermöglichen bzw. wie ist Begegnung unter Fremden auf Augenhöhe möglich?

Über das gemeinschaftliche Tätigsein gilt es Differenzen und Gemeinsamkeiten auszudrücken, zu deuten und wertzuschätzen. Die GärtnерInnen aus bis zu 20 Herkunftslandern bringen ihre Kenntnisse ins Spiel, vor allem solche, die auf dem formellen Arbeits- und Wissens-



Abb.3 Interkulturelle Bewohnergärten München-Neuperlach [Quelle: Konrad Bucher]

markt nicht gefragt sind. In Interkulturellen Gärten ermöglicht die informelle Ökonomie des Schenkens und der Gegenseitigkeit, die man nur kultivieren kann, wenn man Überschüsse produziert, fruchtbare Anschlüsse in die Mehrheitsgesellschaft. Der ressourcenorientierte Ansatz der Produktion sozialer Anerkennung inspirierte in der Folge ein Netzwerk von derzeit mehr als 150 Interkulturellen Gärten (www.anstiftung-ertomis.de).

Trotzdem funktioniert kein Garten »einfach so«. Die anspruchsvolle Aufgabe, die sich in den Projekten stellt, besteht darin, Gemeinsames trotz der vielen Unterschiede zu entdecken. Der Rahmen erleichtert das ambitionierte Vorhaben: Zusammen ein Stück Land gestalten, das Eigene wachsen sehen und ins Verhältnis zum Anderen setzen, sich austauschen über Heilkräuter, Saatgutvermehrung, biologische Bodenbearbeitung und zuweilen auch über die eigenen Fort- und Rückschritte, das sind die großen und kleinen Möglichkeiten, die ein Interkultureller Garten bietet.

Ein weiterer markanter, jedoch einige Jahre jüngere Garten des neuen Typs ist der mobile urbane Gemeinschaftsgarten. Er tauchte erstmals als »Prinzessinnengarten« 2009 in Berlin-Kreuzberg auf und hat seinen Ursprung in der urbanen Landwirtschaft Kubas. Der Karibikstaat musste, als die Sowjetunion 1989 kein billiges Erdöl mehr lieferte, die monokulturell ausgerichtete Exportlandwirtschaft von Zuckerrohr auf diversifizierte Subsistenz umstellen. Als post-fossiler Selbstversorger begann Kuba dann nicht nur, Land wieder mit Hilfe von Pferden zu bewirtschaften, sondern auch lokale Bauernmärkte zuzulassen und vor allem in den Städten selbst landwirtschaftliche Aktivitäten zu fördern. Prinzessinnengartengründer Robert Shaw ließ sich von den »Organopónicos« anregen. Dort hat er nicht nur Bananen für den Eigenbedarf gepflückt, sondern als Europäer auch Einheimi-



Abb. 4 Internationale Stadtteilgärten Hannover [Quelle: Cornelia Suhan]

sche kennengelernt. Der Import eines »Organopónicos« nach Berlin war durch den Wunsch nach einem solchen Natur-Sozialraum inspiriert. Auch die postfossile Dimension ist in der urbanen Gartenbewegung wie in Kuba zu einem Auslöser des Geschehens geworden und ermöglicht ein Andocken an unterschiedlichen Punkten.

Wir haben es in den Großstädten mit einer neuen Generation von UmweltaktivistInnen zu tun, die die globale Ressourcenknappheit zum Ausgangspunkt nimmt, um neue Akteursperspektiven zu entwickeln: Dazu gehört die Einsicht, dass die industrielle Landwirtschaft nur auf der Basis billigen Erdöls funktioniert, und dass dieses nun knapp wird.

Die urbanen Garteninitiativen reproduzieren ihr Saatgut selbst, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, sie kultivieren alte Sorten, ziehen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Bio-Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.

Ein großer Unterschied zu Kleingärten, die ihrerseits auch dem sozialen Wandel unterliegen – alleine schon durch junge Generationen, die Parzellen übernehmen und die Angelegenheiten nach ihrer Façon regeln wollen – ist das fehlende Regelwerk und das Verhältnis zur Ordnung. In den neuen Nachbarschaftsgärten, Interkulturellen Gärten, Kiezgärten und Gemeinschaftsgärten gibt es nur wenig Regeln, man trifft selten auf einen paternalistischen Gestus, stattdessen auf Selbstermächtigung. Außerdem geht es in den neuen Gärten nicht um Rückzug von der Stadt, sondern im Gegenteil um den Versuch, diese zu intensivieren und zu einem lebensfreundlicheren Ort zu machen. Nicht zuletzt durch die räumliche und habituelle Differenz, die sich in den Umgebungen der Kleingärten hergestellt hat, verändern diese sich nach und nach ebenfalls.

Attraktiv sind sie dennoch für viele junge Leute noch nicht. Was sie suchen, lässt sich mit diesem Organisationstypus oftmals nicht in Einklang bringen: Autonomieerfahrung durch eigenen – und bisweilen eigenwilligen – Anbau, Wiederinwertsetzung von öffentlichen Räumen als Gemeingüter, Teilen von handwerklichem Wissen, gemeinschaftlicher Genuss von saisonalen Gemüsen, Erfahrung von Selbstwirksamkeit und von Raumwirksamkeit, Entschleunigung, u. v. m.



Abb. 5 Gartendeck Hamburg [Quelle: Christa Müller]

Die Bildersehnsüchte der Mediengesellschaft bespielen

Die Renaissance des Gärtnerns ist auch Resultat einer zunehmenden Virtualisierung der Wirklichkeit. Jedoch bedeutet der Wunsch nach sinnlichen Erfahrungen mit Erde und Natur nicht, dass der »analoge« Raum des Gartens nun als Alternative zu digitalen Welten installiert wird. Es ist vielmehr so, dass die jeweiligen Raumlogiken hin- und hermigrieren und die Grenzen zwischen analog und digital verwischen. Viele Urban-Gardening-Aktivisten sind medienaffin und haben gerade dadurch dazu beigetragen, dass das Gärtnern von Knappheitsvorstellungen und bürgerlichen Ordnungsvorstellungen befreit werden konnte. Nicht zuletzt wegen der bewusst produzierten Irritationen und Reibungen belegt die urbane Gartenbewegung einen Spaltenplatz in der Aufmerksamkeitsökonomie. Gärtnern und Subsistenz, jahrzehntelang befrachtet mit Knappheitsdiskursen und dualistischen Modernisierungsvorstellungen, konnten neu kommuniziert werden.

Die urbanen GärtnерInnen sind immer auch Bilderproduzenten, weil sie die Bildersehnsüchte der Mediengesellschaft erfolgreich zu bespielen wissen. Und sie spüren, dass erst über die Präsenz ihrer Zeichen in den Medien die Existenz der Projekte »bestätigt« wird. Über mediale Spiegelung erhöht sich zudem der Attraktivitätsfaktor deutlich, und erst so wird eine wirkliche Vielfalt von Leuten zusammengebracht: Migranten, ältere Menschen aus der Nachbarschaft, Urban Hipster, Flaschensammler, nomadische Erntekräfte und anderes Laufpublikum der Großstadt. Urbane Gärten sind radikal offene Räume, die in einer nach Klassen und Milieus segregierten Großstadt Begegnung von Fremden ermöglichen.

chen, ein ziemlich unwahrscheinliches Ereignis. So entstehen StadtLandschaften, die vor allem eins zum Ausdruck bringen: ein neues Verhältnis zu Natur und Landschaft als ein neues Verhältnis zur Stadt!



Literatur

- [1] Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978. (Hg. Michel Sennelart). Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004
- [2] Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, 2011
- [3] Trepl, Ludwig: Die Idee der Landschaft. Eine Kulturgeschichte von der Aufklärung bis zur Ökologiebewegung. Bielefeld: transcript, 2012
- [4] Valentien, Donata (Hg.): Wiederkehr der Landschaft | Return of Landscape. Publikation zur Ausstellung. Berlin: Jovis, 2010

Urbane Land- und Forstwirtschaft

Frank Lohrberg

Nachdem Landwirtschaft und Urbanität lange Zeit als Gegensätze gesehen wurden, spricht man seit etwa zehn Jahren von urbaner Land- und Forstwirtschaft. Was sind die Gründe, welche Formen treffen wir an und welche Chancen ergeben sich daraus für die Planung und Gestaltung nachhaltiger Städte?

Urbane Landwirtschaft wird hier als Teilbereich einer urbanen Agrikultur (urban agriculture) verstanden, welche zunächst sämtliche Praktiken des Pflanzenanbaus und der Tierzucht unter räumlichem und kulturellem Einfluss der Stadt umfasst. Diese Agrikultur kann nach Maßstab und Protagonisten unterteilt werden: Urbanes Gärtnern (urban gardening) zielt auf das feine Korn der Stadt. In Gärten, auf Dächern und Höfen bauen Städter ganz unterschiedlicher Couleur Nahrungsmittel an; ihre Motive reichen von der Subsistenz bis zur Lebenskunst [8]. Urbane Landwirtschaft (urban farming) spielt sich dagegen im Grobkorn der Stadt ab, also auf Agrarfluren aus Äckern und Wiesen, die zumeist professionell, also von Landwirten bewirtschaftet werden.

Für die urbane Forstwirtschaft ist die deutsch-englische Begriffszuordnung uneindeutiger. Im angloamerikanischen Kontext versteht man unter »urban forestry« nicht nur Waldbau, sondern auch die Hege und Pflege der Stadtbäume, also Praktiken im feinen Korn der Stadt. Im deutschsprachigen Raum wird hingegen analog zur urbanen Landwirtschaft das grobe Korn angesprochen, nämlich die Wälder im Stadtkörper, vom

prominenten Stadtwald bis zum eingemeindeten Forst am Stadtrand. So wird der Begriff auch hier verstanden.

Urbane Landwirtschaft

Konstituiert sich die Stadt nicht gerade durch die Abwesenheit landwirtschaftlicher Nutzung? Was ist das Urbane an Äckern und Wiesen in der Stadt? Landbau und Städtebau zusammen zu denken, erscheint widersprüchlich. Europäische Stadt wurde und wird auf Agrarland gebaut, das eine ersetzt das andere. Gleichwohl zeigt die jüngere Forschung im In- und Ausland [2, 7, 6], dass Stadt und Landwirtschaft sich auch miteinander entwickeln und dass es für die Planung interessante Überlagerungen beider Sphären gibt.

Erstens: Um Stadt zu konstituieren, bedarf es landwirtschaftlicher Überschüsse. Die europäischen Städte gründeten sich oft in Gebieten mit Klimagunst und fruchtbaren Böden. Die Stadt akkumulierte Nährstoffe, die als Dünger eine intensive gartenbauliche Nutzung beförderten. Im Zusammenspiel aus verstärkter Agrargunst und spezifischer städtischer Nachfrage entstanden im Weichbild vieler europäischer Städte charakteristische urbane Agrarlandschaften wie die Hamburger »Vier- und Marschlande« oder das Nürnberger »Knoblauchsland«.

Zweitens: Diese Tradition urbaner Landwirtschaft führt bis zum heutigen Tage. Die Agrarnutzung ist trotz Verstädterung kein Auslauf-

modell – nicht nur weil einige Städte heute stagnieren oder schrumpfen. Auch in Wachstumsregionen spielt Landwirtschaft eine Rolle: Mit den zerfransenden Stadträndern wächst die Kontaktzone von Agrarland und Bebauung. Immer öfter verrückt sich so die Perspektive: Aus Agrarfluren am Stadtrand werden zentrale Freiräume der Stadtregion.

Und drittens: Das Urbane städtischer Landwirtschaft macht sich nicht nur an der Lage im Stadtgebiet fest, sondern generiert sich aus einem ständigen Anpassungsprozess. Schon Spitzer (1974) hat die Optionen beschrieben, die Landwirte am Stadtrand bei Flächenentzug haben. Entweder kaufen sie außerhalb Flächen hinzu und reduzieren Produktionsmittel durch vermehrten Getreideanbau (Typ 1). Oder sie kompensieren den Flächenentzug durch ein Mehr an Arbeit und Betriebsmitteln bzw. durch spezialisierte, diversifizierte und dienstleistungsorientierte Betriebsformen (Typ 2). Während Typ 1 auch im ländlichen Raum anzutreffen ist, finden wir Typ 2 mit seinem Mix aus Reiterhof, Gewächshaus, Baumschule, Kohlfeld und Krautacker allein im urban geprägten Raum.

Agrarland mit Qualitäten

Die Tradition, Charakteristika und im Falle von Typ 2 auch Innovationskraft urbaner Landwirtschaft sind bemerkenswert, wurden aber von der kommunalen Planung bis dato weitgehend ignoriert. Die Umweltplanung hat zwar früh erkannt, welche Wohlfahrtswirkungen die Agrarflächen hervorrufen, wie z.B. Kaltluftbildung, Grundwasseranreicherung oder die Gliederung des Siedlungskörpers. Gleichzeitig hat sie das Wesen urbaner Landwirtschaft aber nicht verstanden, sondern die Agrarfluren vielmehr als Natur betrachtet, welche vor Veränderungen – insbesondere einer Intensivierung der Landnutzung – geschützt werden müssen.

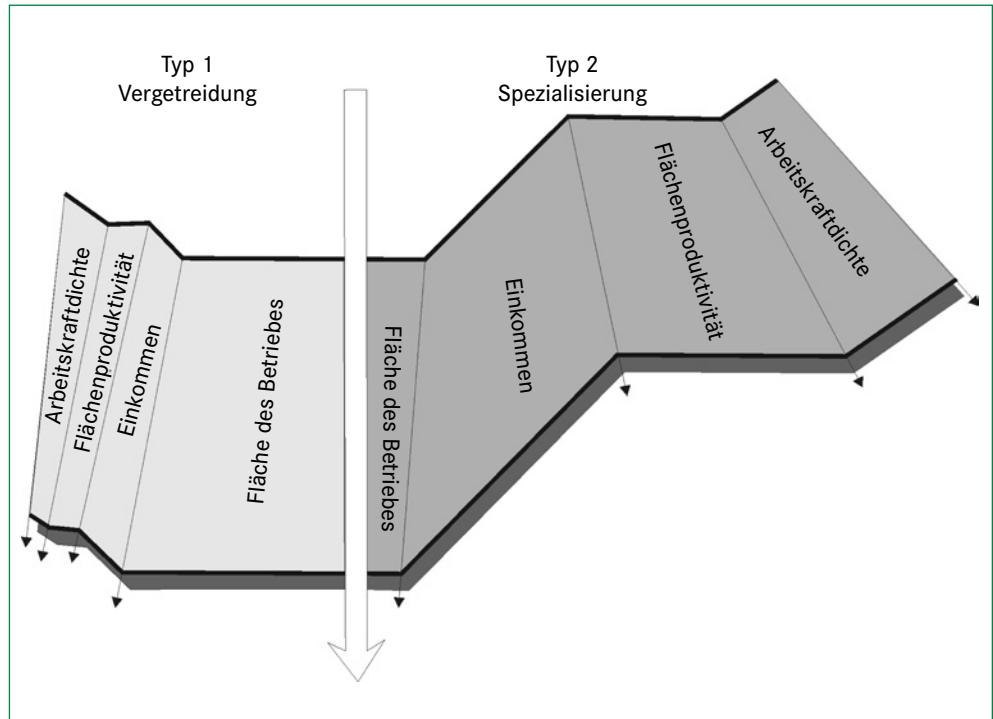


Abb. 1 Schema zur Entwicklung der Betriebsergebnisse zweier alternativer Betriebsmodelle (verändert nach [Spitzer 1974, S. 50])

Lange Zeit hat man daher versucht, Landwirtschaft zu extensivieren oder zu verdrängen. Kompensationsansprüche aus der Eingriffsregelung werden immer noch gezielt auf Agrarland gelenkt, das dann aus der Nutzung genommen und bepflanzt wird. Den gesetzlichen Forderungen und den sektoralen Zielen einzelner Verwaltungen mag man damit Rechnung tragen – qualitätsvolle, Identität stiftende Landschaft kann man so aber nicht aufbauen, wie die Diskussion um die Zwischenstadt gezeigt hat. Es wird zudem angesichts der globalen Gefährdung von beackerbaren Böden durch den Klimawandel bezweifelt, ob die Extensivierung guter Ackerböden ressourceneffizient und mit einer angestrebten Regionalisierung städtischer Wirtschaftskreisläufe vereinbar ist.



Abb. 2 Ästhetisches Potenzial urbaner Landwirtschaft – Versuchsanlagen Stuttgart-Hohenheim
[Quelle: A. Timpe]



Abb. 3 Agrohort. Masterplan (Regionale Köln/Bonn 2010) [Quelle: A. Timpe]

Agrarland inszenieren

Insofern ist hier die Landschaftsarchitektur gefragt, stimmige Leitbilder zu entwerfen und sektorenübergreifende Konzepte zu entwickeln. Sie hat allerdings auch das städtische Agrarland lange Zeit vernachlässigt, weil dieses nur in geringem Maße gartenkünstlerischen Idealen entsprach. So mancher regionale Landschaftspark startete in den 1990er-Jahren mit der Vision, aus Agrarland klassische Parks zu machen. Doch nach Jahren verlorener Arbeit wurde festgestellt, dass angesichts des regionalen Maßstabs und der Vitalität und Potenziale urbaner Landwirtschaft die Agrarnutzung nicht substituiert, sondern kultiviert und inszeniert werden muss.

Wie kann das gehen? Zunächst bedarf es unvoreingenommener Blicke auf das städtische Agrarland. Spitzers Typ 2 führt zu gartenbaugeprägten Stadtlandschaften wie sie in Hamburg, in Teilen des Rheinlands, östlich von Erfurt, in

süddeutschen Realteilungsgebieten (z. B. Stuttgart), aber auch in den Städten der Emscherzone zu finden sind. »Natur« wird man hier weniger finden, die Qualitäten solcher Agrarfluren liegen vielmehr im »produktiven Patchwork« mit seiner Kleinteiligkeit und Vielfalt, mit regionaler, markt- und bürgernaher Erzeugung und mit Erholungs- und Bildungsangeboten.

Landschaftsarchitekten wie Migge, Pniower und Lingner haben bereits im 20. Jahrhundert auf den Wert solcher »produktiver Grünflächen« für die Stadt hingewiesen [6] und mutiger als heute auch die Verwendung von städtischem Abfall und Abwasser zum Aufbau der Stadtlandschaft gefordert. Heute stehen wir wieder vor der Frage, ob eine produktive Landschaft auch schön sein kann. Eine Antwort finden wir schon bei Kühn (ab 1932 [4, S. 19]), der seine »Fruchtlandschaft« wie folgt verteidigte: »Es ist eingewendet worden, dass man in einer zerhackten Gemüselandschaft keine großen Gedanken denken könne. Lenné und Pückler und viele andere haben aber bewiesen, welche Schönheits- und welche Gemütswerte in der gestalteten Nutzlandschaft liegen können.« Kühn verweist also auf gartenkünstlerische Traditionen, das Schöne und das Nützliche zusammenspielen zu lassen. Projekte in dieser Hinsicht finden sich auch heute, wie der »:agrohort«, eine Initiative der Regionale Köln-Bonn, zeigt. Hier wurde eine Freilandversuchsanlage der Uni Bonn zum landschaftsarchitektonischen Objekt, einschließlich eines Wettbewerbs zur Gestaltung und Einbindung des Geländes in die Umgebung. Ziel ist es, einen öffentlichen Ort zu schaffen, an dem eine zunächst einmal profane Pflanzenproduktion kommuniziert und ästhetisch genossen werden kann.

Spitzers Typ 1 findet man vor allem in nord- und ostdeutschen Ballungsräumen, aber auch in Städten wie München oder Dortmund, wo sich offene, ackerbaulich geprägte Agrarfluren in das

städtische Weichbild einschreiben. Große Getreide- oder Rapsfelder wurden lange Zeit als »Monokulturen« kritisiert, doch auch hier zeichnet sich ein Paradigmenwechsel ab. So zeigt bspw. das LandArt-Projekt am Mechtenberg in Gelsenkirchen, wie anders Landwirtschaft mittlerweile wahrgenommen und bespielt wird. Zur Zeit der IBA Emscher Park dienten die großen Ackerschläge am Mechtenberg nur als Standort und Kulisse aufwendiger LandArt-Inszenierungen. Jüngst hat der Regionalverband Ruhr zusammen mit Paolo Bürgi den Acker aber selbst zum Kunstwerk erhoben und profane Produktionsmethoden wie Aussäen und Mähdreschen als Mittel untersucht, Landschaft zu inszenieren. Die visuelle Wirkung eines designeten Aussaatbildes (mit farblich unterschiedlich ausreifenden Haferähren) war zwar geringer als geplant, gleichwohl erscheint der Weg viel versprechend, gemeinsam mit den Landwirten nach neuen produktionsinhärenten Gestaltbildern zu suchen.

Auch im Landwirtschaftspark Belvedere bei Köln geht es nicht darum, die letzten Ackerflächen wie im angrenzenden Äußeren Grüngürtel mit Gehölzen zu gliedern und in Wiesen umzuwandeln, wie Bauer & Hilker 2008 ausführen. Eine Bürgerbeteiligung ergab, dass für viele Bürger gerade die Offenheit und der freie Blick in die Tiefe des Raumes Qualitäten darstellen, die im dicht besiedelten, von mannigfachen Infrastrukturen zerschnittenen Raum der Stadtregion mittlerweile Seltenheitswert haben. Dementsprechend legen die Planer Wert darauf, die landwirtschaftliche Nutzung selbst zu bereichern (bspw. durch Zwischenfruchtanbau) und die Ausblicke und Sichtbeziehungen, die das offene Agrarland bietet, durch Aussichtsplattformen und einen Rundweg zu inszenieren.



Abb. 4 Eindruck Baumschulfläche [Quelle: A. Timpe]



Abb. 5 Der Mechtenberg als Ort urbaner Agrikultur [Quelle: F. Lohrberg]



Abb. 6 Landschaftspark Belvedere. Gestaltungskonzept 2010 [Quelle: lohrberg stadtlandschaftsarchitektur]

Urbane Forstwirtschaft

Im Gegensatz zum Agrarland ist der Wert des Waldes in der kommunalen Planung seit Langem erkannt. Der Erholungsdruck und die Ansprüche der städtischen Waldbesucher haben dazu geführt, dass Stadtwälder weitgehend naturnah

bewirtschaftet werden. Die städtischen Förster begründen Laubmischbestände, verzichten auf Kahlschläge und unterhalten Wege, Bänke, und Schutzhütten. Die Besucher nutzen den Wald zum Spazieren, Joggen und Ausspannen.

Am Rande dieses Mainstreams städtischer Waldnutzung zeigen sich jedoch Neuerungen, die darauf schließen lassen, dass der urbane Wald der Zukunft anders, v.a. vielgestaltiger aussehen kann, als wir ihn heute kennen. Wildnis und Waldpädagogik, eine stärkere Nutzerorientierung, das Interesse an neuen Waldbildern, schließlich die steigende Nachfrage nach Holz als Baustoff und Energieträger werden den Wald der Stadtregion neu prägen.

Von daher lohnt ein Blick ins europäische Ausland, wo der städtische Wald stärker nutzer- und gestaltorientiert bewirtschaftet wird, insbesondere in Skandinavien, den Niederlanden oder in Großbritannien, wo man von »Community Forests« oder »NeighbourWoods« spricht [5]. Die Städte fokussieren dort stärker auf die urbanen Ansprüche an den Wald, nutzen also weniger das Holz und die Ruhe des Waldes, sondern dessen soziales Potenzial. Für die Landschaftsarchitektur hierzulande zeichnet sich so ein spannendes Aufgabenfeld ab. Es gilt, die Bilder und Nutzungen bestehender und kommender Wälder zu reflektieren und darauf aufbauend sektorale übergreifende Konzepte urbaner Forstwirtschaft zu entwickeln.

Bislang gibt es dazu nur wenige Beispiele. Als Vorreiter urbaner Forstwirtschaft gilt der »Industriewald« im Ruhrgebiet, der von der IBA Emscher Park initiiert wurde. Aus den schütteren Birkenwäldchen auf Brachen und Halden ist mancherorts bereits ein veritable Mischwald geworden. Und mit dem Wald hat sich auch dessen Programm weiterentwickelt. Wissenschaftliche Untersuchungen (Brei et al. 2009) legen nahe, die Beziehungen zwischen Wald und um-

liegenden Quartieren zu stärken. So anerkannt der wilde Industriewald im internationalen Fachdiskurs ist, so schwierig ist es mitunter, die Nachbarschaften für den Wald zu gewinnen. Wo Zechen und Fabriken schließen und Nachbarn wegziehen, wird der neue Wald als Ausdruck eines Niedergangs empfunden, nicht als Bereicherung. Im Ruhrgebiet reagiert man, bietet Führungen an und lädt Schulklassen und Kindergarten ein, um früh für die Qualitäten des Waldes zu begeistern. Teilhabe am Wald, so die Erkenntnis, stellt sich nicht immer von allein ein. Sie muss stimuliert werden, insbesondere für Nutzergruppen mit Migrationshintergrund, die sich manchen Zugang zum Gebilde (deutscher) Wald erst erarbeiten müssen.

Urbanität lernen

Die Stadt Leipzig hat ähnliche Akzeptanzerfahrungen gemacht. Hier hat man nach 2000 »Urbane Wälder« gepflanzt, um auf Leerstellen im Stadtgewebe zu reagieren [3]. Der Wald soll nicht nur Naturschutz und Erholungsvorsorge dienen, sondern öffentlichen Stadtraum konstituieren. Dazu bedarf es aber sorgfältiger Planung und eines differenzierter gestalteten Waldes, als es die Forstwirtschaft zu leisten vermag. Je nach städtebaulichem Umfeld, Eigentumsverhältnissen und Anforderungen müssen unterschiedliche Waldbilder aufgebaut werden. Das Leipziger Spektrum reicht vom »Niederwald« über »hohe, einschichtige, lichte Parkwälder« bis zum »mehrschichtigen, dichten Naturwald mit und ohne Strauchgürtel« (ebd.).

Die Stadt Leipzig hat gelernt, dass neuer Wald in der Stadt nicht automatisch akzeptiert wird. Zunächst muss ein Grundstock an Infrastruktur, Pflege und Sicherheit gewährleistet sein. Die Bewohner werden darüber hinaus durch einen intensiven Diskussions- und Informationsprozess an der Planung und Umsetzung beteiligt.

Zudem wird wie beim Industriewald wissenschaftlich untersucht, ob und auf welche Weise Akzeptanz für den neuen Wald hergestellt werden kann.

Auch die Forstwirtschaft muss weiter umdenken. Sie hat zwar einen hohen Grad an Institutionalisierung und tradiertem Wissen, der Wald in der Stadt spielt aber nur eine untergeordnete Rolle. So widmet sich keine der bundesdeutschen Forstuniversitäten gezielt den Fragen urbaner Forstwirtschaft. Dabei müssen Stadtförster heute nicht allein Waldbau beherrschen, sie müssen sich auch als Ansprechpartner für verschiedene Nutzergruppen verstehen, als Projektmanager für Stadtteilinitiativen im Wald und auch als Gestalter von Wald. Zudem ist mehr Toleranz gefragt, bspw. wenn sich Jugendliche den Wald aneignen, ihn als Spielwiese betrachten und dort lagern oder cross biken. Gerade in benachteiligten Quartieren müssen Anforderungen von Waldbau und Naturschutz mitunter zurückstehen, um den Wald besser als bisher als Ort gesellschaftlicher Teilhabe und sozialer Integration zu nutzen.

Schlussbemerkung

Die Ausführungen zeigen, dass der Wald und insbesondere das Agrarland nicht länger als rurale Relikte, sondern zunehmend als Bausteine einer nachhaltigen Stadt entdeckt werden. Dabei geht es weniger um Quantitäten als um Qualitäten. Städte werden auch weiterhin eine Zufuhr von Nahrung aus dem ländlichen Raum induzieren. Der Wandel vollzieht sich vielmehr im Stadtkulturellen: Das Produzieren von Nahrungsmitteln wird als urbane Praktik betrachtet, welche den Städtern erlaubt, nachhaltige und inklusive Wirtschaftsweisen aufzubauen, zu unterstützen und auf kurzem Wege und mit eigenen Händen zu erleben.



Abb. 7 Suche nach neuen Waldbildern – im Waldlabor Alnarp [Quelle: F. Lohrberg]

Literatur

- [1] Bauer, Joachim & Thomas Hilker (2008): Landschaftspark Belvedere. Eine Weiterentwicklung des Kölner Grünsystems. *Stadt und Grün*. Heft 4, S. 17–20
- [2] Beauchesne, Audric & Christopher Bryant (1999): Agriculture and innovation in the urban fringe: the case of organic farming in Quebec, Canada. *Tijdschrift voor economische en sociale geografie*. Band 90, Heft 3, S. 320–328
- [3] Burckhardt, Irene & Regina Dietrich, Henrike Hoffmann, Jana Leschner, Katharina Lohmann, Franziska Schoder, Andreas Schultz (2008): Urbane Wälder. In: Heft 63 der Schriftenreihe des Bundesamtes für Naturschutz, Bonn – Bad Godesberg
- [4] Bandholtz, Thomas & Lotte Kühn (Hg.) (1984): Erich Kühn – Stadt und Natur: Aufsätze, Vorträge, Dokumente 1932–1981. Institut für Städtebau und Landesplanung der RWTH Aachen;Hamburg
- [5] Konijnendijk, C. C. et al. (2005): *Urban Forests and Trees*. Berlin, Heidelberg
- [6] Lohrberg, Frank (2012): Debatten über die Funktion von städtischem Grün und Freiflächen in der Stadt- und Raumplanung seit dem Kaiserreich. In: Walter, B. & T. Küster (Hrsg.): *Aus der Hand in den Mund – Selbstversorgung als Praxis und Vision der modernen Gesellschaft*. Westfälische Forschungen, Ausgabe 61, Münster, S. 261–278
- [7] Lohrberg, Frank (2001): *Stadtnahe Landwirtschaft in der Stadt- und Freiraumplanung*. Stuttgart
- [8] Müller, Christa (Hg.) (2011): *Urban Gardening*. München
- [9] Spitzer, Hartwig (1974): Die Ansprüche der modernen Industriegesellschaft an den Raum, dargestellt an Beispielen der Landwirtschaft im Modellgebiet Rhein-Neckar. In: *Die Ansprüche der modernen Industriegesellschaft an den Raum*. Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Hannover. Band 90, S. 1–54
- [10] Brei, B., Claßen, T., Robe, H., Weiffen, M. & Hornberg, C. (2009): *Urbane (Industrie-)Wälder im Ruhrgebiet und ihre Wirkung auf Gesundheit und Wohlbefinden der lokalen Bevölkerung – Untersuchung der Nicht-Nutzung des Industriewaldes Rheinelbe*. Bielefeld/Düsseldorf (unveröff. Abschlussbericht).

Wohnen



Wohnumfeld

So vielfältig unsere Lebensentwürfe sind, so vielfältig und komplex sind unsere Wünsche und Anforderungen an die Wohnsituation und das Wohnumfeld. So ist es nur selbstverständlich, dass mit den Veränderungen in der Gesellschaft eine Veränderung der Wohnverhältnisse und Wohnformen einhergeht, die auch für die Gestaltung des Wohnumfeldes neue Fragestellungen aufwirft und vertraute Muster und Prinzipien auf den Prüfstand stellt. Der zunehmenden Individualisierung und Anonymität auf der einen Seite steht auf der anderen Seite ein wachsendes Bedürfnis vieler nach Nachbarschaft und einer neuen Art Gemeinschaft, ja – Gemeinsinn gegenüber.

Neben die private Immobilienwirtschaft und gemeinnützige, meist kommunale Wohnungsbau- gesellschaften, treten sogenannte Baugruppen, die aus einem gemeinsamen Anliegen heraus aktiv werden und neue, auch genossenschaftliche Wohnformen realisieren. Die Motive sind durchaus unterschiedlich und reichen vom »Wohnen ohne Auto« bis zum Projekt »Gemeinsam alt werden«. Es gibt sowohl den Trend »zurück in die Stadt« als auch eine neue Liebe zum Gärtnern, auch wenn diese mit der Selbstversorgung früherer Zeiten wenig gemein hat. Den Wunsch, die Vorteile des Wohnens in der Stadt,

die gute Infrastruktur und die kurzen Wege mit denen des Wohnens im Grünen zu vereinen, gab es schon immer. Zu den allseits praktizierten und bewährten Konzepten kommen neue Ansätze hinzu, die das Spektrum erweitern und die Facetten zwischen Urbanisierung und Ruralisierung des Wohnumfeldes ausloten. Hybride Wohnquartiere generieren hybride Außenräume.

Entstanden früher vorwiegend Wohnquartiere mit einheitlicher Gebäude- und Wohntypologie, so wird bei der Entwicklung von neuen Quartieren zunehmend Wert auf die kleinräumige Mischung unterschiedlicher Wohnungsangebote und Wohnformen gelegt – ein Aspekt, der im positiven Fall die Pluralität unserer Gesellschaft in der eigenen Nachbarschaft widerspiegelt und eine gewisse Stabilität in der Zusammensetzung der Bewohnerschaft gewährleisten soll. Die Heterogenität der Bewohnerschaft birgt gleichwohl Konfliktpotenzial aufgrund der unterschiedlichen Antizipation.

So werden z. B. manche Bewohner eine Wiese vor ihrem Fenster vorwiegend als grünen Ausblick in die Natur und Ruhezone wahrnehmen, während andere darin eine Aufforderung zum Bolzen, Picknicken, Grillen etc. sehen und sie auch so nutzen wollen. Das Wohnumfeld erhält so über die funktionalen Aspekte hinaus eine Aufladung als Begegnungs- und Kommunikationsraum, kurzum als Handlungsfeld, auf dem unterschiedliche Akteure mit unterschiedlichen Interessen zusammenkommen. Die Gestaltung muss dieser Gemengelage gerecht werden.

Rita Lex-Kerfers

Abb. 1 Intensive Nutzung privater Freiräume
[Quelle: Büro Freiraum, Johann Berger, Projekt »Wagnis« am Ackermannbogen]



Abb. 2 Gärten auf dem Dach [Quelle: Auböck und Kárasz, Fotograf: Horst Burger, Projekt »Interethnisches Wohnen in Wien«]



Abb. 3 Abgrenzung Öffentliches Grün, Gemeinschaftsfläche, Privater Freiraum [Quelle: Horst Kübert, Projekt »Selma-Lagerlöf-Straße«]

Private Freiräume

Auch wenn nicht für jeden das freistehende Einfamilienhaus mit eigenem Garten das erstrebenswerte, wenn auch nicht erreichbare Ziel ist, so hegen doch viele die Sehnsucht nach einem Stück privatem Freiraum, der nach den eigenen Wünschen gestaltet und gelebt werden kann. Die Motive und Vorstellungen sind vielfältig. Sie reichen vom Garten als »Distanzzone« zum Nachbarn bzw. zur Öffentlichkeit über den Garten als »Grünes Zimmer«, privaten Rückzugsort bis zum »Wirtschaftsgarten«, in dem das eigene Gemüse gezogen und geerntet wird. Anders als im Reihenhausbau oder bei Atriumhäusern, bei denen Wohnung und Garten quasi systemimmanent eine Einheit bilden, konkurrieren im Geschosswohnungsbau private Gartenanteile mit den für die gemeinsame Nutzung vorgesehenen Freiflächen, Spielbereichen und Erschließungszonen.

Grundsätzlich ist jeder Wohneinheit ein ausreichend großer, ruhiger und sichtgeschützter privater Freiraum als Balkon, Loggia, Terrasse zuzuordnen. Flachdächer stellen hier eine zusätzliche Flächenressource dar. Bei Altbauten sind die baulichen Voraussetzungen für eine Aktivierung der Dachflächen häufig nicht gegeben, bei Neubauten könnten sie fester Bestandteil der Freiraumversorgung werden. Sie können sowohl privat, mit direktem Zugang von den darunterliegenden Wohnungen genutzt werden, wie auch als Gemeinschaftsdachgärten, erschlossen über die Treppenhäuser. Das besondere Potenzial liegt darin, dass es sich hier um »geschützte« Räume mit kontrolliertem Zugang handelt, die ein Nutzungsspektrum ähnlich einem privaten Garten für alle Bewohner des Hauses bieten. Rezepte für den dauerhaften Erfolg derartiger partizipatorisch angelegter Projekte gibt es noch nicht. Es wäre ein lohnendes Feld, die vorliegen-

den Erfahrungen auszuwerten und Rahmenbedingungen zu untersuchen, die zu einem Instrumentarium führen, das die Installierung und das Management derartiger Flächen erleichtert und so auch mehr Akzeptanz für derartige Initiativen auf Seiten der Hausverwaltungen bzw. Immobilienwirtschaft schafft.

Die Erdgeschosswohnungen genießen häufig das Privileg direkt zugeordneter Sondernutzungsflächen als private Terrassen und Gartenbereiche, sind aber häufig auch besonders exponiert, was die Nähe der Wohnräume zu Erschließungs- und Gemeinschaftsflächen und damit den Schutz der Privatsphäre betrifft. Das Bedürfnis sich abzugrenzen ist daher ein legitimes und erfordert gestalterische Lösungen, die einerseits den notwendigen Sichtschutz und die Distanz zum eigenen Fenster herstellen, auf der anderen Seite den gemeinschaftlich genutzten bzw. öffentlichen Raum nicht beeinträchtigen. Der gezielte Einsatz von Höhenstaffelungen, z.B. das bekannte »Hochparterre« löst dieses Problem auf selbstverständliche Weise – sowohl auf der Erschließungs- als auch auf der Gartenseite. Die barrierefreie Erschließung ist dann ggf. innerhalb des Gebäudes mittels Aufzug herzustellen.

Der Einsehbarkeit der Terrassen von oben kann man mit teils zurückgesetzten, ins Gebäude integrierten Terrassenbereichen begegnen. Die Abschirmung zu Nachbarn können mit der Architektur der Gebäude abgestimmte, bauliche Elemente herstellen, die gleichzeitig Stauraumfunktion übernehmen. Die Abgrenzung zur Gemeinschafts- oder Erschließungsfläche muss nicht zwangsläufig durch Mauern oder die platzsparende, auf die Grenze gesetzte Schnitthecke erfolgen, auch kulissenartig gestaffelte Pflanzungen können eine Abschirmung herstellen, ohne hermetisch zu wirken. Sitzkanten oder Stufen sind ebenfalls ein probates Mittel, um eine psychologische Schwelle zu erzeugen.

Erschließung und Zonierung

Gerade innerhalb einer sehr dichten Bebauung kommt der Zonierung des Wohnumfeldes eine eminent hohe Bedeutung zu. Je klarer die Abstufung von öffentlichem zu halböffentlichen und privatem Raum ist und je eindeutiger sie in der Gestaltung ablesbar ist, umso weniger Schilder sind notwendig, um das Verhalten der Nutzer zu regeln und »Grenzüberschreitungen« bzw. Konflikte zu vermeiden.

Abhängig vom städtebaulichen Kontext und der Konzeption der Gebäude ergibt sich eine unterschiedliche Zonierung und Zuordnung der Freiflächen, deren jeweilige Vor- und Nachteile unterschiedlich gewichtet werden können.

Die Zuordnung von Erschließungsbereich an der Straße und Garten bzw. Spielbereich im Hof mit durchgestecktem Treppenhaus, wie sie z.B. bei der klassischen Blockrandbebauung üblich ist, schafft eine klare Trennung zwischen urban geprägtem öffentlichen Raum und dem privaten bzw. halbprivaten Raum. Die Nähe von Spiel- und Aufenthaltsbereichen zu Terrassenbereichen oder schutzbedürftigen Räumen, z.B. Schlafräumen, kann jedoch durchaus zu Konflikten führen.

Eine Zuordnung von Spiel- und Aufenthaltsbereichen zu den Erschließungszonen hat unter Umständen ein größeres Potenzial als Begegnungs- und Kommunikationsraum und als »Kontaktzone« zur Bildung von Nachbarschaften. Großzügige Erschließungszonen, z.B. mit Sitzgelegenheiten an den Eingängen, bieten sich als informelle Treffpunkte an und können Teil des Spielraumkonzeptes sein. In diesem Zusammenhang ist auch die Situierung von Nebenanlagen, wie Müll- oder Fahrradabstellanlagen zu überdenken, u.U. ist ja der Weg zum Müllcontainer die einzige Begegnung mit den Nachbarn und so



Abb. 4 Abgrenzung privater Erdgeschosszone durch Möblierung. Urbanstraße München [Quelle: el:ch]



Abb. 5 Erschließungszone mit Sitzgelegenheiten und Nebeneinrichtungen. [Quelle: Landschaftsarchitekt und Fotograf: Jochen Rümpelein, ver.de landschaftsarchitektur, Freising]



Abb. 6 Wohnweg als Erschließungs- und Kommunikationszone [Quelle: Horst Kübert, Projekt »Baugruppen Ackermannbogen«]

auch ein Ort sozialer Kontakte. Die Tendenz, diese Infrastruktur ausschließlich in den Tiefgaragen unterzubringen, kann unter diesem Aspekt durchaus hinterfragt werden.

Entsprechend den städtebaulichen Rahmenbedingungen, Verkehrerschließung, Lärmschutz, Himmelsrichtung und der baulichen Konzeption gibt es viele Mischformen, die individuell auf die jeweilige Situation und die Bewohnergruppen zugeschnitten sind. Nimmt man die Belange des Brandschutzes, sprich die Situierung der notwendigen Feuerwehrwege und Aufstellflächen hinzu, so wird die Qualität des Wohnumfeldes nicht unwesentlich durch ein intelligentes Flächenmanagement bestimmt.

Abb. 7 Gemeinschaftshof mit offenen, vielfältig nutzbaren Bereichen, Tübingen, Lorettohof [Quelle: freiraumconcept, Sinz-Beerstecher + Böpple, Stuttgart und Rottenburg]



Gemeinschaftlich genutzte Freiflächen

Flächen, die für alle Bewohner zugänglich und nutzbar sind, sind ein kostbares und knappes Gut, bestimmen sie doch wesentlich mit, ob wir uns in unserer Umgebung wohl fühlen. Für nicht so mobile Gruppen, wie viele Ältere, Familien mit Kleinkindern, aber auch größere Kinder stellen die sogenannten Gemeinschaftsflächen die Freiflächenversorgung im Nahbereich dar.

Neben ihrer Funktion als Aufenthalts- und Spielbereich bieten sie die Möglichkeit zum Einüben von Sozialverhalten und zum Kennenlernen von Unbekanntem in vertrauter, sicherer Umgebung als Vorstufe zum »öffentlichen Raum«. Die direkte Zuordenbarkeit von Flächen fördert die Aneignung durch die avisierten Nutzer und deren Verantwortlichkeit. Die großzügigen, fast parkartigen Freiflächen mancher Geschosswohnungsbauten/Wohnsiedlungen der 1960er- und 1970er-Jahre werden häufig negativ und als »schlecht nutzbar« wahrgenommen, weil sich keine Gruppe vor Ort angesprochen oder »zuständig« fühlt. Andererseits verhindert eine zu kleinteilige Gliederung und Gestaltung die notwendige Nutzungsoffenheit und die Möglichkeit, auf sich ändernde Nutzergruppen und -bedürfnisse zu reagieren. Die Gestaltung darf nicht zu unbestimmt, ja unverbindlich sein, sollte aber auch Freiräume für die Interpretation durch unterschiedliche Nutzer lassen. Um in dieser Weise zu funktionieren, sind sowohl offene Flächen als auch abgegrenzte, sichtgeschützte Bereiche und Nischen notwendig und eine »besondere« Gestaltung oder Bepflanzung, die die Identifikation mit dem »eigenen« Wohnumfeld fördert. Die Beteiligung der Bewohner an der Ausgestaltung ihres Wohnumfeldes kann hier einen wesentlichen Beitrag leisten.

Bei Neubaugebieten, ein schwieriges Unterfangen, da zum Zeitpunkt der Planung die Bewoh-



Abb. 8 Gemeinschaftshof mit speziell entworfenen Sitzelementen
[Quelle: Elke Berger, »Studio B«, Projekt »Stadtquartier an der Welfenstraße«]

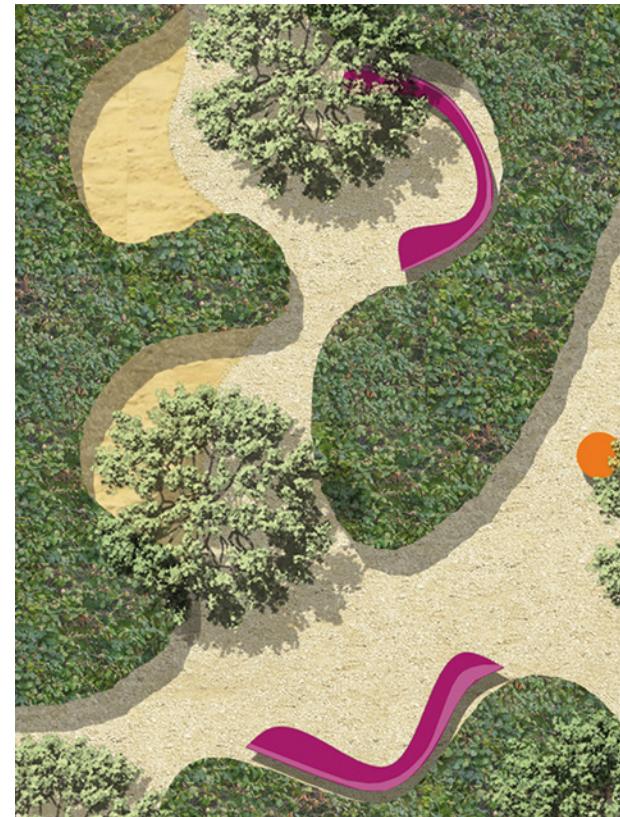




Abb. 9 Grüner Gemeinschaftshof mit integrierten Versickerungsmulden [Quelle: Lex-Kerfers Landschaftsarchitekten, Projekt »Wohnen am Hirschgarten«]

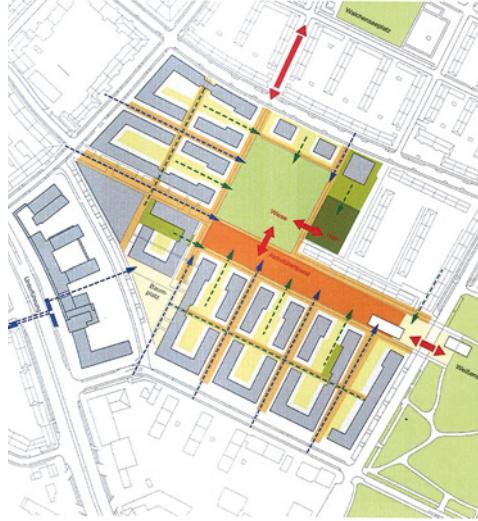


Abb. 10 Spielraumkonzept und Vernetzung der Freiräume als wesentlicher Faktor in der städtebaulichen Planung [Quelle: Lex-Kerfers Landschaftsarchitekten, Projekt »Wohnquartier Ehemaliges Agfa-Gelände«]

»Hochinstallierte« Spielplätze und bis auf den letzten Quadratmeter durchgeplante Höfe mögen zwar diese Ansprüche erfüllen, werden aber dem Wunsch nach dem Erleben der Natur, dem Wechsel der Jahreszeiten etc. kurzum dem Wunsch nach möglichst viel Grün nur bedingt gerecht. Ein qualitätsvolles grünes Umfeld verbessert das Kleinklima, erhöht die Artenvielfalt und leistet einen wertvollen Beitrag zur Grünvernetzung. Ein sorgsamer Umgang mit den zur Verfügung stehenden Flächen ist also dringend geraten, z.B. auch ein Verzicht auf Sondernutzungsflächen für die Erdgeschosswohnungen zugunsten großzügiger gemeinschaftlich genutzter Flächen. Wie lassen sich zusätzliche Flächen generieren? Dachflächen, Garagenhöfe, Verkehrsflächen stellen mögliche Ressourcen dar. Auch parzellenübergreifende Spielraumkonzepte und eine gute Vernetzung mit den öffentlichen Freiflächen können über Synergieeffekte einen Beitrag zur Qualität des Wohnumfeldes leisten.

nerschaft noch nicht feststeht. In der Messestadt Riem hat man mit der Freihaltung sog. »weißer Flächen« und der Einstellung von finanziellen Mitteln die Möglichkeit geschaffen, diese Flächen nach Bezug der Wohnanlagen gemeinsam mit den Bewohnern zu realisieren. Dies setzt eine gewisse »Robustheit« oder Flexibilität der Grundkonzeption voraus, die auch eventuell später notwendige Anpassungen an die Altersstruktur oder Zusammensetzung der Bewohnerschaft erleichtert.

Je dichter die Bebauung ist und je weniger Freiflächen als sogenannte »Streifräume« in der Umgebung zur Verfügung stehen, umso größer sind die Nutzungsintensität und der Nutzungsdruck. Dem muss die Qualität und Ausstattung der Freiflächen angepasst werden. Dies betrifft sowohl die Robustheit von Belägen und Mobiliar als auch das Angebot an Spielflächen und -geräten.

Ausblick

Was macht ein gutes Wohnumfeld aus? Es wäre anmaßend, diese Frage abschließend beantworten zu wollen, zumal die Antworten sehr stark davon abhängen, welche Perspektive der Betrachter einnimmt. Die Grundbedürfnisse der Bewohner werden sich in absehbarer Zeit nicht gravierend verändern, aber die Art, wie sie befriedigt werden und der Kontext, in dem dies zu leisten ist. Das Thema »Nachhaltigkeit« wird, wenn der Begriff als Dreiklang von Ökologie, Ökonomie und Sozialem verstanden wird, noch stärker in den Planungsprozess hineinwirken und die interdisziplinäre Entwicklung von Projekten befördern. Klimawandel und Energiewende, ein verändertes Mobilitätsverhalten und der demografische Wandel sind Faktoren, die in der Planung des Wohnumfeldes reflektiert werden sollten und ggf. neue Möglichkeiten der Gestaltung und Teilhabe eröffnen.

Wohnumfeld und Wohnumfeldnutzung

Das Wohnumfeld hat für den Alltag eine große Bedeutung. Es ist Ort für Freizeit, Spiel und Erholung, teilweise auch Arbeitsplatz. Seine Gestaltung ist ein wichtiger Aufgabenbereich für die Landschaftsarchitektur, doch leider wird dieser Aspekt oft zu wenig reflektiert. Ein gut gestaltetes Wohnumfeld erhöht die Wohnzufriedenheit sehr, schon deswegen sollten Vermieter darauf Wert legen.

Die Bedeutung des Begriffes *Wohnumfeld* kann (je nach Autor und Studie) unterschiedlich sein. Hier meint der Begriff Wohnumfeld die in unmittelbarer Nachbarschaft bzw. wenige Gehminuten von der Wohnung entfernt liegenden Freiräume wie Vorgärten, Gärten an/hinter den Wohngebäuden, die Abstandsflächen zwischen Geschossbauten, angrenzende Straßen, in der Nachbarschaft gelegene Spielplätze oder auch Stadtplätze. Daneben existiert der Begriff des *Wohnnahbereiches*, der die Freiräume im direkten Einzugsbereich um die Wohngebäude herum meint. In der Regel sind dies die Freiflächen zwischen bzw. vor und hinter den Gebäuden inklusive (hausbezogenen) Kleinkinderspielplätzen, Hauswirtschaftsflächen (z.B. Wäschetrocknungsplätze o.Ä.), Autoabstellplätzen u.Ä. Die Grenzen zwischen Wohnumfeld und Wohnnahbereich können fließend sein. Der Einfachheit halber wird im Folgenden der Begriff Wohnumfeld verwendet.

Da in den (Groß-)Städten die Mehrheit der Menschen in Geschossbauten lebt, soll im Folgenden der Fokus auf diese Wohnsituationen ge-

richtet werden. Von Interesse ist vor allem, welche Nutzungsmöglichkeiten bzw. Aufenthaltsmöglichkeiten in den Freiflächen für die Menschen vor Ort zur Verfügung stehen bzw. wie es um den sozialen Gebrauchswert der Freiflächen im (Miet-)Geschosswohnungsbau bestellt ist. Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass der Umgang mit diesen Räumen durchaus wechselhaft war.

Maria Spitthöver

Das Wohnumfeld im Wandel der Zeit

In den z.T. hochverdichteten Baublocks der Gründerzeit ließen die Blockinnenhöfe für Spiel, Aufenthalt und Betätigung (fast) keinen Raum. Erst im Laufe der Jahrzehnte und im Gefolge ver-



Abb. 1 Genossenschaftlicher Wohnhof in der Siedlung Proskauer Straße um 1900 (Bauherr: Berliner Spar- und Bauverein). [Quelle: Foto Archiv Genossenschaftsforum e.V. Berlin]

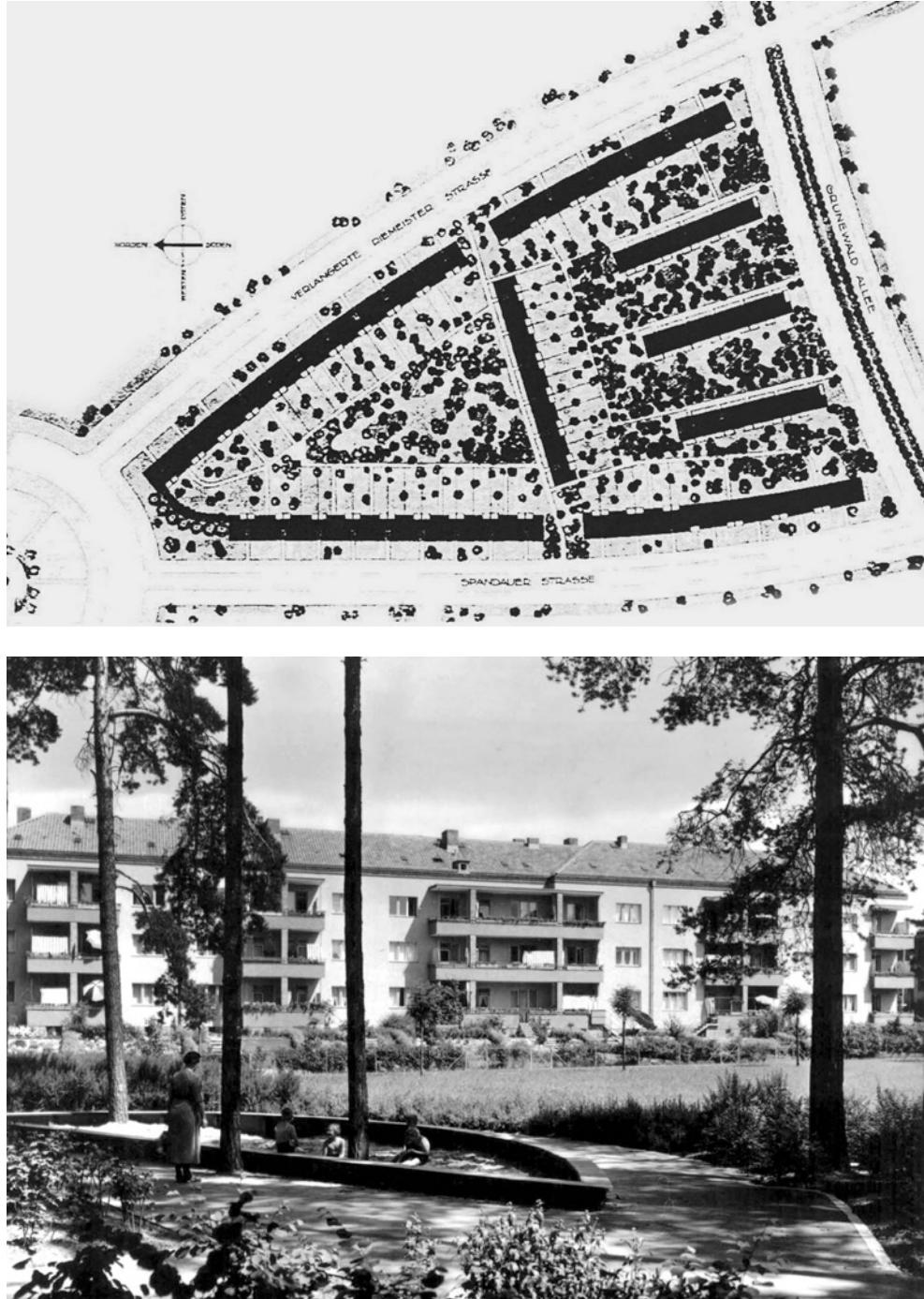


Abb. 2 und 3 Wohnsiedlung »Onkel Toms Hütte«, Berlin [Quelle: Lageplan: Huse; Foto: Otto Hagemann/ Bauhaus-Archiv Berlin]

besserter Bauordnungen wurden die rückwärtigen Höfe in den Baublocks ausgedehnter. Ausschlaggebend für die Verbesserungen waren zunächst wohnhygienische Bestimmungen und Anforderungen des Brandschutzes. Um 1900 entstanden erste Reformprojekte bzw. Vorzeigeprojekte durch die neu entstehenden Wohnungsbaugenossenschaften, die Kinderspiel im begrünten, geordneten Innenhof ausdrücklich mit vorsahen.

In großem Stil griffen die wohnungsreformerischen Ideen vor allem nach dem 1. Weltkrieg in den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts über zu meist staatlich geförderte Wohnungsbaugesellschaften wurde nun in erheblichem Umfang bezahlbarer Reformwohnungsbau errichtet, der unter der Devise »*Licht, Luft und Sonne*« stand. Nicht nur auf gut belichtete und belüftete Wohnungen wurde großer Wert gelegt, sondern auch auf die Freiflächen zwischen den Häusern. Die Bauformen mit den jeweils zugeordneten Freiräumen waren ausgesprochen vielgestaltig, wobei sich vielerorts die Zeilenbauweise durchsetzte. Ausdrücklich wird auf die Aneignungsmöglichkeiten der neuen Freiflächen Wert gelegt. Es gab neben Rasenflächen und Gehölzen (Rosen)Beete, Bänke, Sandbuddelplätze, Hauswirtschaftsflächen, fußläufige Wegenetze, z.T. mit sich aufweitenden kleinen Plätzen, Mietergärten, in die Siedlung integrierte Grünzüge und baumbestandene Straßen. Z.T. beschränkte sich die Reform aber auch auf einfaches Abstandsgrün im Sinne eines wohnhygienischen Fortschritts.

Nach dem 2. Weltkrieg, in den 40er- und 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts galt das städtebauliche Leitbild der »*gegliederten und aufgelockerten Stadt*«. In den neuen Wohnsiedlungen (in aufgelockerter Zeilenbauweise) sollte man – wie in einem Kurort – aus dem Fenster heraus ins Grüne schauen können. Kleinkinderspielplätze waren vorgesehen, ebenso Wäscheleinen und

Teppich-Klopftangen, viel mehr nicht. Die Ästhetik des Wohnumfeldes im Sinne eines Parks hatte nun Vorrang vor den Spuren des Gebrauchs. Gärten für Mieter z. B. wurden als unordentlich und das Bild störend empfunden, wenn gleich es vereinzelt auch Gegenstimmen gab [1]. Das Idealbild des Wohnens im Park mit Blick ins Grüne existierte oft nur in den Köpfen und wurde in der Realität selten umgesetzt. Allzu oft degenerierten die Freiflächen im Geschosswohnungsbau zum schlichten Abstandsgrün, das von den Bewohnern und Bewohnerinnen weitgehend gemieden wurde.

»Urbanität durch Dichter« heißt die Devise für die Stadterweiterungsgebiete der 1960er- und 1970er-Jahre. In verdichteten Hochhaussiedlungen, um neue Stadtzentren herum gruppiert, sollte die neue Urbanität gelingen. Das Wohnumfeld wiederum war geprägt durch neuerlich geschaffenes Abstandsgrün; aufgrund der Dichtevorstellungen nunmehr knapp bemessen und durch die Hochzonierung der Gebäude auch noch allseits einsehbar. Studien zur Freiraumnutzung zeigten denn auch das immer gleiche Bild: Die Erwachsenen nutzen die sie umgebenden Freiflächen, das Abstandsgrün praktisch nicht [5, 4]. Kaum gebaut, waren die vorgestellten baulich-räumlichen Lösungen – nicht zuletzt aufgrund massiver sozialer Probleme in den neuen Siedlungen – schon wieder in Verruggeraten. (Zur Geschichte der Freiräume im Mietgeschosswohnungsbau und zur Aneignung dieser Räume [2 und 6].

Vorbildliches Wohnumfeld in Vorzeigeprojekten

Erstmals seit Jahrzehnten war in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts eine Sättigung auf dem Wohnungsmarkt zu verzeichnen. Größere Neubautätigkeit wurde nur in Ausnahmefällen in prosperierenden Regionen verzeichnet (z. B. in

Hamburg Allermöhe). Angesichts der negativen Erfahrungen in den Hochhaussiedlungen wird allerdings vielerorts nach innovativen baulich-räumlichen Lösungen im Mietwohnungsbau für die Zukunft gesucht. Zahlreiche kleinteilige, öffentlich geförderte Demonstrativbauvorhaben, bei denen dem Wohnumfeld eine große Bedeutung beigemessen wird, wurden auf den Weg gebracht. Gesucht wurde nach baulich-räumlichen Lösungen für den Mietwohnungsbau; geeignet, die Zufriedenheit der Mieter und Mietrinnen auch langfristig sicher zu stellen. Es wurde experimentiert mit maximal 3- bis 4-geschossigen Siedlungen/Bauvorhaben, Verkehrsberuhigung, Trennung von Flächen für den PKW-Verkehr einerseits und Flächen für den Aufenthalt andererseits, einem insgesamt bespielbaren Wohnumfeld, aus den Wohnungen einsehbaren Flächen für das Kleinkinderspiel, Mietergärten verschiedener Provenienz und Gemeinschaftsflächen; all das zumeist unter mehr oder weniger großer Beteiligung der zukünftigen Mieter/innen. Die Erfahrungen mit diesen Vorzeigeprojekten waren zumeist sehr positiv. Ähnliche Vorzeigeprojekte wurden auch in den 1990er-Jahren noch gebaut, als aufgrund einer sogenannten neuen Wohnungsnot wieder in großem Stil Mietwohnungsbau errichtet wurde (z. B. in München Riem, Hannover Kronsberg, Berlin Karow). Zumeist waren die besonders ambitionierten Wohnprojekte in die neuen Stadterweiterungsgebiete integriert. Auch bei den Vorzeigeprojekten der 1990er-Jahre wird auf den Wohnnahbereich, das Wohnumfeld sehr großer Wert gelegt.

Eine Evaluation der Projekte [2] zeigte, dass das Wohnumfeld vor allem von den Kindern jeweils sehr gut angenommen und intensiv bespielt wurde. Spuren des Gebrauchs waren allgegenwärtig. Z. T. durften schon 3- bis 4-Jährige allein nach draußen, wenn das Wohnumfeld, z. B. der rückwärtige Innenhof, sicher genug schien und ältere Kinder und Erwachsene, die sich notfalls



Abb. 4 Gemeinschaftsgarten Hamburg-Ottensen in den 1990er-Jahren [Quelle: Maria Spitthöver]

kümmern konnten, ebenfalls präsent waren. Zudem konnte das Geschehen aus den Fenstern der Wohnungen heraus beobachtet werden. Die Entlastung von Erziehungsarbeit wurde in diesen Projekten immer wieder lobend hervorgehoben und betont, dass man nicht mehr annähernd so häufig auf den öffentlichen Spielplatz gehen müsse und die Kinder früher selbstständig würden. Die Pflege des Wohnumfeldes wurde z. T. in Eigenregie übernommen, wobei die Zuständigkeit für den privat nutzbaren Freiraum am größten war, gefolgt von den gemeinschaftlichen. In einem Fall waren die Pflegetrupps der Wohnungsbaugesellschaft schon Jahre nicht mehr vor Ort gewesen und sie wurden auch nicht vermisst. In fast allen Projekten hatten sich gute nachbarschaftliche Kontakte mit Nachbarschaftshilfe entwickelt. Es wurde deutlich, dass ein wohlüberlegtes, gebrauchswertorientiertes Wohnumfeld in erheblichem Umfang zur Wohnzufriedenheit beiträgt und ungleich intensiver genutzt wird als die Freiflächen im konventionellen Geschosswohnungsbau. Die Erwartungen des (in einem Projekt involvierten) Klaus-Novy-Institutes gingen auch in den anderen Projekten weitgehend in Erfüllung. Es zeigte sich nämlich, dass, wenn Mieter bei der Wohnraumversorgung auf Augenhöhe angemessen beteiligt werden, von diesen Verantwortung übernommen wird, die Wohnzufriedenheit groß und die Fluktuation gering ist sowie Vandalismus ausbleibt.

Räumliche und soziale Aspekte der Akzeptanz des Wohnumfeldes

Die Akzeptanz von Wohnung und Wohnumfeld durch Bewohner und Bewohnerinnen lässt sich kaum deterministisch vorhersagen, allerdings gibt es räumliche Grundmuster, welche die Akzeptanz begünstigen oder eben auch erschweren. Hierzu gehört ganz ohne Zweifel die Beachtung des sozialen Raumcharakters der Freiräume (vgl. hierzu z. B. [8]). Damit ist Folgendes ge-

meint: Räume existieren nie nur an sich, sie sind immer auch sozial belegt. Ein Beispiel: Im privat genutzten Freiraum benehme ich mich anders als im öffentlich nutzbaren, im Gemeinschaftsgrün anders als im – eventuell gar uneinsehbaren – privat nutzbaren Freiraum. Und im öffentlich nutzbaren Freiraum, auf der Straße, auf dem Platz, im Park benehme ich mich wiederum anders als im gemeinschaftlich nutzbaren, z. B. durch Hausgemeinschaften genutzten Blockinnenhof. Auch wenn uns dies nicht unbedingt bewusst ist, unser Verhalten wird sehr stark durch den sozialen Raumcharakter bestimmt und geleitet. Wenn Unsicherheit in Bezug auf den sozialen Raumcharakter von Freiräumen herrscht, entsteht Verhaltensunsicherheit mit der Folge, dass die Räume gemieden werden. Das Abstandsgrün im Geschosswohnungsbau ist ein klassisches Beispiel hierfür.

Von Bedeutung ist auch, dass die Grenzen zwischen den verschiedenen Räumen kenntlich gemacht werden. Das setzt nicht zwingend hermetische Abriegelung und Uneinsehbarkeit voraus, mitunter reicht bereits eine symbolische »Grenzziehung«, um die nötige Klarheit im Umgang mit den jeweiligen Räumen sicherzustellen. Wenn der Beginn des Vorgartens z. B. klar markiert ist, sei es auch nur über einen Markierungsstein oder einen niedrigen Zaun, reicht das für Fremde zumeist bereits als Hinweis, sich doch bitte aus diesem Bereich fernzuhalten. Wenn öffentlich nutzbare Freiräume an privat genutzte Stößen, kann die Grenzmarkierung allerdings gar nicht deutlich genug ausfallen. Immer wieder kann man im Geschosswohnungsbau beobachten, dass z. B. ebenerdige Terrassen oder Balkone vor den Erdgeschosswohnungen nicht genutzt werden, wenn ein (siedlungs-)öffentlicher Weg direkt und ohne Sichtschutz/Grenzbeplanzung an diesen privat genutzten Bereichen vorbei führt. In solchen Fällen ist Rückzug die eine zu beobachtende Variante, regelrechte »Verbarrikadierung« die andere.

Von Vorteil ist es auch, wenn öffentlich nutzbare Bereiche zur Erschließungsseite, zur Straße hin gelegen sind; privat sowie gemeinschaftlich nutzbare Freiräume wiederum sind in den rückwärtigen Bereichen besser aufgehoben. Optimal ist es, wenn im rückwärtigen Bereich vor den Erdgeschosswohnungen die privat genutzten Freiräume (Terrassengärten) liegen und an diese die gemeinschaftlich nutzbaren Freiräume angrenzen. Im Falle von Zeilenbebauung sind diese Prämissen jedoch nur schwer einzuhalten, was über deutliche Grenzmarkierungen kompensiert werden kann.

Evaluationen haben immer wieder gezeigt, dass die Berücksichtigung des sozialen Raumcharakters die Aneignung von Freiräumen begünstigt und die Ignorierung dieses Themas Aneignung erschwert oder sogar Konflikte im Wohnumfeld regelrecht provoziert werden (z. B. [2, 8]).

Natürlich gibt es immer wieder Ausnahmen von der skizzierten Regel, wobei auch andere freiraumkulturelle Gegebenheiten, etwa durch gesellschaftlichen Wandel, wie Migration, eine Rolle spielen können. Es gibt viele Beispiele dafür, dass Migranten mit den Freiräumen im Wohnumfeld anders umgehen, als die deutschen Bewohner es bis dahin gewohnt waren. So kann es z. B. passieren, dass in einer Siedlung mit Abstandsgrün, in der über Jahrzehnte Aneignung der Freiflächen schlicht nicht gegeben war, sich plötzlich eine Gruppe Migrantinnen im Hauseingangsbereich kaffeetrinkenderweise aufhält und Passanten/Besucher gastfreudlich dazu bittet. Gesellschaft im Wandel heißt zugleich auch: Aneignung im Wandel.

Es sind vor allem auch soziale Aspekte, die darüber entscheiden, ob Menschen sich Freiräume aneignen oder eher nicht. Hierfür einige Beispiele:

So wurde der grüne Blockinnenhof einer hannoverschen Wohnungsgenossenschaft mit schönem altem Baumbestand jahrzehntelang nicht genutzt (vom Wäscheaufhängen und Teppichklopfen einmal abgesehen). Dieser »Dornrösenschenschlaf« hielt an, bis junge, neu zugezogene Mieter für »frischen Wind« sorgten. Sie forderten von der Wohnungsgenossenschaft Spielgeräte für ihre Kinder; ein Wunsch, der respektiert wurde und fortan für Leben im Innenhof sorgte. Nun wagten sich auch die schon alt gewordenen Altmieter nach draußen, stellten Blumentöpfe auf und saßen nunmehr, vorzugsweise im Einzugsbereich ihres Hauses bzw. ihrer Hinterhoftür, zufrieden draußen an der frischen Luft. Auf die Frage, warum sie das denn nicht schon viel früher gemacht hätten, hieß es schlicht: »Das war früher nicht üblich«. Es sind vor allem auch die jeweils gültigen Normen und Werte, die Freiraumnutzung begünstigen oder eben auch verhindern [9].

Wenn Wohnungsbaugesellschaften (und ihre Hausmeister) in der Vergangenheit signalisierten, dass die Inbesitznahme des Außenraumes nicht erwünscht sei, dann unterblieb sie auch. Wenn hingegen signalisiert wird, dass die Mieter im Außenraum willkommen sind und das Raumkonzept dem entgegenkommt, sieht das Verhalten gänzlich anders aus.

In den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts waren landauf landab Nachbesserungen mit nachträglich angelegten Mietergärten in den Siedlungen vor allem der 1960er- und 1970er-Jahre zu beobachten. Es ging im Wesentlichen darum, die Wohnzufriedenheit der Bewohner zu erhöhen und die z. T. angespannte Situation in den Siedlungen zu befrieden. Überwiegend waren die Rückmeldungen seitens der Mieter sehr positiv. Das setzte allerdings eine vorhergehende, umfängliche Beteiligung der Mieter voraus. Gesprochen wurde in dem Zusammenhang auch von grüner Sozialarbeit, weil bei etlichen Bewohnern



Abb. 5 Mieter und Mieterinnen im Innenhof Brackebuschstraße, Hannover-Linden [Quelle: Maria Spitthöver]



Abb. 6 Mietergärten in Oldenburg [Quelle: Maria Spitthöver]

zunächst einmal großer Gesprächsbedarf, auch privater Art, bestand. Erst wenn die Mieter Vertrauen gefasst hatten und sich mit ihren Interessen ernst genommen fühlten, konnte das grüne Gartenkonzept umgesetzt werden. Dort, wo ein derartiges Vorgehen nicht beherzigt wurde und den Mietern gut gemeint aber ungefragt Mietergärten sozusagen *vor die Nase* ins Abstandsgrün gesetzt wurden, waren die Reaktionen äußerst ablehnend.

Immer dann, wenn von Seiten der Vermieter ins Feld geführt wird, dass Mietergärten von der Mieterschaft nicht gewünscht oder nicht angenommen werden, ist Vorsicht geboten, weil dies nur zu häufig daran liegt, dass entweder die räumliche Konzeption ungünstig gelöst ist oder soziale Hinderungsgründe der Nutzung im Wege

stehen. Ein sozialer Hinderungsgrund können z.B. auch wenig angesehene Neumieter (z.B. Drogensüchtige, frühere Strafgefangene o.Ä.) sein, die sich im Wohnumfeld »breit machen« und die »honorigen« Altmüter dazu veranlassen, sich zurückzuziehen. Auch bezogen auf andere Freiraumtypen, wie z.B. Stadtplatz oder Park, gelten ähnliche Regeln. Dort, wo sozial missliebige Personen Raum greifen, ziehen sich die »honorigeren« zurück; daran ändern weder ein gutes Raumkonzept, eine gute Gestaltung noch eine gute Lage etwas. Das Gleiche gilt bei mangelnder Pflege bis hin zur Verwahrlosung von Freiräumen im Wohnumfeld: Die »honorigen Menschen«, allen voran die Älteren, ziehen sich zurück. Das subjektive Gefühl von Sicherheit ist ein wichtiger Garant für die Aneignung des Wohnumfeldes.

Und wie weiter?

In der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts ist vorzugsweise privater Wohnraum in Form von Eigenheimen und Reihenhausquartieren errichtet worden, wohingegen der (Miet-)Geschoßwohnungsbau – von Ausnahmen abgesehen – weitgehend zum Erliegen gekommen ist. Aktuell zeichnet sich jedoch neuer Wohnraumbedarf ab.

Zu beobachten ist nun im Zuge der »Ökonomisierung der Stadt«, dass Kommunen ihre Grundstücke, auch für den Wohnungsbau, zu Höchstpreisen veräußern, was für den Anteil an zukünftigen Grundstücksflächen nichts Gutes erwarten lässt. Die Ansprüche an die Erweiterung des Wohnraumes ins Freie bleiben erhalten, auch wenn die Grundstückspreise dem entgegenstehen. Aber wie gesagt: Gesellschaft im Wandel heißt zugleich auch Freiraum im Wandel. Und Freiraumquantität heißt nicht zugleich Freiraumqualität. Und in diesem Sinne sind aktuell wunderbare neue Freiraumeignungen,

gerade auch im hoch verdichteten Städtebau zu beobachten, sei es als Gemeinschaftsgarten oder Interkultureller Garten (vgl. hierzu den Beitrag von Christa Müller) oder auch als Selbsterstegarten [7]. Auch diese neuen Räume sind als Teil des Wohnumfeldes zu sehen. Nicht nur die »Beine hochzulegen« und sich auszuruhen, ist heute angesagt, sondern die Möglichkeit des selber Machens, des Erwerbs elementarer Erfahrungen, des sich Einmischens. Dort, wo diese Möglichkeiten bestehen, sind die Beteiligten mehr als angetan. Auch in diesem Sinne ist das Wohnumfeld der Zukunft neu zu denken und zu konzipieren.



Literatur

- [1] Göderitz, Johannes / Rainer, Roland / Hoffmann, Hubert (1957): Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen
- [2] Homann, Katharina / Jäger, Anja / Spitthöver, Maria (2002): Freiraumqualität statt Abstandsgrün. Bd. 2 Perspektiven und Handlungsspielräume für Freiraumkonzepte mit hohem sozialen Gebrauchswert im Mietgeschosswohnungsbau. Bd. 2 Schriftenreihe des Fachbereichs Stadtplanung Landschaftsplanung Universität Kassel, Band 26. Kassel
- [3] Huse, Norbert (Hrsg.): Vier Berliner Siedlungen der Weimarer Republik. Berlin 1987
- [4] Nagel, Günther / Benz-Rababah, Eva / Gruber-Baumgarte, R. / Robl, Klaus (1985): Konzeption zur Verbesserung des Wohnumfeldes einer typischen Siedlung der 70er Jahre – Pilotstudie. Berichte zum Städtebau und Wohnungswesen Nr. 4, Niedersächsischer Sozialminister, Hannover
- [5] Seyfang, Volkmar (1980): Freiraumnutzung im Geschoßwohnungsbau – Theoretische Überlegungen und empirische Grundlagen zu einer nutzerorientierten
- [6] Spitthöver, Maria (2002) (Hg.): Freiraumqualität statt Abstandsgrün. Bd. 1 Geschichte der Freiräume im Mietgeschosswohnungsbau. Schriftenreihe des Fachbereichs Stadtplanung Landschaftsplanung Universität Kassel, Band 25. Kassel
- [7] Spitthöver, Maria (2012): Neue Gärten braucht das Land. Selbsterstegärten – ein Beispiel aus Kassel. In: Stadt und Grün, H.12, S.31–36
- [8] Sutter-Schurr, Heidi (2008): Freiräume in den neuen Wohnsiedlungen: Lehren aus der Vergangenheit – Qualitäten für die Zukunft. Dissertation RWTH Aachen. Selbstverlag
- [9] Tessin, Wulf (2011): Freiraum und Verhalten – Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. 2. überarbeitete Auflage. Wiesbaden. VS Verlag

Stadtumbauprozesse – Neue Herausforderungen für die Freiraumplanung

Juliane Pegels, Friedhelm Terfrüchte

Gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungen haben immer Einfluss auf unsere Städte gehabt. Die Planung zielte lange darauf ab, allein Wachstum und Expansion zu lenken. Das hat sich verändert; viele Städte müssen mit massivem Bevölkerungsrückgang, städtebaulichen Funktionsverlusten und nachlassender Nachfrage umgehen lernen. Dabei kann die Qualifizierung von Freiräumen einen wesentlichen Beitrag leisten – sie ist aber kein Allheilmittel.

Das Stetige ist der Wandel

Städte und Dörfer unterliegen kontinuierlichen Veränderungen: Das ist nichts Neues. Die Veränderungen in unserer Gesellschaft, die durch demografischen und wirtschaftlichen Wandel hervorgerufen werden, haben sich über Jahrzehnte langsam entwickelt, doch erst in den letzten Jahren haben wir deren Auswirkungen auf die baulich-räumliche Struktur unserer Städte ernst genommen. Wir haben realisiert, dass wir das Schrumpfen begleiten müssen; dass wir vorhandene Strukturen neu ertüchtigen und qualifizieren und sogar mit einer Perforierung existierender Baustrukturen umgehen lernen müssen.

Auf der Suche nach Lösungen für den Umgang mit dem »Wandel ohne Wachstum« – wie schon der deutsche Biennale-Beitrag zur IBA Emscher Park 1996 übertitelt war – sind im Laufe der Jahre verschiedene Strategien und Formate erprobt worden. Mittlerweile haben wir alle gelernt, dass

nur solche Konzepte nachhaltige Veränderungen initiieren, die die Standorte als Orte komplexer Zusammenhänge thematisieren; als Arbeitsfeld verschiedener Disziplinen, die auf bisher ungewohnte Weise zusammen arbeiten; als Orte nachhaltiger Ideen, die weniger auf kurzfristigen Lösungen als verschiedenen Etappenzielen basieren; und als Räume, in denen zahlreiche Akteure unterschiedliche Bedürfnisse und Ressourcen haben, die es zu respektieren gilt.

Die Notwendigkeit mit integrierten Konzepten in neuen Allianzen zusammen zu arbeiten, hat auch die Bundesregierung erkannt. Im Jahr 2002 hat sie begonnen, die Länder bei der Bewältigung der Herausforderungen im Umgang mit Schrumpfungsprozessen zu unterstützen, indem sie das Forschungsfeld »Stadtumbau West« des Experimentellen Wohnungs- und Städtebaus (ExWoSt) startete. Auf Grundlage dieser Erfahrungen wurde 2004 das Städtebauförderungsprogramm »Stadtumbau West« aufgelegt, das inzwischen etwa 400 Kommunen in Westdeutschland unterstützt. Ähnliche Ziele verfolgt das Programm Stadtumbau Ost, ebenso wurden auch im Rahmen der »Sozialen Stadt« schon Disziplinen übergreifende Aufwertungs-ideen und -maßnahmen gefördert.

Wandel konkret

Es geht im Kern also um »die Erarbeitung und Fortschreibung von integrierten städtebaulichen Entwicklungskonzepten als Grundlage für die

Herstellung nachhaltiger städtebaulichen Strukturen» (BMVBS 2012). Mit dieser Forderung nimmt das Förderprogramm verschiedene Handlungsfelder ins Visier: von Innenstädten und Ortskernen, über Wohnquartiere unterschiedlicher Baualtersklassen bis zu Industrie-, Gewerbe- und Militärbrachen. So unterschiedlich die Orte sind, so komplex sind auch die Strategiebündel, die greifen müssen. Es sind also keine räumlich oder inhaltlich isolierten Maßnahmen gefragt, vielmehr wird die konstruktive Zusammenarbeit verschiedener Akteure als Voraussetzung für nachhaltige Veränderungen gesehen. Außerdem muss in zwei Richtungen gedacht werden: an vielen Standorten geht es darum, den Rückbau oder das Perforieren von Stadtsubstanz zu lenken, aber gleichzeitig und vor allem müssen die Konzepte darauf abzielen, existierende Strukturen wieder zu stärken und neu zu ertüchtigen.

In all diesen Strategien kommt dem Freiraum eine zentrale Rolle zu. Die Qualifizierung und Neugestaltung von öffentlich zugänglichen und auch privaten Grünräumen kann wesentlich zur Aufwertung von Standorten beitragen. Aus Sicht der Freiraumplanung bringt der Rück- und Umbau neue Herausforderungen und Chancen, er rückt unbebaute Räume ins Zentrum der Aufmerksamkeit: Ihnen wird zugestanden, neue Beiträge zur Verbesserung von Stadtstrukturen zu leisten oder sogar temporär bis dauerhaft alternative Nutzungsformen darzustellen. Eine große Chance, aber auch Herausforderung, wie die folgenden Beispiele zeigen.

München-Hasenbergl: Nachverdichtung und Differenzierung

Vom Münchener Stadtteil Hasenbergl mag manch einer gehört haben. Lange ließ der Name eher an ein »Glasscherbenviertel« [5] als an eine grüne Stadtrandsiedlung denken. Aber schon

Ende der 1980er-Jahre themisierte ein Gesamtkonzept die städtebauliche Weiterentwicklung des Hasenbergl. Die zwischen 1960 und 1971 entstandene Siedlung aus Zeilen- und Punkthäusern im Münchener Norden war von Monofunktionalität, Gestaltungsmängeln sowie Mängeln in Infrastrukturversorgung und Freiräumen geprägt. In verschiedenen Schritten wurde die Verdichtung und Verbesserung von Infrastruktur, des Wohnungsangebots und der Freiraumzonierung umgesetzt. Steigt man heute aus der U-Bahn, präsentiert sich ein durch und durch grüner, saniertes Stadtteil: mit modernisierten Bestandsgebäuden, die sich ergänzt durch Neubauten zu Höfen zusammenfügen; mit wohnungsbezogenen Balkonen, Terrassen und Gärten, die sich mit den vielgestaltigen Freiräu-



Abb. 1 Blick in den Privathof vom begrünten Parkgaragendach [Quelle: zaharias landschaftsarchitekten]



Abb. 2 Geländemodellierung und Wege im zentralen Grünzug der Siedlung [Quelle: zaharias landschaftsarchitekten]



Abb. 3 Spiel- und Liegewiese im zentralen Grünzug
[Quelle: zaharias landschaftsarchitekten]

men und Grünzügen vernetzen. Schon im Laufe des Planungsprozesses waren Diskussionen und Einigungen unter den Bewohnern zum Aushandeln der Territorien notwendig. Die waren wichtiger Teil des Prozesses und Anfang einer neuen Ära.

Obwohl im Hasenbergl kein Stadtumbau im engeren Sinne vorgenommen wurde, die Probleme des Quartiers nicht auf demografischen Wandel zurückzuführen waren, so entspricht der Wandel doch dem Stadtumbaugedanken: Durch verschiedene, aufeinander abgestimmte bauliche und freiraumgestalterische Maßnahmen ist ein neues Image entstanden. Wunder aber kann auch Freiraumaufwertung nicht vollbringen: Das Hasenbergl weist noch immer die höchste Armutssquote der Stadt auf.

Bremen-Tenever: »Grün für alle«

Anders als in Münchens Hasenbergl konnten die Probleme der Siedlung Bremen-Tenever nicht auf mangelnde Dichte geschoben werden. Ganz im Gegenteil; die Hochhaussiedlung aus den 1960er- und 1970er-Jahren war die bauliche Manifestation der Ideen »Urbanität durch Dichte« und in der Zwischenzeit als »Klein Manhattan« in Verruf geraten [4]. Hohe Leerstände, soziale Probleme und Kriminalität prägten das Gebiet, bis Fördermittel aus dem Stadtumbau West substantielle Eingriffe ermöglichten. Diese bestanden zum einen darin, einen Teil der leerstehenden Häuser zu renovieren oder abzureißen, und zum anderen aus der Umsetzung des Freiraumkonzepts »Grün für alle«. Dabei war der Titel Programm: Das Image des Quartiers sollte über ei-



Abb. 4 Freiraumkonzept Bremen-Tenever [Quelle: Spalink-Sievers Landschaftsarchitekten]



Abb. 5 und 6 Rückbau und Umwandlung in blühende Wiesen [Quelle: Spalink-Sievers Landschaftsarchitekten]



nen gut gestalteten, für alle Altersgruppen nutzbaren Freiraum verändert werden.

In einem gemeinsamen, kontinuierlichen Prozess wurden die Ziele und Ideen für die Veränderung des Freiraums entwickelt, fortgeschrieben und erfolgreich umgesetzt. Vor allem wurde auch die Pflege der neu gestalteten und durch Abriss neu entstandenen Freiräume thematisiert.

Heute ist Bremen-Tenever nicht nur wieder attraktiv, weil ein neues, öffentlich zugängliches grünes Rückgrat alle wichtigen Anlaufstellen im Quartier miteinander verbindet und die hausnahen Freiflächen für die Bewohner reserviert wurden. Vor allem ist ein konfliktfreies, belebendes Neben- und Miteinander von verschiedenen Generationen und Altersgruppen möglich geworden. Ältere sitzen und rasten, während Kinder sich bewegen und spielen; die Einen beobachten die Anderen, sie tolerieren sich gegenseitig,

da alle Nutzungsbedürfnisse ausreichenden und adäquat gestalteten Raum finden. Je mehr Nutzer, umso mehr soziale Kontrolle und Sicherheitsempfinden. Diese einfache Idee geht in Bremen-Tenever jetzt auf, weil Gestaltung, Angebot und Nutzung gut aufeinander abgestimmt sind.



Abb. 7 Neuer Spielplatz in Tenever [Quelle: Spalink-Sievers Landschaftsarchitekten]



Abb. 8 Modernisierung Tossehof [Quelle: Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft Gelsenkirchen mbH, Architekten: THS Consult]

Gelsenkirchen-Tossehof: In begleiteten Schritten zum Ziel

Unter ähnlichen Vorzeichen begann der Umbau- prozess der Wohnsiedlung Tossehof, die als eine der größten Neubausiedlungen in Gelsenkirchen zwischen 1969 und 1975 entstand. Als dort die durchschnittliche, städtische Leerstandsquote von drei bis fünf Prozent deutlich überstiegen war, gab es ausreichend Anlass, ein integriertes Handlungskonzept zu erarbeiten, das verschiedene Maßnahmen koordinieren und aufeinander abstimmen sollte: gezielte Aufwertungsaktionen im öffentlichen Raum, sozialraumorientierte Hilfen, baulich-energetische Verbesserungen und Modernisierungen bis hin zu Teilabbrüchen in der Wohnanlage. Genau wie es das Programm Stadtumbau West vorsieht, zielt das integrierte Handlungskonzept darauf ab, die gesamte Siedlung als Wohnstandort zu stabilisieren und die Vermietbarkeit der Wohnungsbestände zu verbessern.

Anders als im Münchener Hasenbergl, wo der Baubestand sogar noch ergänzt wurde, heißt das für den Tossehof aber auch Abriss. Zahlreiche Wohneinheiten oberer Geschosse verschwinden und werden durch ein neues Staffelgeschoss ersetzt. Im gleichen Zuge werden auch öffentlich zugängliche Grün- und Freiflächen umstrukturiert, das siedlungsinterne Wege- und Erschließungssystem verbessert, private Freiflächen und Hofbereiche aufgewertet, um Aufenthaltsqualität und Funktionalität zu steigern. Und diese Ideen entstanden nicht auf den Schreibtischen der Landschaftsarchitekten. Das Projekt Tossehof steht beispielhaft für einen zielorientierten Problemlösungsprozess, in dem der Umbau mit zahlreichen Informations- und Dialogforen vorbereitet und noch heute begleitet wird. Ein Beirat trägt genauso dazu bei wie das Quartiersmanagement vor Ort, welches an der Förderung der Nachbarschaften arbeitet und die Eigenverantwortlichkeit und Identifikation der Bewohner mit dem Wohngebiet stärkt.

Abb. 9 Umgestaltung Grünzug Dörmannsweg
[Quelle: Davids Terfrüchte + Partner, Landschaftsarchitekten]



Duisburg-Bruckhausen: »Plötzlich neue Positionen«

Viel dramatischer als in Gelsenkirchen gestaltet sich der Stadtumbau in Duisburg-Bruckhausen. Hier werden nicht einzelne Geschosse von Gebäuden abgetragen, sondern hier wird ein Drittel eines Stadtteils abgerissen. Wie in anderen Stadtumbaugebieten wurden auch in Bruckhausen, einem Stadtteil im Schatten eines riesigen Stahlwerks, seit Anfang der 1990er-Jahre Stadtteilerneuerungsstrategien umgesetzt. Der Ort blieb aber geprägt von starken Umweltbelastungen, einer überalterten Bausubstanz, hohen Leerständen und einer defizitären Grün- und Freiraumversorgung. Obwohl einige Problemlagen entschärft werden konnten, verschwand »die generelle Problematik der Gemengelage« jedoch nicht und der Stadtrat beschloss die »Entzerrung der Industrieanlage durch die Gestaltung eines Grüngürtels als Landschaftsbauwerk« [6].

Diese Beschreibungen unterscheiden sich zunächst kaum von Zustandsbeschreibungen anderer Stadtumbaugebiete. Doch beim genaueren Hinsehen wird klar, dass ein Drittel von Bruckhausens Bausubstanz diesem Grüngbauwerk weichen muss. Stefan Klein beschreibt die Lage so (2012): »Zwischen Stahlwerk und Siedlung soll eine Grünfläche gezwängt, die Nahtlage gleichsam aufgeschnitten und so die Belastung durch Lärm und Feinstaub verringert werden. Alles zum Wohle Bruckhausens, versteht sich, nur dass Bruckhausen für diese Maßnahme zu einem beträchtlichen Teil vernichtet werden muss. Der Preis besteht in 121 Häusern, 340 Familien, 779 Menschen.« Der Ton dieser Pressedarstellung zeigt bereits, dass die Neugestaltung eines Grüngürtels nicht darüber hinwegtrösten kann, dass ganze Straßenzüge vernichtet werden, in denen nicht alle Häuser abrissreif waren. Mittlerweile wird sogar die Sinnhaftigkeit des Grüngzugs lautstark hinterfragt.

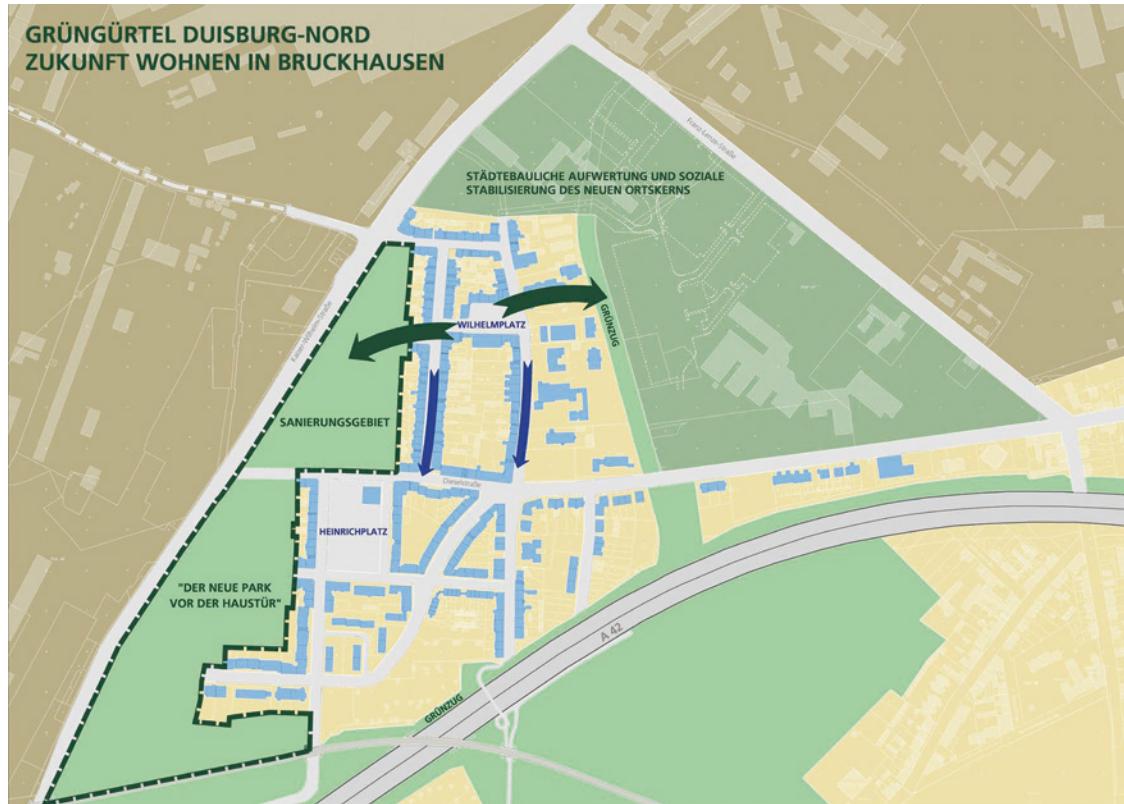


Abb. 10 Städtebauliches Gesamtkonzept [Quelle: Stadt Duisburg, Amt für Stadtentwicklung und Projektmanagement]

Der Aufruhr und der Widerstand, der sich in Duisburg formiert, macht deutlich, dass Freiraum keine Allzweckwaffe ist. Nutzungsoffene und vielgestaltige Grünräume versprechen gemeinhin einen Zugewinn an Lebensqualität. Aber nicht immer resultiert dieser aus einer Idee, die am Anfang eines Prozesses stand. Wäre der Abriss der Straßenzüge in Bruckhausen unvermeidlich gewesen, hätte man zum Beispiel »über ihre sukzessive Veränderung als Park im Prozess« nachdenken können [3]. Daraus ergäben sich großartige Möglichkeiten für einen noch nie gesehenen Park – Möglichkeiten, die vom Abriss als Performance über die Ableitung der künftigen Parkarchitektur aus dem Ge-



Abb. 11 Parkentwurf
[Quelle: r+b landschaft s architektur]

wesenen bis hin zu Erhalt und Umnutzung von Gebäuden reichen können». Derzeit hält der Abriss an, genauso wie die Vorbereitung für den Grüngürtelbau. Die alternativen Ideen kommen wohl leider zu spät.

Stadtumbau fordert heraus

Städte fordern uns immer wieder heraus. Das ist vielleicht das, was Landschaftsarchitekten und Stadtplaner an der Auseinandersetzung mit Stadtlandschaft fasziniert. Das ist aber auch genau das, was gelernte, tradierte Lösungen immer wieder in Frage stellt.

In Prozessen des Strukturwandels und des Stadtumbaus haben wir gelernt, dass Freiraum zum identitätsstiftenden Moment ganzer Quartiere werden kann, dass die Attraktivität von Lebensräumen maßgeblich von der Qualität und Verfügbarkeit öffentlicher Freiräume abhängt. Vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte wird die Disziplin Freiraumplanung als integraler Bestandteil von Stadtplanung ernst genommen. Es werden interdisziplinär erarbeitete Konzepte umgesetzt, die konstruktiv und gestaltend mit



Abb. 12 Bürgerversammlung in Duisburg-Brockhausen [Quelle: Dirk Haas]

Freiräumen umgehen. Damit rückt die Freiraumplanung aus der Nische der Fachingenieure heraus. Es sind beispielsweise keine Spielplatzplaner am Ende eines Projektes gefragt, sondern Visionäre, die sich im Laufe von Planungsprozessen dafür stark machen, dass Räume zum Spielen in der Stadt entstehen, dass die Belange dieser Nutzergruppe integriert werden. Das bedeutet, die Bedürfnisse dieser Stadtbewohner frühzeitig zu identifizieren. Aber nicht nur deren Wünsche sind zu respektieren, gerade in Zeiten schwindender Ressourcen, in Zeiten knapper kommunaler Kassen, müssen neue Allianzen

und Kooperationen gesucht werden. Nicht mehr Fachplaner und Bauherren allein gestalten die Veränderung in den Städten, sondern Akteure aus verschiedenen Bereichen müssen sich auf bisher vielleicht ungewohnte Art und Weise Verantwortung teilen. Dabei können Ressourcen aus der Wohnungswirtschaft genauso einfließen, wie aus Kooperationen mit Bildungseinrichtungen, Kirchen, Vereinen – kurzum der Zivilgesellschaft.

Das Respektieren und Abwägen aller Interessen und Ressourcen macht Planungsprozesse nicht übersichtlicher. Es bedarf einer guten Dialogkultur, guter Moderatoren und der Bereitschaft, sich auf offene, unwägbare Prozesse einzulassen. Abgesehen von diesem dialogischen Verständnis von Stadtentwicklung, darf der proszessuale Charakter von Veränderungsprozessen nicht übersehen werden. Stadtplanung generell, aber Stadtumbau und Strukturwandel insbesondere, müssen sich mit Temporärem, mit Übergängen, mit Zwischennutzungen auseinander setzen. Es sind weniger fertige Bilder zu entwickeln, als in Szenarien und offenen Prozessen zu denken. Dies fordert uns heraus; führt aber langfristig zu besseren Resultaten. 

Literatur

- [1] Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Stadtentwicklung (BMVBS) (2012): Stadtumbau West, Programm in: http://www.bbsr.bund.de/nn_512384/StBauF/DE/StadtumbauWest/Programm/programm_node.html?__nnn=true (10. Dezember 2012)
- [2] Klein, Stefan (2012). West, End. Wie schlecht es dem Ruhrgebiet geht, zeigt sich auch daran, wie erpressbar es ist. Viele meinen, dass ein Viertel nur abgerissen wird, weil es der Industrie nutzt. Reportage. Süddeutsche Zeitung, Wochenende 23./24. März 2012
- [3] Sieverts, Boris (2012): Ankündigung zum »Feierabendgespräch: Das Bruckhausen Project. Von einem unglaublichen Abriss und seinen unerkannten Möglichkeiten« in: <http://legendista.wordpress.com/2012/03/20/feierabendgesprach-das-bruckhausen-project/> (04. Dezember 2012)
- [4] Spalink-Sievers, Johanna (2008): »Grün für alle« in: Garten + Landschaft 10/2008, S. 18 – 20
- [5] Stadt und Raum (2011): »München Hasenbergl – Lebensqualität am Stadtrand« in: Stadt und Raum 03. Juni 2011, S. 150 – 153
- [6] Stadt Duisburg (2012). Beschlussvorlage Grüngürtel Duisburg Nord, Bruckhausen 11. Mai 2012, in: <http://www.duisburg.de/micro/ggn/aktuell/aktuelles.php> (07. Dezember 2012).

Urbanität durch Landschaft? Das Programm »Stadtumbau Ost«

Thies Schröder

Der »Stadtumbau Ost« gilt als Beispiel für die Integration von Stadtentwicklung und Landschaftsarchitektur. Zum Auftakt dieses vom Bundesministerium für Verkehr, Bauen und Stadtentwicklung 2002 aufgelegten Programms brachte sich die Landschaftsarchitektur in einer Offensive »Stadtumbau Ost mit uns« als Partner ins Spiel. Der Fachverband bdla forderte: »Für lebenswerte Städte und attraktives Wohnen in den Städten müssen Landschaftsarchitekten von Anfang an beim Prozess Stadtumbau Ost mitwirken« [7, S.10]. Es ging der Landschaftsarchitektur um »Qualitätsbildung« [7]. Der im Schwerpunkt des Programms stehende Abriss von Wohnungsbestand wurde billigend in Kauf genommen.

Für die Wohnungswirtschaft dagegen war die »schnelle Wohnungsmarktbereinigung« [1] das eigentliche Ziel. Nicht vermietete Bestände weiterhin zu finanzieren, hätte die Struktur der Wohnungswirtschaft mit ihren privaten Trägern, Genossenschaften und den öffentlichen Wohnungsgesellschaften geschwächelt. Insofern war der »Stadtumbau Ost« eher eine Notstandsmaßnahme als ein Stadtentwicklungsprogramm. Und in dieser Hinsicht durchaus erfolgreich: auf die Wohnungswirtschaft hat das Programm stabilisierend gewirkt, sodass dieses Programm als »Stadtumbau West« im Jahr 2004 auch auf die weiteren Bundesländer übertragen wurde.

Ein Programm mit Folgen

In dieser zweiten Phase ab 2004 sollten geförderte Abrissmaßnahmen immer auch Aufwertungsmaßnahmen beinhalten, was die erhebliche Bedeutung des Stadtumbaus für die Auftragsbücher der Landschaftsarchitekten erklärt. Dennoch waren Landschaftsarchitekten kaum konzeptionell in die Stadtentwicklung durch Rückbau eingebunden. Auf einigen Abrissflächen entstanden zwar neue Parks. Doch diese Beispiele wie der ausgezeichnete Rabet-Park in Leipzig (Entwurf: Lützow 7, Berlin) mussten die Ausnahme bleiben.

Denn Investitionsmittel für Aufwertungen der von Leerstand betroffenen Wohnquartiere standen nur selten in ausreichender Höhe zur Verfügung. Meist entschied sich die Wohnungswirtschaft für schlichte Begrünungen der nun größeren Wohnhöfe.

Insgesamt wurden bis 2012 durch Bund, Länder und Kommunen 2,7 Milliarden Euro öffentliche Fördermittel in Maßnahmen des Stadtumbaus investiert. Über 400 Städte und Gemeinden nutzten das Programm »Stadtumbau Ost«, »um die Folgen des demografischen und wirtschaftlichen Strukturwandels zu bewältigen« [2].



Abb. 1 Der Stadtteilpark Rabet ist ein zusammenhängender innen liegender Parkraum im Leipziger Osten.
[Quelle: Erik-Jan Ouwerkerk]



Abb. 2 Der Park teilt sich in drei Bereiche: eine Parkfläche mit Spiel- und Sportbereichen, eine großzügige Wiesenfläche sowie Baumhainen.
[Quelle: Erik-Jan Ouwerkerk]

Trotz dieser massiven öffentlichen Förderung konnten nur wenige wegweisende Beispiele zum landschaftsarchitektonischen Umgang mit dem Typus der Großsiedlungen entwickelt werden. Über Abriss wurde selten nach städtebaulichen Kriterien, sondern nach wirtschaftlichen Anforderungen der meist kommunalen Wohnungsbaugesellschaften (mit geringen Rücklagen) entschieden. Es entstanden häufig perforierte Siedlungsstrukturen.

Mehr Stadt durch weniger Häuser?

Planung war seit jeher eine Wachstumsverteilungsplanung, Schrumpfung daher eine neue Perspektive. Noch bis Ende der 1990er-Jahre stand der Ausbau des Wohnungsbestandes im Vordergrund. Die Kommunen wiesen große Mengen an Bauland aus für neue Eigenheim-siedlungen und Wohnparks. Etwa 85 Prozent

der zwischen 1991 und 1999 neu entstandenen 773 368 Wohnungen waren steuerlich geförder-te Neubauten auf der grünen Wiese.

Trotz zunehmender Kritik – besonders der Um-weltpolitik – an dem wachsenden Flächenverbrauch blieb der Bauboom an den Rändern der Städte ungebrochen, bis unübersehbar wurde, dass »dieser Boom völlig entgegengesetzt zu den Basistrends der ostdeutschen Volkswirt-schaft« [1, S. 73] lief. »Auf der einen Seite wurden fast 0,8 Millionen Wohnungen neu gebaut – auf der anderen Seite sank die Zahl derjenigen, die Wohnungen nachfragen konnten, um fast 2 Millionen« [1, S. 73]. 1998 setzte die Bun-desregierung nach massiven Forderungen der Wohnungswirtschaft eine Expertenkommission ein, »die mit ihrem 2000 veröffentlichten Befund, dass in Ostdeutschland rund 1 Millionen Woh-nungen (...) leer stünden, in der Fachöffent-lichkeit einen Schock verursachte« [1, S. 73].

Wohnumfeld stärken – die Siedlung

Erste Erfahrungen mit Stadtumbau hatte man ab 1994 beispielsweise in Schwedt/Oder (Brandenburg), in Dessau (Sachsen-Anhalt) und in Leinefelde (Thüringen) gesammelt. Umbau stand hier im Mittelpunkt, zurückgebaut wurden anfangs Geschosse, nicht ganze Wohnblöcke. Aus dieser frühen Phase stammt der Umbau der Südstadt von Leinefelde. Hier waren in kürzester Zeit 5 000 Wohnungen im Geschosswohnungsbau errichtet worden, die seit den 1990er-Jahren zunehmend leer standen. Die Stadt entschloss sich zu einer differenzierten Rückbaustrategie, die auf Totalabriß verzichtete und stattdessen den architektonischen und landschaftsarchitektonischen Umbau der sogenannten Physiker-

siedlung erprobte. Inmitten eines neu entworfenen japanischen Gartens (Entwurf: Kazuhira Kawamura, Köln) experimentierten die Münchner Architekten Meier-Scupin & Petzet mit einem Teilrückbau und Umbau von Plattenbauten.

Die hohe Akzeptanz dieses sensiblen Ansatzes veranlasste die Stadt Leinefelde, diesen differenzierten Umbau unter Leitung des Architekten Stefan Forster (Frankfurt/Main) in der gesamten Südstadt durchzuführen. Forster orientierte sich an den Siedlungen der 1920er-Jahre, baute teils Geschosse zurück, ergänzte an anderer Stelle den Baubestand durch Balkone und schuf so individuelle Umbauten mit viel Charakter in kräftigen Farben. Die Nachfrage nach diesen Wohnungen ist bis heute hoch.



Abb. 3 Der japanische Garten befindet sich in Leinefelde in einem Hofkarree einer Plattenbausiedlung, die teilweise zurück gebaut wurde. [Quelle: Südstadtbüro Leinefelde]

Es sind gerade diese außergewöhnlichen Lösungen, wie die »Japonisierung« eines gesamten Stadt freiraums in Leinefelde, die Umwandlung des Abstandsgrüns in ein neues attraktives Wohnumfeld, hier in Form eines japanischen Gartens, die tatsächlich zu Strukturverbesserungen durch Stadtumbau beitragen. Übertragbar allerdings schien dieser Ansatz der Wohnungswirtschaft nicht: zu aufwendig in der Planung, zu teuer in der Durchführung und in der Pflege, lautete das Urteil. Stabilisierender Stadtumbau nach dem Beispiel Leinefeldes wäre nur mit mehr öffentlicher Förderung umsetzbar gewesen.

Von der Großsiedlung zum Wald – Renaturierung

Eine gegensätzliche Hoffnung hegten die Landschaftsarchitekten und Stadtplaner, die sich für eine Renaturierung aufgegebener Siedlungsflächen einsetzten. Viele Konzepte der 1990er-Jahre setzten auf einen Rückbau von den Rändern zur Mitte. Die neue Stadtkante in Schwedt/Oder, in Eisenhüttenstadt, in Weißwasser oder in Halle/Silberhöhe sollte durch Waldflächen markiert werden.

Ästhetisch ist dieser Ansatz durchaus überzeugend, bietet er doch eine offene Waldstruktur – beispielsweise aus Kiefern. Auch von der Dimension her ist dies durchaus ein attraktives Gegenstück zu den meist fünfgeschossigen Wohnblöcken.

Allerdings standen Eigentumsfragen sowie planungs- und baurechtliche Schwierigkeiten der Umsetzung der meisten dieser Renaturierungskonzepte im Wege. Wie ist ein Grundstück nach seiner Wald-Werdung zu bewerten? Beim wem verbleiben Altschulden, Leitungs- und Wege- rechte? Ist der Stadtrand-Wald den Forsten zuzuordnen oder weiterhin ein Wohnumfeld? Die



Abb. 4 Der Garten wirkt wie eine Seenlandschaft mit Inseln, die im ständigen Dialog mit dem sie umgebenen Raum steht. [Quelle: Südstadtbüro Leinefelde]



Abb. 5 In der Stadt Weißwasser entstanden auf Rückbauflächen urbane Waldlandschaften. [Quelle: bgmr Landschaftsarchitekten]



Abb. 6 Die großflächige Aufforstung schließt an vorhandene Waldbestände an. [Quelle: bgmr Landschaftsarchitekten]

vollständige Aufgabe von Siedlungsgebiet erwies sich aufgrund der komplexen rechtlichen und ökonomischen Praxis der Stadtentwicklung als nur in Ausnahmefällen gangbarer Weg.

Parks statt Brachen

Auf Schwierigkeiten stießen auch großräumige Park-Konzepte für die städtischen Perforationen. In Städten wie Leipzig wurden für den Rabet-Park aufwendige Grundstücksneuordnungsverfahren durchgeführt. Da sich diese Art »Flurbereinigung«, wie sie aus landwirtschaftlich genutzten Flächen bekannt ist, in der Stadtentwicklungsplanung nicht durchsetzte, blieb der neue Park auf ehemaligen Siedlungsflächen ebenfalls die große Ausnahme. Die hohen Investitionskosten rechneten sich aus stadtwirtschaftlicher Sicht nur dort, wo – wie in Leipzig am Rabet-Park – sanierungsfähige Gründerzeitquartiere angrenzen, denen eine höhere wohnungswirtschaftliche Bedeutung zugestanden wurde.

Claims kontra Kleingärten

Der Landschaftsarchitektur fiel es schwer, sich der neuen Herausforderung schrumpfender Städte zu stellen und neue Verbindungen aus Stadt und Landschaftsraum zu denken. Ambitionierte Projekte setzten auf Mietermitwirkung und versuchten, die gewonnenen Flächen nicht einfach als Schotterrasen-Parkplätze herzurichten, sondern als »Claims« (Konzept für die Stadt Dessau im Rahmen der IBA Stadtumbau 2010) neu zu verteilen. Doch die Akzeptanz solcher Konzepte blieb gering, das Konzept wurde auf andere Städte kaum übertragen. Die Wohnungsbaugesellschaften fürchteten, auf hohen Pflegekosten und viel Kommunikations- und Steueraufwand sitzen zu bleiben. Und die Bewohner selbst bewirtschafteten häufig schon ihre Kleingärten in der Nähe der Großsiedlungen.

gen. Eine neue Stadtraum-Kultur konnte durch den Stadtumbau Ost nicht begründet werden. Dennoch wurden im Rahmen dieses Programms Experimente ermöglicht.

Ein differenziertes Bild

Der Stadtumbau hat zu wenig Fragen nach Ort und Netz, Wohnen und Arbeiten, Zeit und Dauer von Veränderungen und damit die Frage der Flexibilität der Strukturen gestellt. Schlüsselthemen für zukunftsweisende Siedlungsstrukturen wie die einer regenerativen energetischen Versorgung zu sozialverträglichen Kosten wurden nicht systematisch thematisiert. Die Landschaftsarchitektur wurde häufig erst in der Begrünung der Resträume aktiv. Auf Experimente des Umbaus eines Bestandes, der sich durch verdichtetes Wohnen in landschaftlich geprägten Quartieren auszeichnet, meist gut an das öffentliche Verkehrsnetz angeschlossen und auch ansonsten infrastrukturell gut versorgt, wurde zugunsten des Abrisses städtebaulicher und architektonischer Substanz zu häufig verzichtet.

Heute wird in einigen Städten ein Gegentrend sichtbar, der wiederum ähnlich überraschend erscheint wie die Schrumpfung: Wo kommen bezahlbare Wohnungen her? Von »Mietenexplosionen« nicht nur in München, Frankfurt/Main oder Hamburg, sondern auch in Berlin ist die Rede. Während der Wohnungsbestand vieler Städte immer stärker internationalisiert wird, wird die einzelne Wohnung nicht nur für Studierende oder prekär Beschäftigte immer schwieriger bezahlbar. Auch für Mittelstandsfamilien bieten einige Innenstädte kein ausreichendes Angebot mehr. In der Baupolitik wird daher der soziale Wohnungsbau gerade wiederentdeckt. Und manches Bild aus dem Stadtumbau-Programm von der aufgelockerten Stadt und den innerstädtischen Freiflächen bis zum Horizont

scheint sich schon wieder zu relativieren. Wie sicher waren und sind also die Prognosen, die dem Stadtumbau zugrunde liegen?

Im globalen Maßstab ist die Tendenz eindeutig: »Im Jahr 2052 kann man endgültig von der Spezies *Homo sapiens urbanis* sprechen. Der Anteil der Stadtbewohner an der gesamten Weltbevölkerung wird bei etwa 80 Prozent liegen (im Vergleich zu 50 Prozent im Jahr 2010), in den derzeitigen Industriestaaten bei 90 Prozent und in wirtschaftlich weniger entwickelten Ländern bei 75 Prozent« [3, S. 161].

90 Prozent Stadtbewohner in der Zukunft – dies erfordert weitreichende Antworten auf die Fragen nach zukunftsweisenden Stadt- und Landschaftsstrukturen. Diese Antworten kann man auch im Stadtumbau finden, wenn man die Situation der Städte differenziert betrachtet. Da Schrumpfung und Entwicklung heute zeitgleich stattfinden, wenn auch nicht zugleich an jedem Ort, ist neben der Entwicklung differenzierter Strategien vor allem die Diskussion zu städtischen Lebens(raum)qualitäten entscheidend.

Plasma und Kern

Wir wissen heute weniger denn je zu unterscheiden zwischen Plasma und Kernen der Städte (vgl. das Kern-Plasma-Modell des Leipziger Architekten Stefan Rettich, 2005). Wo im Stadtumbau-Programm Freiraum durch Abriss geschaffen wurde, ist die Organisation der Nutzung dieser Räume aufwendig. Trotz ambitionierter Ansätze und neuer Strategien der Grundstücksnutzung für eine aufgelockerte Stadtstruktur in bürgerschaftlicher Hand blieb die Bereitschaft zu neuen Mitwirkungsformen bei der Bürgerschaft eher gering. Je dichter die Stadt, desto höher das Interesse an öffentlichen Freiräumen, diese Logik konnte auch der Stadtumbau nicht durchbrechen.



Abb. 7 Das integrierte Stadtentwicklungskonzept der Stadt Parchim beinhaltet für die Weststadt die Idee der »Grünen Mitte« als ein Quartierspark mit Waldcharakter. [Quelle: Seebauer, Wefers und Partner GbR]



Abb. 8 Durch Rückbaumaßnahmen entstanden in sich geschlossene Quartiere, die neue Identitäten erzeugen. [Quelle: Seebauer, Wefers und Partner GbR]



Abb. 9 Durch den Rückbau von mehr als 260 Wohnungen entstanden im Schorfheideviertel in Berlin-Marzahn Freiflächen, die es neu zu gestalten galt. [Quelle: Roger Freyer]

Es spricht einiges dafür, dass die typische Struktur der Städte aus verdichteter Innenstadt, Industrie- und Gewerbegebieten und Sprawl-Strukturen aus Geschosswohnbauten oder Einfamilienhaussiedlungen in Zukunft überholt sein wird. Der Stadtsoziologe Dr. Armin Hentschel fasst die Trends des Stadtumbaus zusammen: »Unter Bedingungen des demografisch bedingten Bevölkerungsrückgangs wird der Gartenstadtgedanke nicht als Leitlinie des Siedlungsneubaus eine Renaissance erfahren, sondern als Leitbild für den Umbau des Wohnungsbestandes und der vorhandenen Städte.« [4, S. 50]

Folgt dem Stadtumbau die neue Gartenstadt?

Die Gebiete im Programm Stadtumbau Ost blieben in der Regel monofunktionale Wohngebiete, die in einigen Städten einen weitgehenden Bevölkerungsaustausch erlebt haben. Teils wurde Stadtumbau Ost daher mit der Arbeit an sozialen Brennpunkten gleichgesetzt.

Voraussetzung für eine Differenzierung der Konzepte ist vor allem das neue Lesen städtischer Strukturen. Im Stadtumbau formulierte Ideen neuartiger Gartenstädte bedürfen einer neuen Zuordnung ihrer Räume. Sind diese »öffentliche« oder im Verantwortungsbereich der Wohnungsbaugesellschaften? Schon diese Fragen brachten oftmals Ideen der Nutzung von Freiräumen zum Scheitern. Gewünscht waren bewährte Freiraumstrukturen, mit wenig Aufwand zu unterhalten.

Um das Verhältnis der Räume in der Stadt, auch von Stadtraum und Landschaftsraum insgesamt neu zu organisieren, darf Raum nicht nur sektoral getrennt nach Funktionen, Besitzstrukturen und Pflegezuständigkeiten betrachtet werden.

Teilhabe durch Beteiligung ermöglichen

Die Landschaftsarchitektur hat gegen die immobilienwirtschaftliche Logik des Abrisses wenige Akzente der Nachhaltigkeit setzen können. Doch in den Experimenten der Nachnutzung von vorübergehend nicht definierten Räumen finden sich Ansatzpunkte, die den Stadtumbau zu einem Instrument machen, mit dessen Hilfe neue Entwicklungen initiiert wurden.



Abb. 10 In enger Zusammenarbeit mit den Anwohnern wurde ein identitätsstiftender Raum geschaffen, der das Quartier unverwechselbar macht. [Quelle: gruppeF Landschaftsarchitekten]

So wurden Beteiligungsverfahren häufig in Stadtumbau-Projekten erprobt. In einigen Fällen wie dem Schorfheideviertel in Berlin-Marzahn (Charrette und Entwurf: gruppeF, Berlin) wurde in Stadtrandlagen die Qualität des Wohnens und Lebens mit unmittelbarem Landschaftsbezug neu interpretiert: Urbane Infrastrukturen gekoppelt mit großzügigen Freiräumen, Aneignungsorten und neuen starken Landschaftsbildern bieten Identitäten, die von den Bewohnern als ihre Nachbarschaften akzeptiert werden.

Diese Stadtentwicklung der Räume vermittelt zwischen individuellen und gemeinschaftlichen Interessen. Auf derlei Strategien kann zukünftig durch ein Mehr an Teilhabe am Stadtraum aufgebaut werden.



Literatur

- [1] Bernt, Matthias und Hagemeister, Ulrike 2011: Stadtentwicklung unter Schrumpfungsbedingungen. Das Beispiel »Stadtumbau Ost«, in: Arch+ 203, Juni 2011, S. 72–75.
- [2] Bund-Länder-Bericht Stadtumbau Ost 2012, vorgelegt am 26.9.2012
- [3] Gladwin, Thomas N. 2012: Flucht in die Großstadt. In: Randers, Jorgen 2012: 2052. Der neue Bericht an den Club of Rome, München 2012.
- [4] Hentschel, Armin: Wie grün werden wir wohnen? in: bdla (Hg.): Grüner Wohnen, Basel Boston Berlin 2011, S. 32–51.
- [5] Rettich, Stefan 2005: Kern & Plasma, in: Oswalt, Philipp (Hg.): »Schrumpfende Städte, Band 2 – Handlungskonzepte«, Ostfildern-Ruit 2005, S. 220–221.
- [6] Rößler, Stefanie 2010: Freiräume in schrumpfenden Städten, Chancen und Grenzen der Freiraumplanung im Stadtumbau, IÖR-Schriften, Band 50, Dresden 2010.
- [7] Seebauer, Martin 2002: Stadtumbau Ost mit uns; in: Landschaftsarchitekten, 3/2002, S. 10.

Projektbeispiele

- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hg.). Vierter-Statusbericht-Stadtumbau-Ost. Berlin 2010. <http://stadtumbau-ost.info/aktuelles/Vierter-Statusbericht-Stadtumbau-Ost.pdf>
- http://www.leinefelde-worbis.de/stadtumbau/files/maps/japanischer_garten.pdf
- <http://www.parchim.de/download/Endbericht.pdf>
- <http://www.leipziger-osten.de/content/stadtumbau/stadtteilpark-rabet/>
- Umgestaltung des Schorfheideviertels, Berlin. In: Wie grün werden wir wohnen? in: bdla (Hg.): Grüner Wohnen, Basel Boston Berlin 2011. S. 88–91. Dessau: <http://www.stadtumbau-ost.info/index.php?request=/praxis/detail.php?id=72>
- http://www.umweltbundesamt.de/boden-und-altablatten/veranstaltungen/weltbodenntag2009/04_Brueckner_Stadtumbau_Dessau.pdf

Umweltmedien/Ökologie



Klimaanpassung und Landschaftsplanung

Einleitung

Spätestens seit den Veröffentlichungen des Intergovernmental Panel on Climate Change [6], dem Weltklimarat, sind der Klimawandel und seine Folgen in den Fokus der öffentlichen Betrachtung gerückt. Vermehrte Hochwasser- und Sturmgefahren, die Gefahr von Ertragseinbußen in der Landwirtschaft durch Trockenperioden oder eine zunehmende thermische Belastung im Sommer stehen beispielhaft für die vielfältigen und unmittelbaren Folgen des Klimawandels. Aber auch die Bemühungen um Klimaschutz sind nicht folgenlos. So hat der Einsatz erneuerbarer Energien seit der Jahrtausendwende zu einer erheblichen Flächennachfrage für Bioenergie, Solarfreiflächenanlagen und Windenergie geführt, mit teilweise radikalen Veränderungen der Landschaft.

Immer deutlicher wird, dass die durch den Klimawandel angestoßenen Veränderungen weitreichend sind und sowohl soziale als auch ökonomische und ökologische Güter betreffen. Gefordert ist, neben einem effizienten Klimaschutz, auch die Entwicklung von Strategien zur Anpassung an die Folgen des Klimawandels. Dieser Aspekt ist noch relativ neu in der Diskussion um den Klimawandel. Klimaanpassungsstrategien und geeignete Maßnahmenkonzepte,

die Städte und Kommunen handlungsfähig machen, stecken noch in den Kinderschuhen. So haben sich erst einzelne Städte auf den Weg gemacht, eigene Konzepte zu entwickeln. Beispiele sind der STEP Klima von Berlin, Klimaanpassungskonzepte in Stuttgart und Bochum sowie klimAix Aachen. Auch die in Deutschland zur Verfügung stehenden planerischen Instrumente hinken den durch den Klimawandel verursachten Veränderungen zurzeit noch eher hinterher, als dass sie effektive Beiträge zu ihrer Bewältigung liefern.

Martin Janotta

Strategien zur Anpassung an den Klimawandel

Klimaanpassung ist aufgrund der vielfältigen direkten und indirekten Auswirkungen des Klimawandels eine umfassende Aufgabe. Sie ist als



Abb. 1 Solarpark Lieberose, Brandenburg
[Quelle: LaNaServ/Stremke/Stiftung Naturlandschaften Brandenburg]

Abb. 2 Tornadofolgen im Klosterpark Mühlberg, Brandenburg [Quelle: Martin Janotta]

Querschnittsaufgabe in vielen Ressorts verankert, in der Stadt- und Landschaftsplanung, der Wasserwirtschaft, dem Bodenschutz, der Agrarplanung, dem Gesundheitswesen und der Gesundheitsvorsorge.

Vor diesem Hintergrund gibt es verschiedene Ansätze, Anpassungskonzepte an den Klimawandel in die unterschiedlichen Planungen einzubinden. Dabei lassen sich drei grundsätzliche Wege unterscheiden.

Der überwiegende Teil der Ansätze sieht den Klimawandel als eine querschnittsorientierte Aufgabe und implementiert die Anpassungskonzepte und -maßnahmen in die bestehenden Planungsdisziplinen. Dabei wird, wie z. B. in Berlin, zunächst ein Klimaanpassungskonzept entwickelt (STEP Klima), das sich auf die vorliegende Planung wie FNP und Landschaftsprogramm bezieht und auf dieser Basis Empfehlungen aus Sicht der Klimaanpassung ausspricht. Diese Aussagen können dann in Abwägung mit anderen Belangen auf die Planwerke rückwirken und in teilweise abgewandelter Form dort Eingang finden. Ein geringerer Teil plädiert für eine eigene Klimaschutzplanung als Bestandteil des deutschen Planungssystems. Der dritte Ansatz sieht die Einrichtung von Informationsplattformen, wie z. B. dem Stadtklimalotsen, vor (o. J.). Dieser fungiert als ein eigenständig anwendbares akteursbezogenes Beratungsinstrument zur Auswahl von geeigneten Klimaanpassungsmaßnahmen für die kommunale Stadtentwicklung. Eine Auswahl querschnittsorientierter Ansätze ist der Literaturliste zu entnehmen.

Allen methodischen Ansätzen ist gemein, dass diese einen Beitrag zum Climate-Proof-Planning, kurz »Climate Proofing« leisten sollen. Unter »Climate Proofing« sind Methoden, Instrumente und Verfahren zu verstehen, die absichern, dass Pläne, Programme und Strategien sowie damit

verbundene Investitionen gegenüber den aktuellen und zukünftigen Auswirkungen des Klimawandels resilient und anpassungsfähig gemacht werden [1, 2]. Das »Climate Proofing« ist als Beitrag zur strategischen Umweltprüfung zu verstehen, die Programme, Pläne und Projekte auf ihre Auswirkungen im Zusammenhang mit den Folgen des Klimawandels überprüft. Die Integration in das bestehende Planungssystem ist einer eigenständigen Prüfung vorzuziehen.

Anforderungen an die Landschaftsplanung und Freiraumgestaltung im Lichte des Klimawandels

Der Landschaftsplanung kommen aufgrund ihrer Stellung im deutschen Planungssystem und ihrer inhaltlichen Ausrichtung wichtige Funktionen im Zusammenhang mit der Bewältigung des Klimawandels auf konzeptioneller Ebene zu. Zum einen ist sie flächendeckende Fachplanung für den Naturschutz, zum anderen aber auch Informations-, Bewertungs- und Entscheidungsgrundlage für andere umweltwirksame Fachplanungen sowie für die Raum- und Bauleitplanung. Daher bietet sich mit der Landschaftsplanung im besonderen Maße die Möglichkeit, Anpassungsstrategien in andere Planungen zu transportieren und so zu ihrer Klimaprüfung beizutragen.

Bisher war die Berücksichtigung klimatischer Aspekte in der landschaftsplanerischen Praxis jedoch sehr sektorale auf das Bio- und Lokalklima ausgerichtet. Diese thematische Begrenzung wird zukünftig nicht ausreichen, um den Herausforderungen des Klimawandels begegnen zu können. Vielmehr müssen alle Schutzgüter und ihre Funktionen verstärkt auch unter dem Aspekt eines sich verändernden Klimas in der Planung berücksichtigt werden. So wird beispielsweise der Umgang mit einwandernden Arten, die ursprünglich in wärmeren Regionen behei-

matet sind, stärker in den Fokus der Planung rücken. In diesem Zusammenhang wird auch der Katalog an Maßnahmen und Erfordernissen, aus dem die Landschaftsplanung schöpft, erweitert und ergänzt werden müssen. Die folgende Tabelle zeigt exemplarisch für den Aspekt eines sinkenden thermischen Komforts durch verlängerte Hitzeperioden im Sommer auf, welche Beiträge die Landschaftsplanung gegenwärtig bereits regelhaft leistet und welche Anforderungen zur Anpassung an den Klimawandel nun zu erbringen sind.

In diesem Zusammenhang sind die in der Planung dargestellten Maßnahmen und Erfordernisse verstärkt auf ihre Funktionen und die Nachhaltigkeit hin zu hinterfragen, da wissenschaftliche Aussagen zum Klimawandel und seinen (insbesondere regionalen) Folgen mit einem hohen Unsicherheitsfaktor belegt sind und auch zukünftig sein werden. Komplexität und Unsicherheit werden Planungsakteure daher vor besondere Schwierigkeiten stellen, da die Folgen von Entscheidungen nur sehr schwer oder gar nicht abzuschätzen sind.

Auch wird es zukünftig nicht mehr genügen, nur den gegenwärtigen Zustand des Klimas, also einen statistisch ermittelten und gemittelten Zustand der Erdatmosphäre über einen Zeitraum von 20 bis 30 Jahren als Grundlage für die Planung heranzuziehen. Da sich die Auswirkungen des Klimawandels auch durch abrupte Veränderungen klimatischer Parameter äußern werden, steht sonst zu befürchten, dass die Fortschreibungszeiträume vieler Planungen zu lang sind und daher nicht mehr ausreichen, um auf eine solche Dynamik adäquat zu reagieren.

Vor diesem Hintergrund muss eine Landschaftsplanung, die in der Lage sein soll, vorausschauend mit den Folgen des Klimawandels umzugehen, über Planungsmethoden und -verfahren

verfügen, die es einerseits erlauben den Planungshorizont zu verlängern, zugleich aber auch eine kurzfristigere, flexiblere Fortschreibung der Planung ermöglichen, ohne dadurch in blinden Aktionismus zu verfallen [5, S. 40 – 41]. Die Bewältigung dieser Anforderungen wird Aufgabe künftiger Forschung und landschaftsplanerischer Praxis gleichermaßen sein müssen.

Tabelle 1 Mögliche Beiträge des Landschaftsplans zur Anpassung an einen sinkenden thermischen Komfort

Mögliche Beiträge	Gegenwärtig	Zukünftig
Erhaltung und Entwicklung von Kaltluftentstehungsgebieten und Luftleitbahnen	X	
Erhaltung und Neuschaffung auch kleinräumiger, schattenspendender Flächen im Innenstadtbereich		X
Pflanzungen zur Schattenspende entlang von Wegen in der freien Landschaft		X
Erhaltung und Entwicklung offener Wasserflächen zur Temperatorminderung am Tag		X
Vorgaben für Freiraum- und Grünordnungspläne		
■ Dach- und Fassadenbegrünung		
■ Pflanzung von Straßenbäumen		
■ Entsiegelung und Baumpflanzungen		
■ Verwendung von Baustoffen mit geringer Wärmespeicherkapazität		X
Siedlung und gebäudebezogene Hinweise an die Bauleitplanung		
■ Dach- und Fassadenbegrünung		
■ Erhöhung der thermischen Rückstrahlung durch helle Fassadenfarben (Albedo)		
■ Reduzierung der Wärmespeicherkapazität durch Wärmeisolierung und Baustoffe		
■ Festlegung der Grundflächenzahl (GRZ) zur Erhöhung des unversiegelten Flächenanteils		
■ Reduzierung der Baumasse über Festlegung der Geschossflächenzahl		X

Klimaanpassungsstrategie Bad Liebenwerda

Insbesondere in Städten werden einige Folgen des Klimawandels besonders deutlich zu spüren sein. Vor allem längere Hitzeperioden können sich hier gesundheitsschädlich für die Bevölkerung auswirken, aber auch von zunehmenden Extremwetterereignissen, wie Starkregenfälle und Sturmereignisse, geht ein erhöhtes Risiko von Sach- und Personenschäden vor allem durch Überschwemmungen aus.

Zu diesem Ergebnis kam auch eine Studie zur lokalen Betroffenheit der Stadt Bad Liebenwerda gegenüber potenzieller Wirkfolgen des Klima-

wandels¹. Mit dieser Studie wird für eine kleine ländliche Gemeinde aufgezeigt, welche Handlungsansätze sie zur Anpassung an den Klimawandel verfolgen kann [4]. Diese wurde im Rahmen des ExWoSt-Vorhabens² »Urbane Strategien zum Klimawandel« des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) im Jahre 2010 erstellt.

Auf Grundlage des Landschaftsplans und des Landschaftsrahmenplans wurden für die Studie GIS-gestützte Raumanalysen zur Anfälligkeit der verschiedenen Schutzgüter durchgeführt. Die Methodik musste dabei stark an die Verfügbarkeit der Daten angepasst werden, da keine neuen Erhebungen möglich waren. Zur Risikoabschätzung wurde eine Stärke-Schwächenanalyse durchgeführt, um die tatsächliche Betroffenheit abzuschätzen. Basierend auf den Ergebnissen der Betroffenheitsstudie wurde für ausgewählte Wirkfaktoren eine Anpassungsstrategie an den Klimawandel in Form eines Maßnahmenkonzeptes erstellt [17]. Sie konzentriert sich auf die Wirkfolgen mit höchster Betroffenheit, das sind hier der thermische Komfort und die Hochwassergefährdung durch die Schwarze Elster. Dabei wurden zwei Ansätze verfolgt. Zum einen wurde ein »Integrationsplan Klimaanpassung« für den bestehenden Landschaftsplan entwickelt, der die Ziele und Maßnahmen zur Klimaanpassung darstellt. Er soll als Grundlage für zukünftige Planungen berücksichtigt werden. Zum anderen verfolgte die Umsetzungsstrategie die Entwicklung konkreter Projekte, die aus den Darstellungen des Integrationsplans abgeleitet wurden und durch die zeitnah praktische Effekte erzielt werden sollten.

Bei der Wahl geeigneter Maßnahmen für das Klimaanpassungskonzept wurde dem No-Regret-

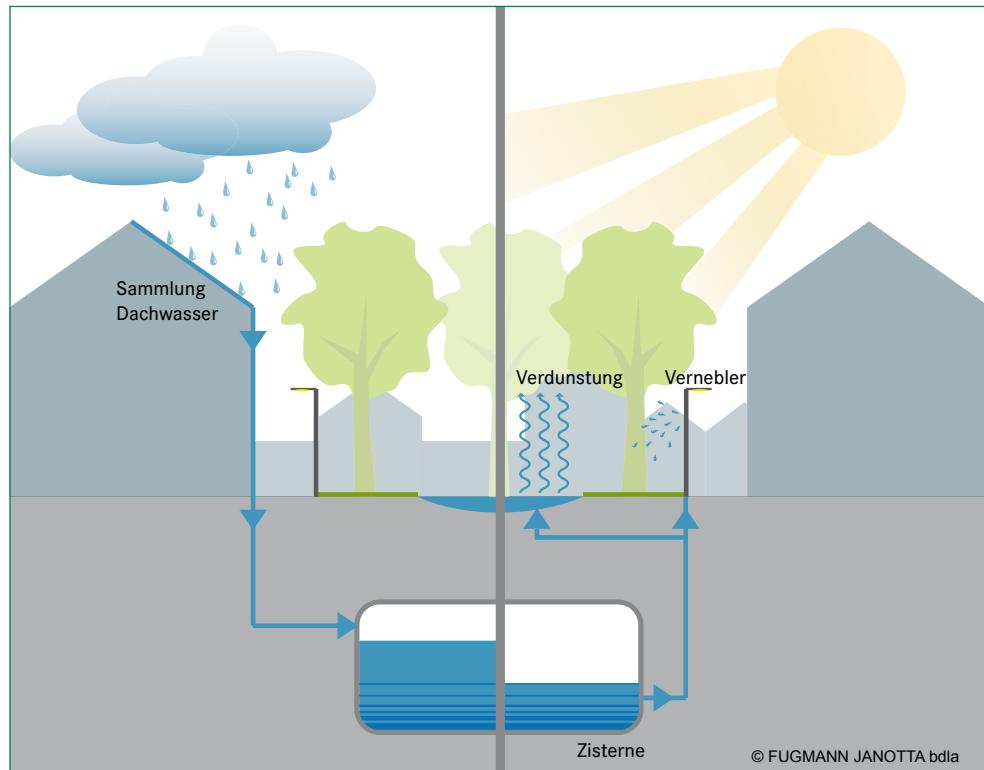


Abb.3 Prinzip des »Cool Spot« [Quelle: 17]

1 ausgewertet wurden die Klimamodelle CLM, WettReg, REMO und STAR2

2 Vorhaben zum Experimentellen Wohnungs- und Städtebau (ExWoSt).

Ansatz gefolgt, was bedeutet, dass die Maßnahmen noch weiteren Aspekten dienen und ein breites Wirkungsspektrum entfalten sollen.

Zu den gewählten Einzelmaßnahmen des Konzeptes, die in die Integrationskarte aufgenommen wurden, gehört unter anderem der Erhalt und die Entwicklung von Luftleitbahnen und Kaltluftentstehungsgebieten, Landschaftszäsuren durch Baumneupflanzungen und Anlage von Umtriebshecken, die Schaffung offener Wasserflächen, Entsiegelungen sowie eine Kombination aus mehreren Maßnahmen auf einer Fläche zur Gestaltung von »Cool Spots«, das sind Orte in dicht bebauten hitzeempfindlichen Stadtteilen, die durch den Einsatz schattenspendender Vegetation und offener Wasserkreisläufe kühlende Wirkung erzeugen (vgl. Abb. 3). Die Aufzählung verdeutlicht, dass ein Großteil der Einzelmaßnahmen bereits gegenwärtig fester Bestandteil von Landschaftsplänen ist oder eine weitere Differenzierung der vorhandenen Möglichkeiten zur Verbesserung des Bioklimas darstellen. Die Maßnahmen des Konzepts stellen somit keine grundsätzlich neuen Handlungsansätze dar, Ihnen kommt aufgrund des Klimawandels jedoch eine wesentlich höhere Bedeutung zu.

Die mit dem Projektansatz verfolgte Schaffung von neuen Wasserflächen konzentriert sich auf die Öffnung des verrohrten Grabensystems in der Kernstadt. Sie zielt neben dem Beitrag zur Klimaanpassung durch Abkühlungseffekte bei Extremhitze und der Bindung von Stäuben auch auf den Hochwasserschutz und eine Aufwertung des Stadtbildes sowie der Erholungsnutzung.

Die Umgestaltung der Gräben dient unterschiedlichen Zielen. Diese reichen von der Schaffung naturnaher und parkartiger Bereiche über die Einrichtung von Sitzmöglichkeiten am Wasser bis zur Entwicklung eines Grabenabschnittes, in dem Kinder Erfahrungen mit dem Element Wasser machen können. Mit der Wiederherstellung

eines historischen Grabens ist zudem die Errichtung eines kleinen Bootshafens verbunden. Auf diese Weise können die Maßnahmen im Sinne des »No-Regret-Ansatzes« vielfältige Funktionen sowohl für die Klimaanpassung als auch die Stadtentwicklung erfüllen.

Das ExWoSt-Modellvorhaben der Stadt Bad Liebenwerda zeigt auf, wie der thematisch zunächst fokussierte Bearbeitungsschwerpunkt Klimaanpassung durch eine Verknüpfung mit anderen Belangen der Stadtentwicklung zu Synergieeffekten führen kann. Die Maßnahmen wären allein aufgrund von Kühlungseffekten an heißen Sommertagen nur bedingt zu rechtfertigen gewesen. Erst durch die Einbeziehung weiterer positiver Entwicklungsmöglichkeiten für die Kernstadt in die Konzeption und das Aufzeigen

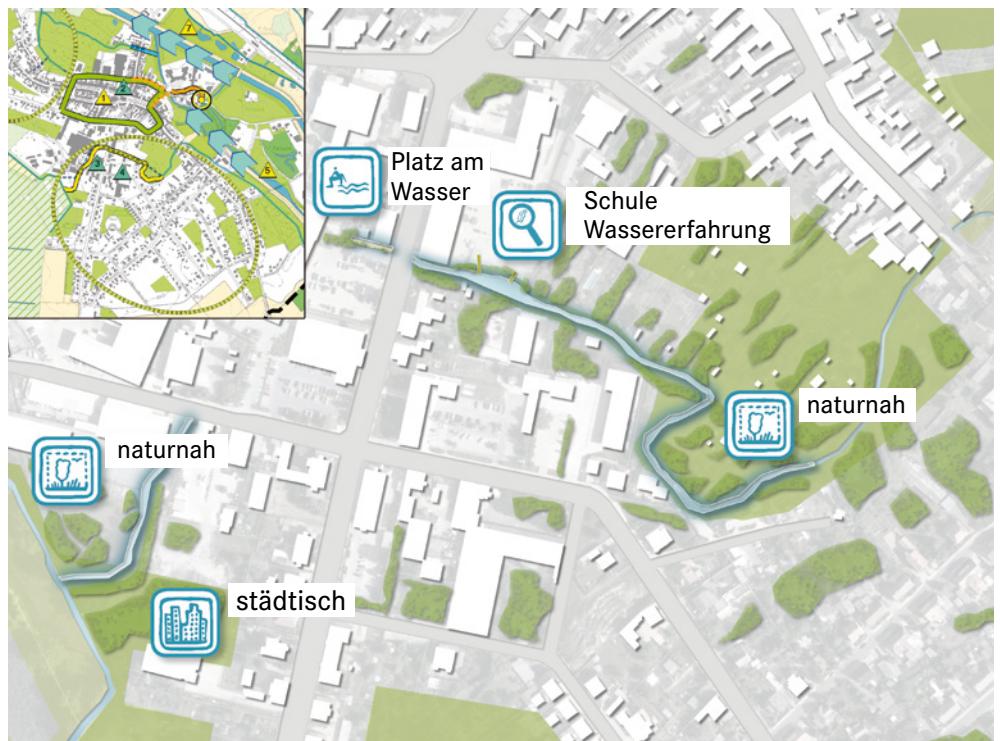


Abb. 4 Maßnahmenkonzept der Integrationskarte mit Freiraumgestaltungskonzept für die Grabenöffnung [Quelle: 17]

von weitergehenden Entwicklungsmöglichkeiten entfaltet der Projektansatz seine Wirksamkeit.

Weitere Bausteine der Klimaanpassungsstrategien

Weitere bedeutende Aspekte bei der Klimaanpassungsplanung sind die Beschaffung neuester Messdaten und trendsicherer Klimaprojektionen, klare partizipativ erarbeitete Ziele, die Kooperation unterschiedlicher Interessengruppen und das Engagement der Schlüsselakteure vor Ort [3, S. 2]

Messdaten und Klimaprojektionen entstehen zumeist im Rahmen von Forschungsvorhaben. Wichtige Grundlagen dazu haben die folgenden Quellen:

- PIK Klimafolgen online (PIK 2012)
- Deutscher Wetterdienst
- PIK Klimafolgen in Natura 2000 Gebieten (PIK 2009)

Nur wenige Kommunen sind in der Lage, eigene Messungen und Projektionen durchzuführen. Wie das Beispiel Bad Liebenwerda zeigt, kann das Thema auch auf Grundlage von vorhandenen Daten und Analogieschlüssen bearbeitet werden und zur Herausbildung räumlicher und inhaltlicher Handlungsschwerpunkte führen.

Die Verankerung des Themas in der Öffentlichkeit ist eine wichtige Grundlage für das eigene Handeln und die Unterstützung von Anpassungsstrategien. Im Rahmen der Modellprojekte des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) wurden unterschiedlichste Ansätze zur Öffentlichkeitsarbeit erprobt. Dazu zählen Betroffenen- und Expertenworkshops, öffentliche Aktionen und Begehung, Internetplattformen und eine aktive Pressearbeit. Hilfreich dabei ist die Kopplung an bürgernahe Themen, um Synergien zu erzeugen.

Zusammenfassung

Die Landschaftsplanung kann einen wichtigen Beitrag zur Vorbereitung und Umsetzung von Anpassungsmaßnahmen an den Klimawandel leisten. Erste Beispiele zeigen, wie sich die neuen Anforderungen in den bestehenden Planungsprozess integrieren lassen. Die Projekte haben gezeigt, dass neben der Methodenentwicklung und planerischen Integration ein hoher Grad von Öffentlichkeitsarbeit und Netzwerkbildung erforderlich ist. Am besten lassen sich diese Effekte erzielen, wenn aus den planerischen Ansätzen konkrete Projekte entwickelt und zeitnah vor Ort umgesetzt werden. Die konkrete Umsetzung verdeutlicht am besten die ökologischen und sozio-ökonomischen Zusammenhänge sowie die Ernsthaftigkeit und Dringlichkeit von Anpassungsmaßnahmen an den Klimawandel. Dies gilt sowohl für Ansätze auf regionaler als auch auf kommunaler/lokaler Ebene. Konkrete Checklisten für die inhaltliche Bearbeitung wurden von Wilke u. a. 2011 aufgearbeitet.

Zusammenfassend lassen sich folgende Arbeitsschritte definieren, die ein »Climate Proofing« im Sinne der Klimaanpassung erbringen sollte (BBSR-Online-Publikation, Nr. 26/2009, ergänzt):

- Entwicklung und Darstellung der Exposition der Region oder der Stadt gegenüber möglichen Klimaveränderungen – Was wird sich hinsichtlich des Klimawandels in der Region/ Stadt verändern? (Expositionsanalyse)
- Entwicklung und Durchführung einer Abschätzung der Verwundbarkeit für die spezifische Region oder das zu beurteilende Planungsobjekt (Programm, Plan, Projekt)
- Climate-Proof-Bericht, der die Erfassung, Darstellung und Bewertung der Programme, Pläne und Projekte hinsichtlich ihrer Resilienz und Anpassung an veränderte Umwelt- und Klimabedingungen umfasst

- Darstellung der in dem Programm, Plan oder Projekt integrierten Ziele zur Klimaanpassung, einschließlich entsprechender Querverweise zum Klimaschutz
- partizipative Vorgehensweise bei Analyse und Konzept
- Bestimmung von Fokusgebieten und -projekten mit konkreten Umsetzungskonzepten
- Dokumentation der Methoden, die bei der Diskussion und Bewertung von Planungsalternativen herangezogen wurden (z. B. formelle und informelle Verfahren und Methoden)
- ggf. Darstellung der wesentlichen Schwierigkeiten und »Nicht-Planbarkeiten« hinsichtlich der Klimaanpassung.



Literatur

- [1] Birkmann, J.; Fleischhauer, M. (2009): Anpassungsstrategien der Raumentwicklung an den Klimawandel: »Climate Proofing« - Konturen eines neuen Instruments. In: Raumforschung und Raumordnung. vol. 67 (2), S. 114 -127
- [2] BMVBS/BBR – Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung / Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.) (2009): Klimawandelgerechte Stadtentwicklung: Wirkfolgen des Klimawandels. BBSR-Online-Publikation 23/09 und 26/09, Bonn November 2009.
- [3] BMVBS/BBR – Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung / Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.) (2012): Stadtklima-kommunale Strategien und Potenziale zum Klimawandel. ExWoSt-Informationen 39/3
- [4] Fugmann Janotta; Rannow, S. (2010): Bad Liebenwerda – Studie zur lokalen Betroffenheit durch potentielle Folgen des Klimawandels, Berlin
- [5] Heiland u.a. 2008: Der Klimawandel als Herausforderung für die Landschaftsplanung. In: Naturschutz und Landschaftsplanung 40 (2008), S. 37- 41
- [6] IPCC – Intergovernmental Panel on Climate Change (2007): Klimaänderung 2007: Auswirkungen, Anpassungen, Verwundbarkeiten – Zusammenfassung für politische Entscheidungsträger, S.39
- [7] Landeshauptstadt Stuttgart, Amt für Umweltschutz, Abteilung Stadtklimatologie (Federführung) 2012: Klimaanpassungskonzept Stuttgart (KLIMAKS)
- [8] Ministerium für Umwelt und Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz des Landes NRW 2011: Handbuch StadtKlima. www.klimawandel.nrw.de
- [9] PIK 2009: Potsdamer Institut für Klimafolgenforschung, Schutzgebiete Deutschlands im Klimawandel - Risiken und Handlungsoptionen. F+E Vorhaben im Auftrag des Bundesamtes für Naturschutz BfN.
- [10] PIK 2012: KlimafolgenOnline (<http://www.klimafolgenonline.com>) Gemeinschaftsprojekt des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung e.V. und der WetterOnline Meteorologische Dienstleistungen GmbH
- [11] Schmidt, C.; Seidel, A.; Kolodziej, J., Klama, K.; Schottke, M.; Berkner, A.; Friedrich, M.; Chmielewski, S. 2011: Vulnerabilitätsanalyse Westsachsen. Bearbeitet durch TU Dresden im Auftrag des Regionalen Planungsverbandes Leipzig-Westsachsen (Hrsg.). Dresden/Leipzig
- [12] SenStadtUm 2011: Stadtentwicklungsplan Klima. Fachgutachten im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz (Hrsg.) bearbeitet durch die TU Berlin, S. Heiland (Projektleiter) und Herwarth und Holz mit Geo-Net
- [13] StadtKlimalotse o.J., TU Dortmund, Institut für Raumplanung im Auftrag des Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, <http://www.stadtKlimalotse.net/>
- [14] Stadt Bochum 2012: Klimaanpassungskonzept für Bochum <http://www.bochum.de/klimaanpassung>
- [15] StädteRegion Aachen & Institut für Städtebauwesen und Stadtverkehr der RWTH Aachen 2012: klimAix – klimagerechte Gewerbeflächenentwicklung in der StädteRegion Aachen
- [16] Wilke, C., J. Bachmann, G. Hage und S. Heiland: Planungs- und Managementstrategien des Naturschutzes im Lichte des Klimawandels. F+E Vorhaben im Auftrag des Bundesamtes für Naturschutz (Hrsg.), in: Naturschutz und Biologische Vielfalt Heft 109
- [17] FUGMANN JANOTTA bdla: Bad Liebenwerda – Maßnahmenkonzept zur Anpassung an den Klimawandel, Berlin 2012

Fotonachweis

Mühlberg: Janotta; Lieberose: LaNaServ/Stremke/Stiftung Naturlandschaften Brandenburg

Wasser in der Stadt

Antje Stokman, Jan Dieterle

Von separierten Handlungsfeldern zu integrierten Gestaltungsfeldern von Wasser in der Stadt

Die Struktur und das Erscheinungsbild von Städten und Landschaften werden seit jeher durch das Zusammenspiel zwischen natürlichem Wasseraushalt und menschlichen Techniken des Wassermanagements geprägt. Die Entwürfe von Architekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplanern basieren auf der Voraussetzung, dass die Menschen vor Hochwasser geschützt werden können, sauberes Wasser verfügbar ist, Schmutz- und Regenwasser abgeleitet und gereinigt werden. Die entsprechenden Handlungsfelder werden allzu oft als nachgeordnete technische Anforderungen und nicht als integrierte Gestaltungsfelder auf der konzeptionellen Ebene des Entwurfs betrachtet. Nach wie vor überwiegt ein Verständnis, in dem sich die gestalterische Kultur im Umgang mit Wasser weitestgehend auf die Inszenierung von Wasser in Parks und Stadträumen beschränkt, während die infrastrukturelle Dimension des Wassers nicht als gestalteter Bestandteil der Stadt- und Freiräume gesehen wird.

Die Herausforderungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts erfordern jedoch neue Ideen und Ansätze, die genau die Schnittstellen zwischen der Gestaltung der räumlichen Entwicklung und den hydrologisch-infrastrukturellen Systemen betreffen. Vor dem Hintergrund abnehmender Bevölkerungszahlen, sinkender Einwohnerdichte

und Wirtschaftskraft bei steigenden Energiepreisen haben schon jetzt viele Kommunen mit den Folgekosten überdimensionierter Leitungssysteme und Kläranlagen zu kämpfen. Gleichzeitig führen zunehmende Extremwetterereignisse zu Bedrohungen durch Überflutungen entlang der Flüsse und einer Überlastung der bestehenden Regenwasserinfrastruktur. Auf der anderen Seite können viele der am stärksten wachsenden Regionen der Welt, insbesondere in den Entwicklungsländern, den Aufbau von kostenintensiven Großinfrastruktursystemen nicht mit ihrem rasanten Wachstum synchronisieren – das sich zudem vor allem ungeplant und am stärksten im Bereich informeller Ansiedlungen der ärmsten Bevölkerungsschichten vollzieht. Der enorme Energie- und Materialaufwand in Kombination mit der mangelnden Flexibilität und Anpassungsfähigkeit großtechnischer Systeme wird mittlerweile vielerorts zum Hemmnis für die nachhaltige urbane Entwicklung, während weltweit der Bezug zum Wasser und die Entwicklung attraktiver Wasserlagen zu einem zentralen Standortfaktor im Wettbewerb von Städten, Regionen und Ländern wird.

Die Notwendigkeit der Entwicklung von realisierbaren und kostengünstigen Lösungen für die wasserbezogenen Herausforderungen von urbanen Landschaften bedeutet eine strategische Chance, Wassersysteme als eine grundlegende Komponente regionaler und urbaner Form neu zu denken. Dieses bietet neue Möglichkeiten für die Landschaftsarchitektur, die im Folgenden



beschriebenen wasserwirtschaftlichen Handlungsfelder des Hochwassermanagements und der Abwasserreinigung als Ausgangspunkt für die Entwicklung integrierter, interdisziplinärer Gestaltungsfelder zu nutzen.

Gestaltungsfeld Hochwassermanagement

Das Gestaltungsfeld Hochwassermanagement rückt Gestaltungsansätze in den Fokus, die nicht gegen, sondern mit den aus Niederschlägen und Flusshochwasser resultierenden Wasserprozessen arbeiten. Die Wasserprozesse stellen dabei ein spannendes Ereignis und den Motor einer sich verändernden urbanen Landschaft dar, die Nutzungen nicht ausschließen, sondern einbeziehen.



Abb. 1 Aktuelle Herausforderungen der Gestaltung urbaner Wasserlandschaften in Caracas, Venezuela (oben links), Chansha, China (unten links) und São Paolo, Brasilien (beide Fotos rechts)[Quelle: Antje Stokmann]



Abb. 2 Stadtteil Kronsberg in Hannover: (1) Blockinnenhöfe, (2) Straßenräume, (3) Hangalleen, (4) Hangfuß (Landschaftsarchitektur: Atelier Dreiseitl) [Quelle: Antje Stokmann]

Gestaltender Umgang mit Niederschlagsereignissen

Traditionell ist die Gestaltung des öffentlichen urbanen Raumes darauf ausgelegt, trockene Oberflächen, z. B. in Form von Straßen, Plätzen oder Rasenflächen, zu schaffen: Das Regenwasser wird so schnell wie möglich von den versiegelten Flächen durch ein engmaschiges System von Einläufen in die unterirdische Regen- oder Mischwasserkanalisation geleitet. Ziel ist die Maximierung der Abflussleistung, um das Oberflächenwasser schnellstmöglich über die entsprechenden Einleitungsstellen oder indirekt über die Klärwerke den Gewässern zuzuführen. Doch schon seit Jahren hat ein Paradigmenwechsel hin zu einer dezentralen Regenwasserbewirtschaftung eingesetzt. Die Einführung einer gesplitteten Niederschlags- und Schmutzwassergebühr schafft finanzielle Anreize zur Entsiegelung, zur Regenwassernutzung und zur Regenwasserversickerung vor Ort. Dieser wasserwirtschaftliche Paradigmenwechsel ist bedingt durch Strategien zur Vermeidung von Hochwasser, aber auch zur Verringerung der hydraulischen Belastungen der Fließgewässer und zur Grundwasseranreicherung. Zudem können Kosten gesenkt werden.

Das Konzept der naturnahen Regenwasserbewirtschaftung besteht aus einer Verknüpfung von drei freiraumrelevanten Verfahren den Regenabfluss zu mindern:

- die Förderung der Verdunstung bzw. Versickerung des Regenwassers vor Ort
- die Zwischenspeicherung und -rückhaltung sowie
- die gedrosselte Ableitung und verzögerte Übergabe in die Gewässer.

Das bedeutet, dass Wasserwirtschaftler, Stadt- und Freiraumplaner bereits in der konzeptionellen Ideenfindungsphase eng zusammenarbeiten müssen, um das Wassermanagement als multifunktionales, attraktives Freiraumsystem zu gestalten.

Gestaltender Umgang mit Gewässerdynamiken

Der den Wasserschwankungen zwischen Niedrig- und Hochwasser ausgesetzte Bereich urbaner Fließgewässer wurde seit der Industrialisierung zunehmend unter technischen Gesichtspunkten gestaltet. Die verschiedenen technischen Ausbauformen sind durch gleichmäßige, möglichst glatte, d.h. auf maximale Abflussleistung maximierte Gerinnequerschnitte gekennzeichnet. Im Extremfall wurden dabei sterile, mit senkrechten Wänden begrenzte Betongerinne geschaffen, die nicht selten auch noch einen Betondeckel bekamen, um zusätzliche Verkehrsflächen zu gewinnen. Eine dementsprechende Gewässergestaltung ist zugeschnitten auf die Funktion des Gewässers als Vorflut-

ter, optimiert im Hinblick auf Hochwasserschutz und Gewässerunterhaltung. Unzählige Kommunen in Deutschland und Europa stehen durch die aktuelle EU-Wasserrahmenrichtlinie und die EU-Hochwasserrichtlinie vor der Herausforderung, ihre Fließgewässer sowohl zu mehr Naturnähe zu entwickeln als auch erhöhten Anforderungen an den Hochwasserschutz Rechnung zu tragen. Bei den Richtlinien stehen Aspekte der Gewässermorphologie und -ökologie im Vordergrund. Diese dürfen aber nicht isoliert betrachtet werden, denn die Flüsse und ihre Uferbereiche haben bedeutende Funktionen als urbane Freiräume und sind für die Lebensqualität der sich immer weiter verstädterten Gesellschaften von hohem Wert.



Abb. 3 Revitalisierung des Soestbachs, Soest (Landschaftsökologisches Planungsbüro Stelzig, Soest/Bonn) [Quelle: Antje Stokmann]



Je mehr Platz für ein Gewässer zur Verfügung gestellt wird, desto größer sind die Gestaltungsmöglichkeiten. Dazu bedarf es der Entwicklung innovativer interdisziplinären Ansätze, in denen die an das Gewässer angrenzenden Landschaftselemente und -nutzungen in den unterschiedlich häufig überschwemmten Ebenen in angepasster Weise gestaltet werden. In den häufig überschwemmten Uferräumen können terrassierte Ebenen, Rampen, Treppen und Aussichtsplattformen den direkten Zugang zum Wasser ermöglichen. Wege auf unterschiedlichen Niveaus erlauben eine unterschiedliche Nutzung des Parks sowohl bei Niedrig- als auch bei Hochwasser. Dafür müssen Pflanzenauswahl, Nutzungsgebiete und Möblierung an die verschiedenen Überschwemmungshäufigkeiten und -tiefen angepasst werden. Je nach Fließdynamik und zur Verfügung stehendem Raum sollten auch morphodynamische Prozesse der Laufveränderung, Anlandung, Inselbildung im Gewässerbett gefördert werden, die ein naturnahes und abwechslungsreiches Erscheinungsbild zur Folge haben. Auch bei der Integration von Hochwasserschutzsystemen in ufernahe Freiräume bieten sich durch die Kombination zwischen festen und mobilen Elementen vielfältige Gestaltungsspielräume: Mauern und Deiche können kombiniert werden mit verschließbaren Schutztoren aus Stahl, Klappen sowie mobilen Dammbalken aus Aluminium. Diese Elemente ermöglichen eine Durchlässigkeit des Raums, da sie nur im Notfall zum Einsatz kommen. Um nicht als Barrieren zu wirken, sollten Mauern und Deiche als attraktive, multifunktionale, begehbarer, erlebbare Landschaftselemente gestaltet werden. So verstärkt die Ufergestaltung die bewusste Wahrnehmung der dynamischen Gewässerprozesse und dient diesen als Bühne.

Gestaltungsfeld Wasser- und Abwasserinfrastruktur

Angesichts weltweiter Herausforderungen der Stadtentwicklung besteht ein großer Bedarf an flexiblen, dezentralen, kostengünstigen und ressourcensparenden Systemen. Dafür steht eine Vielzahl von neuen abwassertechnischen Technologien und Methoden zur Verfügung, die für eine Abkehr von der vorherrschenden Abwasserbeseitigung und Abwasserreinigung in Betracht gezogen werden können und mit einer Zunahme von sichtbaren, oberirdischen, in den Stadtraum zu integrierenden Abwasseranlagen einhergehen. Die urbanen Freiräume müssen verstärkt kombinierte Ableitungs- und Rückhaltelemente sowie Reinigungsanlagen integrieren. Diese haben spürbare Auswirkungen auf den Charakter von Siedlungsräumen. Dadurch bietet sich die Möglichkeit für innovative Entwürfe ihrer räumlichen Verknüpfung und integrierten Gestaltung als attraktive und nutzbare Freiräumelemente.

Gestaltender Umgang mit bepflanzten Bodenfiltern

In bepflanzten Bodenfiltern wird das Reinigungspotenzial von Ökosystemen, wie sie in Feuchtgebieten und Sandböden vorkommen, genutzt. Der Bodenfilter besteht hauptsächlich aus einer Sandschicht, die auf eine Kieslage aufgebracht und von einer Kieslage abgedeckt wird. Die Reinigung des Abwassers erfolgt beim Durchfließen der Substrate. Die Pflanzen begünstigen verschiedene milieubabhängige Vorgänge und verhindern durch ihr Wurzelwachstum eine Verstopfung der Bodenporen. Die Um- und Abbauvorgänge beruhen jedoch im Wesentlichen auf den zahlreichen Mikroorganismen, die das Substrat des Bodenkörpers als Besiedlungsfläche nutzen und die sauerstoffzehrenden Substanzen des Abwassers umsetzen. Neben der Reinigung von kommunalen Abwässern kommen bepflanzte Bodenfilter auch für die Reinigung

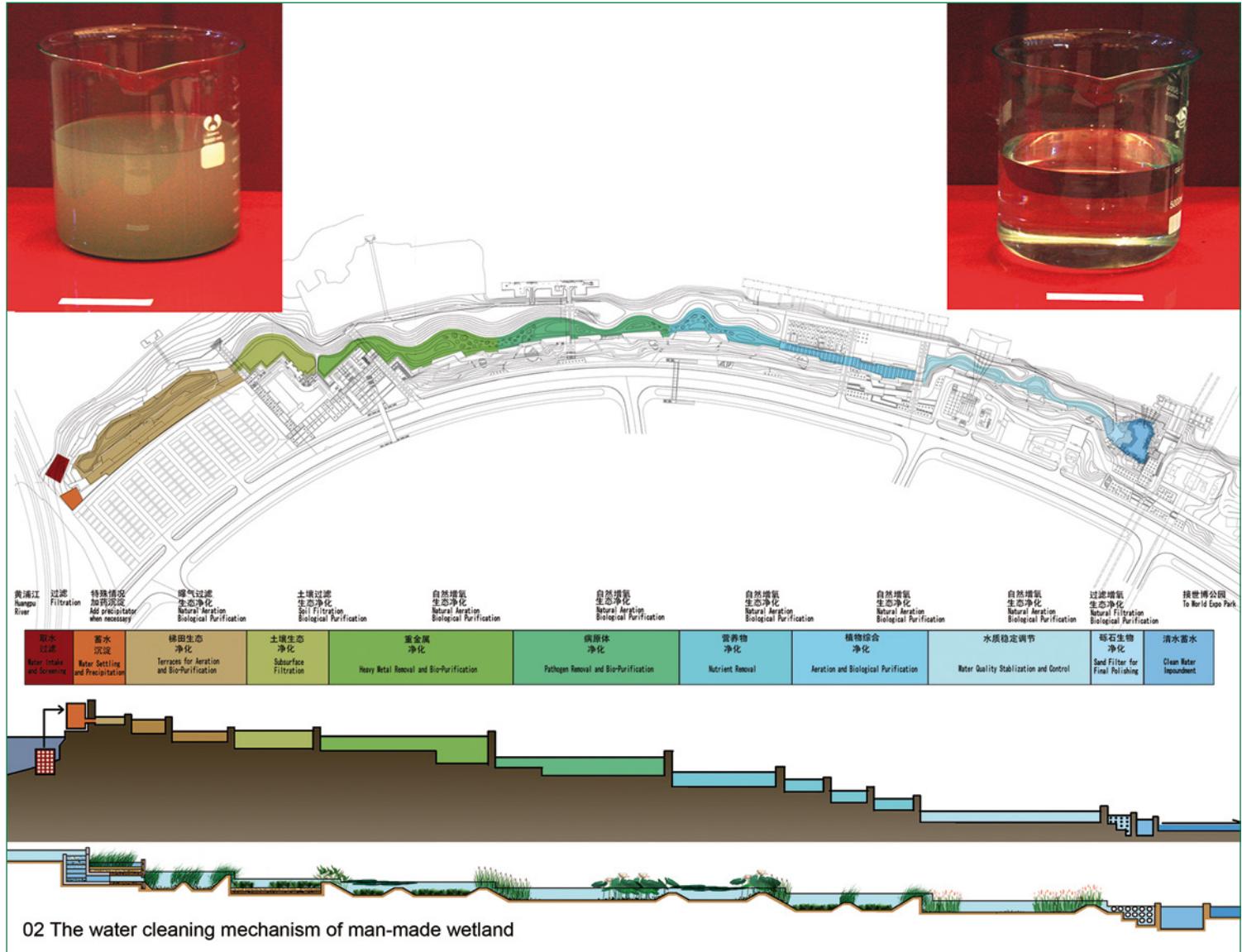


Abb. 4 Houtan Park, Shanghai [Quelle: Turenscape, Peking]

von speziellen Abwässern aus dem landwirtschaftlichen und gewerblich-industriellen Bereich, von stark verschmutztem Regenwasser, von Verkehrsflächen, von belastetem Flusswasser sowie von Grauwasser zum Einsatz. Parallel zu den Entwicklungen in Deutschland gewinnt

die Abwasserreinigung über Pflanzenkläranlagen vor allem in den Schwellen- und Entwicklungsländern an Bedeutung. Dort finden sich zum Teil deutlich größere, modular aufgebaute Pflanzenkläranlagen, an die 3 000 und mehr Einwohner angeschlossen werden.

Der Platzbedarf von dezentralen Abwasserkonzepten ist nach den hygienischen Aspekten das zentrale Argument gegen einen Systemwechsel in der Wasserwirtschaft. Soll fäkal belastetes häusliches Abwasser gereinigt werden, so ist beim Einsatz von Vertikalfiltern entsprechend dem Arbeitsblatt DWA-A 262 (2006) eine Filterfläche von 4 m² pro Einwohner erforderlich. Für Pflanzenkläranlagen, die die Aufgabe haben, nur das in Bad und Küche anfallende Grauwasser zu reinigen, hat sich gezeigt, dass eine Filterfläche von 1 m² pro Einwohner für eine ordnungsgemäße Grauwasserreinigung ausreicht. Mit den neueren abwassertechnischen und abwasserbiologischen Entwicklungen lassen sich dezentrale Anlagen als künstliche Gewässerelemente und Bestandteil eines umfassenderen Gewässersystems in den Stadt- und Freiraum integrieren. Selbst wenn der Reinigungsvorgang größtenteils unsichtbar bleibt, haben die Reinigungselemente durch die Bepflanzung mit unterschiedlicher Sumpfvegetation und die Verbindung über den Ablauf einen engen räumlichen Bezug zum jeweiligen Fließgewässer. Dies ist für die Konzeption von Freiraumstrukturen attraktiv, weil bepflanzte Bodenfilter die Fließgewässer anreichern und zu attraktiven Bestandteilen der Gestaltung urbaner Uferlandschaften werden können.

Ausblick

Neue Infrastrukturkonzepte in der Stadtplanung zu entwickeln, bedeutet, dass Architekten, Stadtplaner und Landschaftsarchitekten sich nicht nur mit Wasser als Gestaltungselement sondern auch mit den technischen Aspekten

seiner Speicherung, Reinigung und Ableitung vertraut machen müssen. Und für Wasserbauingenieure bedeutet dies, dass sie nicht nur das effiziente Funktionieren technischer Systeme im Blick haben, sondern diese auch in ihrem kulturellen, sozialen, ästhetischen und ökologischen Kontext betrachten müssen.

Die hier vorgestellten Ansätze und Projekte zeigen, dass ein neuer Umgang mit dem Wassermanagement den Ausgangspunkt eines die Wasserinfrastruktur integrierenden Systems öffentlicher urbaner Freiräume darstellen kann. Kreative Entwurfsideen kombinieren selbst organisierte Naturprozesse zur Steigerung der Leistungs- und Anpassungsfähigkeit der Wasserinfrastruktur mit niedrigen Unterhaltskosten und einer attraktiven, nutzungsorientierten Gestaltung urbaner Räume.



Literatur

- [1] Dreiseitl, Herbert; Grau, Dieter 2006: Wasserlandschaften. Planen, Bauen und Gestalten mit Wasser. Basel: Birkhäuser
- [2] Hoyer, Jacqueline, Wolfgang Dickhaut, Lukas Kronawitter, Björn Weber 2011: Water sensitive urban design. Principles and Inspiration for Sustainable Stormwater Management in the City of the future. Hamburg: Jovis.
- [3] Prominski, Martin, Antje Stokman, Susanne Zeller, Daniel Stemberg, Hinnerk Voermanek 2012: Fluss. Raum. Entwerfen. Planungsstrategien für urbane Fließgewässer. Basel: Birkhäuser
- [4] rheinkolleg e. V. (Hrsg.) 2010: Das Wasser bedenken. Living with Floods. Katalog zum rheinpreis 2008. Karlsruhe.

Stadtnatur im Urban Millennium

Einleitung

Der Blick auf Natur in der Stadt hat sich in den letzten Jahrzehnten grundlegend gewandelt. Seit der Antike war der Gegensatz zwischen Natur und Stadt bestimmend, je nach Landschaft über Jahrhunderte bis Jahrtausende. Die Stadtmauer markierte klare Grenzen: auf der einen Seite Wildnis, vorindustrielle Kulturlandschaft, auf der anderen Seite die gebaute Stadt. Die wenigen hier vorkommenden Naturelemente waren gärtnerisch gezähmt. Seit der Industrialisierung nimmt die urbane Siedlungsfläche rapide zu.

Was in Europa begann, ist inzwischen zum globalen Trend geworden. Jeder zweite Erdbewohner wohnt heute in einer Stadt, in Deutschland über 90%. Wir sind im Urban Millennium angekommen. Mit der Ausdehnung von Städten in ihr Umland und dem Wechselspiel von Wachstum und Schrumpfung löst sich die Dichotomie von Stadt und Land zunehmend auf. Die Perspektiven auf die Stadtnatur werden damit komplexer. Dies betrifft das ökologische Verständnis urbaner Natur ebenso wie funktionale Ansprüche der Stadtbewohner und konzeptionelle Ansätze zur Entwicklung urbaner Freiräume.

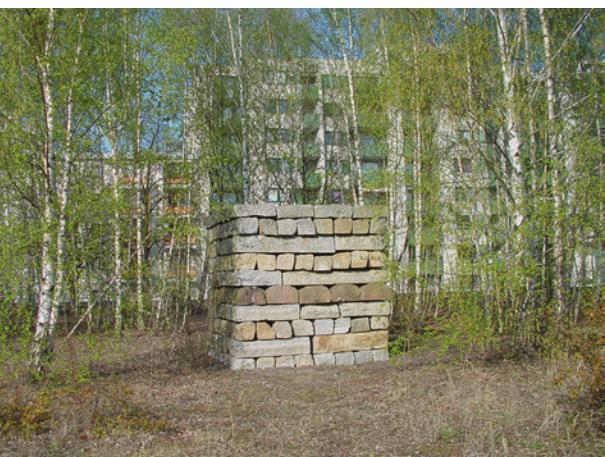
Ingo Kowarik





Entdeckung der Stadtnatur

Dass Städte auch wilde Pflanzen und Tiere beherbergen, wurde durchaus früh registriert. Seit Mitte des 16. Jahrhunderts wurde beispielsweise die Flora des Kolosseums in Rom wiederholt kartiert; deutsche Stadtfluren gibt es seit dem 18. Jahrhundert [20]. Aber erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzieht sich die Entdeckung der Stadtnatur als komplexe Interaktion von Biodiversität, Stadtbewohnern, urbanen Lebensräumen und Flächennutzungen. Was Galápagos für die Evolutionstheorie, ist Berlin für die Stadtökologie, wie der Historiker Jens



Lachmund kürzlich schrieb [12]. Im Schatten der Berliner Mauer wuchs wilde Stadtnatur in bislang unbekanntem Ausmaß auf. Die von Herbert Sukopp geprägte »Berliner Schule« machte die Stadt zum interdisziplinären Forschungsgegenstand und die Stadtökologie zur »Lehrbuchwissenschaft« [18, 19, 21].

Aus Städten als lebensfeindlichen Wüsten wurde das urbane Biotopmosaik. Dessen Bausteine, räumliche Muster und Mechanismen wurden ökologisch charakterisiert und mit Biotopkartierungen flächig abgebildet. Seitdem wissen wir, wie stark urbane Flächennutzungen Stadtclima, Böden und Wasserhaushalt verändern und auch die urbane Tier- und Pflanzenwelt prägen [4, 19, 23, 24]. Dennoch – oder gerade deswegen – sind Städte als besonders artenreiche Lebensräume entdeckt worden. Eine große Rolle spielen dabei nichteinheimische Arten, die durch Handel, Verkehr und gärtnerische Aktivitäten in großer Zahl in urbane Lebensräume gelangen und durch deren besondere Bedingungen oft überdauern können. So profitiert der aus China stammende Götterbaum von der städtischen Wärmeinsel, die in vielen großen Städten eine globale Erwärmung der Jahresmitteltemperatur um 2 Grad bereits vorweg genommen hat [9]. In Köln und Stuttgart nisten schon Papageien. Milder Winter und ein gutes Nahrungsangebot begünstigen auch einheimische Arten, was bei »Stadt-Füchsen« und Wildschweinen besonders auffällt [13].

Dass Städte zumindest bei Pflanzen Hotspots der Biodiversität sind, liegt nicht nur an ihrem Exotenreichtum. Vergleiche gleich großer Stadt- und Umlandflächen haben ergeben, dass Städte auch reicher an einheimischen Pflanzenarten sind [11]. Eine Ursache hierfür ist die Verarmung ländlicher Lebensräume durch intensivierte Landnutzungen. Während sich die Feldlerchen (noch) auf Berliner Flughäfen tummeln, gehen sie in der agrarischen Normallandschaft zurück.

Die schönsten Wiesen blühen heute oft in historischen Landschaftsgärten, wogegen auf Landwirtschaftsflächen selbst triviale Wiesenarten wie der Scharfe Hahnenfuß massiv zurückgehen. »Urwaldinsekten« wie Heldbock oder Juchtenkäfer fehlen vielen Waldgebieten heute, kommen aber an alten Stadtbäumen vor – selbst neben dem Stuttgarter Hauptbahnhof.

Soll man nun die Ausweitung der Siedlungs- und Verkehrsfläche als Erfolg für Bewahrung der Biodiversität feiern, weil Städte doch so artenreich seien? Diese Argumentation, auf die schon früher ein Städtebauminister gekommen sein soll, trifft jedoch scharf daneben. Die Begeisterung über urbanen Artenreichtum ist zu relativieren, da hohe Artenzahlen nichts über die Überlebenschancen von Arten sagen. So zeigen genauere Analysen, dass die urbanen Populationen vieler Arten immer kleiner werden, gerade bei seltenen und gefährdeten Arten [5, 15]. Für das nachhaltige Vorkommen von Tier- und Pflanzenarten sind die Qualität der Lebensräume und ihre räumliche Lage im Stadtgefüge entscheidend. Grob verallgemeinert sind besonders bedeutend:

- Lebensräume mit großer Standortskontinuität. Oft sind dies Reste von Wäldern, Feuchtgebieten, aber auch von Wiesen sowie alte Bäume in Parkanlagen. Hier kommen viele Arten vor, die wenig mobil sind und daher nicht oder nur sehr langsam neue Lebensräume erreichen können. Buschwindröschen werden – wie viele Waldarten – durch Ameisen ausgebreitet, also nur wenige Dezimeter pro Jahr. Angesichts der hohen Fragmentierung urbaner Lebensräume ist die fehlende Fähigkeit vieler Arten zur Fernausbreitung ein entscheidendes Nadelöhr für die Besiedlung neuer Standorte.
- Lebensräume mit extremen Umweltbedingungen. Hierzu zählen insbesondere nährstoffarme Lebensräume, die warm-trocken (z.B. offene Bahnbrachen, alte Kiesdächer)

oder feucht sind (z.B. Regenwasserrückhalteanlagen). Solche Flächen sind in Stadtgebieten relativ selten, weil hier eher ein Überangebot an Nährstoffen herrscht.

Zusammengefasst resultiert der urbane Artenreichtum also nicht per se aus einer urbanen Flächennutzung, sondern aus der Kombination besonderer standörtlicher und historischer Faktoren.





Urbane Natur-Transformationen

Die Veränderung städtischer Lebensräume wird häufig durch konzentrische Stadtmodelle veranschaulicht [18, 21]. Sie sind geprägt durch eine Abfolge von Stadtzonen, die an die Kernstadt anschließen, sich im Wesentlichen durch abnehmende Bebauungs- und Bevölkerungsdichte und zunehmende Grünanteile unterscheiden und häufig durch lineare Elemente wie Flüsse oder Bahnanlagen durchzogen sind. Für Versiedlungsgrad, Überwärmung, Artenreichtum verschiedener Organismengruppen und viele andere Parameter ist belegt, dass sie regelhaft entlang von Stadt-Land-Gradienten variieren. Solche Stadtmodelle veranschaulichen sehr gut fundamentale Prinzipien der ökologischen Gliederung von Städten.



Dahinter steckt die Idee, dass Städte wie Inseln in der Landschaft liegen und die Stadtzonen einen graduellen Übergang vom Inselkern zum umgebenden Land bilden. Was für die europäische Kernstadt über Jahrhunderte galt, wird jedoch zunehmend infrage gestellt, wenn sich Städte stark ins Umland ausdehnen. Reste des Landes werden nun zu Inseln im städtischen Meer – oder in der »Zwischenstadt« [6, 17]. An anderer Stelle führt Schrumpfung infolge wirtschaftlicher oder demografischer Veränderungen zur Auflockerung zuvor verdichteter Stadtstrukturen [2, 14]. Wo zuvor (Wirtschafts-)Leben pulsierte, blühen auf einmal ganz andere urbane Landschaften.

Vor diesem Hintergrund wird die Entwicklungsgeschichte urbaner Freiräume zunehmend wichtiger für ihr Verständnis und ihre Rolle in städtischen Grünsystemen. Das Modell der »vier Naturen« in der Stadt veranschaulicht wesentliche Unterschiede hierbei [7, 10]. Es zeigt unterschiedliche Arten von Stadtnatur als Transformationsprodukte der ursprünglichen Naturlandschaft. Der Blick wendet sich hierbei von der Stadt als destruktiver zur transformierenden Kraft. Übergänge zwischen den vier Naturen können graduell oder in Dimensionssprüngen erfolgen. Auch die Reste ursprünglicher Naturlandschaft (»Natur der ersten Art«) sind durch Stadtwirkungen verändert (z. B. Nährstoffeinträge). Sie können direkt oder über einen Umweg über ländliche Kulturlandschaftsrelikte (»Natur der zweiten Art«) in die gärtnerisch geprägte »Natur der dritten Art« umgeformt werden. Dies ist an vielen historischen Parkanlagen nachvollziehbar, die Urwaldrelikte ebenso wie ehemals landwirtschaftliches Grünland einschließen. Solche Flächen sind aufgrund ihrer Entwicklungsgeschichte oft Leuchttürme biologischer Vielfalt in der Stadt.

Gärten und Parks der »Natur der dritten Art« können auch nach einer Zerstörung früherer Natur entstehen, beispielsweise auf Dächern oder Abrissflächen. Selbst wenn Biomasse oder dominante Arten hier den anderen Naturen ähneln, führt der Bruch in der Entwicklungsgeschichte zu völlig anderen Biodiversitätsmustern. Aufgrund ihrer Ausbreitungslimitierung können viele Arten neu begrünte Flächen nicht besiedeln, selbst wenn eine neu begründete Parkanlage Wald- oder Wiesencharakter erreicht. Noch offensichtlicher ist der Dimensionssprung bei der »Natur der vierten Art«. Auf spezifisch urban-industriellen Standorten entstehen neuartige Lebensgemeinschaften aus einheimischen und vielen nichteinheimischen Arten. Die Wirkung ungesteuerter Naturdynamik, der Wildnis-Charakter ist auf solchen Flächen offensichtlich. Diese »neue« Wildnis ist in Hinblick auf Standortbedingungen und Artenzusammensetzung völlig anders als die »alte« Wildnis der »Natur der ersten Art« [10]. Sie ist jedoch stärker durch natürliche Prozesse gesteuert als viele andere Naturausprägungen innerhalb wie außerhalb von Städten.

Da alle Naturtypen innerhalb von Städten indirekt oder direkt durch Stadtwirkungen geprägt werden, können sie, wie hier geschehen, summarisch als Stadtnatur angesprochen werden. Die feinsinnige Unterscheidung zwischen »Natur in der Stadt« und »Natur der Stadt« wird damit obsolet.



Stadtnatur für Stadtbewohner

Stadtnatur ist ohne Stadtbewohner nicht denkbar, wurde teilweise für sie geschaffen und erhalten, wie Volksparks oder stadtnahe Wälder zur »Gesunderhaltung« der Stadtbewohner. Heu-

te drückt das moderne Konzept der Ökosystem-Dienstleistungen aus, dass (Stadt-)Natur direkte positive Wirkungen auf Versorgung, Gesundheit und Wohlbefinden von Menschen hat [22, 25].



Gerhard Hard hat den Blick dafür geschärft, dass Stadtnatur jenseits direkter Gestaltung und Pflege durch menschliche Aneignung bis ins Kleine moduliert wird und daher auch menschliche Nutzungsmuster ablesbar macht [3]. Für den Zugang zur Stadtnatur in ihrer ganzen Breite markieren die 1970er-Jahre mit der »Kasseler

Schule« eine wichtige Phase, wie die Texte in »Grün in der Stadt« [1] zur Inbesitznahme des öffentlichen Grüns und zum wilden städtischen Grün veranschaulichen. Guerilla-Gardening ist eine moderne Fortsetzung.

In der Wende zum Urban Millennium haben sich auch landschaftsarchitektonische und urbane Naturschutz-Konzepte gewandelt. Nach wichtigen Pionierprojekten, wie dem Landschaftspark Duisburg-Nord oder dem Schöneberger Südlände, gehört die Integration der »Natur der vierten Art« in städtische Grünsysteme fast schon zum landschaftsarchitektonischen Alltagsgeschäft. Früherer Streit um solche Stadtnatur wirkt heute anachronistisch. Auch der Naturschutz öffnet sich zunehmend der städtischen Natur, ihren neuen wie alten Facetten. Damit werden integrative Naturschutzkonzepte immer wichtiger, mit denen Biodiversität in allen Flächennutzungen nicht nur soweit wie möglich bewahrt, sondern auch ganz aktiv gefördert wird – mit und für Menschen. Dies schließt auch Rückgriffe auf »Natur der ersten Art« ein wie bei der Isar-Renaturierung in München. Für die neuen Aufgaben braucht es oft auch eine Verbindung von Natur- und Entwurfskompetenz [6, 8, 10]. Die Berliner Biodiversitätsstrategie [16] veranschaulicht, dass Naturschutz heute ganz in der Stadt und bei ihren Bewohnern angekommen ist. Sie ist auch Einladung an die Akteure der Stadtgesellschaft, mitzumachen: aus Freude an der Stadtnatur und im Wissen darum, dass ein unmittelbarer Zugang zu ihr das Leben in der Stadt angenehmer macht.



Literatur

- [1] Andritzky, Michael & Spitzer, Klaus (Hrsg.): Grün in der Stadt. Von oben, von selbst, für alle, von allen. Reinbeck: Rowohlt, 1981
- [2] Giseke, Undine: Und auf einmal ist Platz: Freie Räume und beiläufige Landschaften in der ausgeliehenen Stadt. Reihe Bauwelt Fundamente, 138(2007), S. 187–217
- [3] Hard, Gerhard: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Osnabrücker Studien zur Geographie, 16(1995), S. 1–197
- [4] Klausnitzer, Bernd: Ökologie der Großstadtfauna. Jena: Fischer, 1987
- [5] Knapp, Sonja et al.: Changes in the functional composition of a central European urban flora over three centuries. Perspectives in Plant Ecology, Evolution and Systematics, 12(2010), S. 235–244
- [6] Körner, Stefan: Natur in der urbanisierten Landschaft. Ökologie, Schutz und Gestaltung. Wuppertal: Verlag Müller + Busmann, 2005.
- [7] Kowarik, Ingo: Das Besondere der städtischen Vegetation. Schriftenreihe des Deutschen Rates für Landespflege, 61(1992), S. 33–47
- [8] Kowarik, Ingo: Neue Wildnis, Naturschutz und Gestaltung. Garten und Landschaft, 114 (2004) H. 2, S. 12–15
- [9] Kowarik, Ingo: Biologische Invasionen. Neophyten und Neozoen in Mitteleuropa. Stuttgart: Ulmer, 2. Aufl. 2010
- [10] Kowarik, Ingo: Novel urban ecosystems, biodiversity and conservation. Environmental Pollution, 159(2011), S. 1974–1983
- [11] Kühn, Ingolf et al.: The flora of German cities is naturally species rich. Evolutionary Ecology Research, 6(2004), S. 749–764
- [12] Lachmund, Jens: Greening Berlin. The co-production of science, politics, and urban nature. Cambridge, MA: MIT Press, 2013.
- [13] Möllers, Florian: Wilde Tiere in der Stadt. Inseln der Artenvielfalt. München: Knesebeck Verlag, 2010
- [14] Oswalt, Philipp & Rieniets, Tim (Hrsg.): Atlas of Shrinking Cities. Ostfildern: Hatje Cantz, 2006.
- [15] Pyšek, Petr et al.: Trends in species diversity and composition of urban vegetation over three decades. Journal of Vegetation Science, 15(2004), S. 781–788
- [16] Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt (Hrsg.): Berliner Strategie zur Biologischen Vielfalt. Begründung, Themenfelder und strategische Ziele. Berlin, 2012
- [17] Sieverts, Thomas: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Braunschweig: Vieweg, 1997
- [18] Sukopp, Herbert: Die Großstadt als Gegenstand ökologischer Forschung. Vorträge des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien, 113(1973), S. 90–140
- [19] Sukopp, Herbert: Stadtökologie: das Beispiel Berlin. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 1990
- [20] Sukopp, Herbert: On the early history of urban ecology in Europe. Preslia, 74(2002), S. 373–393
- [21] Sukopp, Herbert & Wittig, Rüdiger (Hrsg.): Stadtökologie. Stuttgart: G. Fischer, 2. Aufl., 1998.
- [22] Tzoulas, Konstantinos et al.: Promoting ecosystem and human health in urban areas using green Infrastructure: a literature review. Landscape and Urban Planning, 81(2007), S. 167–178
- [23] Werner, Peter: The ecology of urban areas and their functions for species diversity. Landscape and Ecological Engineering, 7(2011), S. 231–240.
- [24] Wittig, Rüdiger: Ökologie der Großstadtflora. Stuttgart: G. Fischer, 1991
- [25] Young, Robert. F.: Managing municipal green space for ecosystem services. Urban Forestry & Urban Greening, 9(2010), S. 313–321

Events als Instrumente



Bundesgartenschauen: Massenartikel oder Innovationsmotor von Wandlungsprozessen?

Rekultivierung und Solidarität

Mit ihren blühenden Parklandschaften hatten die Bundesgartenschauen im Nachkriegsdeutschland seit 1951 die originäre Aufgabe, die Auswirkungen der Kriegszerstörung in Ballungsgebieten zu mildern, der Bevölkerung Mut zu machen und ihr zukunftsträchtige Wege aufzuzeigen. Inszenierte, farbenfrohe Inseln als ideale Abwechslung zum harten Wiederaufbau und dem nur langsam schwindenden Trümmermeer. Die erwünschte breite Signalwirkung gelang und entfaltete sich durch bundesweit herbeiströmende Besucher – ein dankbares Millionenpublikum: Es lohnt die Anstrengung, es kann wieder frei gesungen und getanzt werden; ein Werk der Solidarität, von Menschen für Menschen gemacht.

Identitätsstiftende Leuchtturmprojekte

Es wurden Leuchtturmprojekte mit Ausstrahlung und Anziehungskraft gebaut – Bundesgartenschauen waren von jeher auf viele Besucher

Abb. 1 Themengärten auf Landesgartenschauen: Gärtner und Landschaftsarchitekten zeigen ihr Können oft auf eigene Kosten. Hier auf der Landesgartenschau Bad Essen 2010 [Quelle: Imma Schmidt]

ausgerichtet: Bereits zur BUGA 1957 kamen 4,3 Mio. Gäste nach Köln. Das war etwas, das weit über die Kraft der einzelnen Stadt hinausging. Genau für diese Aufgaben – Hoffnungsträger der Herzen und Erneuerer zentraler Freiräume zu sein – wurde das Instrument Bundesgartenschau so mächtig gemacht. Die effektive Bündelung der Kräfte jenseits der Ämterhoheiten erreichte man durch die Zusammenlegung von kommunalem und externem Personal in der für jede BUGA neu gegründeten Bundesgartenschaugesellschaft.

Die ungeheuren Bemühungen wurden gemeinsam geschultert. Nur aus diesem Geist der Solidarität ist der gewaltige Erfolg der Bundesgartenschauen, der aus den Bretterbuden der Bauleitungen und den Rathäusern regelmäßig auf die Bevölkerung der Städte und Region übergriff, zu verstehen. Es gelang, das für eine Stadt lebenswichtige »Wir-Gefühl« herzustellen.

Temporärer und medialer Massenartikel

Schaut man sich beispielsweise den Katalog der BUGA 2011 in Koblenz an, ist ein durchschnittlicher Besuchstag mit rund fünf Stunden laufend im Park berechnet worden. Die Besucher konnten dabei bis zu 100 Attraktionen und aufwendig inszenierte Einzelsituationen oder Teilausstellungen erleben und konsumieren: Bis zu 20 Highlights pro Stunde – eine Szene dauerte somit durchschnittlich drei Minuten.

Markus Gnüchtel

Gärtnerisches Fastfood

Dies sind die kommerziell verwertbarsten Zeitstrecken unserer Kultur. Drei Minuten dauert ein Popsong. Wir sind im Erlebnisraum BUGA bei der Attraktionsdichte einer Pop-Show angelangt. Das ist das Format eines medialen Massenartikels, bei dem allein die Besucherzahlen und die Werbeetats den Erfolg und die Politik als Auftraggeberin bestätigen. Wir sind mit den Bundesgartenschauen im Freizeitsektor angekommen und stehen im Wettbewerb zu Fernsehen, Alkoholkonsum, Fun-, Erlebnis- und Shopping-Parks. Was dabei insbesondere bestürzend ist, ist die vorrangig konsumorientierte Parknutzung, die mit der 150 Tage dauernden Eröffnungsfeier vorgestellt wird.

Aus dem ambitionierten Projekt, mit dem Kulturträger Bundesgartenschau Leben in die zerbombten Trümmer von Städten und Kasernen zu bringen, wurde gärtnerisches Fast Food. Wir haben uns mit diesem Park- und Natur-konsumentierenden Ansatz unnötigerweise in Konkurrenz zu massenmedialer Unterhaltung gebracht.

Ein TV-Format kann man wegzappen, mit den großen Parks der Bundesgartenschauen geht das nicht. Sie nutzen mit dem innerstädtischen Raum eine seltene, immer knapper werdende, begehrte Ressource und sind deshalb nach heutigen Erkenntnissen so nachhaltig und generationsübergreifend zu konzipieren wie nur irgendwie möglich.

Denn allgemeine Problemstellungen der Städte, beispielhaft seien demografisch-soziale oder ökologische Aspekte genannt, und sich daraus ableitende Lösungsansätze entwickeln sich dynamisch und unterliegen dem langfristigen Wandel der Zeit. Das gleiche gilt dementsprechend für die im Stadtraum verorteten, oft alleine angesichts ihrer Größe dominanten BUGA-Parklandschaften: In erster Linie als Aktionsfläche

für 150 Tage punktgenau geplant und mit reichlich Steuermitteln realisiert, kann dem Besucher (und Planer) schnell in Vergessenheit geraten, dass ihn die Wege und Anlagen, auf denen er durch das Blumenmeer flaniert, mit einer »Lebensdauer« von bis zu 50 Jahren höchstwahrscheinlich überleben werden.

Der BUGA-Apparat stellt sich heute als abgekapselte Funktionseinheit dar: Die Vergabe einer BUGA an eine Stadt oder Region erfolgt aufgrund einer Bewerbung/Vorstudie der Kommune, die durch Fachleute auf ein »BUGA-gerechtes« Aufgabenprofil fokussiert wurde. Die jeweils örtliche Bundesgartenschaugesellschaft mbh ist ein Dienstleister, der die zuvor formulierten Bauaufgaben kompakt umsetzt.

Zum Eröffnungsdatum wird mit dem BUGA-Park eine gültige Qualität übergeben, auch die Life-Cycle-Pflege und Kostenpläne sind dann haushalts- und verwaltungstechnisch verabschiedet. Durch diese Fixierung sind die neuen Parkanlagen dem Erfolg oder Downgrade ausgeliefert, mit der verabredeten Pflege präsentieren sie einen nicht zur Diskussion stehenden Dauerzustand.

Betrachten wir den Zeitraum und den Stadtraum

Bundesgartenschauen greifen in den Städten auf große Flächen zu. Wir sehen die Notwendigkeit, Gestaltungen und Nutzungsstrukturen zu schaffen, die sich mit der Zeit entwickeln. Deshalb müssen in den zukünftigen Planungen der Wandel und damit einhergehende Veränderungen die Impulsgeber für einen langanhaltenden, qualitätssteigernden Prozess sein.

Wir brauchen über Jahre eine Serie von Erfolgen, die Politik und Öffentlichkeit in ihrer Parknutzung bestätigen, um die alltägliche Aktualisierung der Anlagen weiterhin zu betreiben.

Wenn wir in solchen Settings an eine Aufgabe gehen, wird sich auch das Zielverhalten, das Ausschreibungswesen verkehren: Es wird die bestmögliche Ausgangslage zur Erreichung eines Ziels gebaut werden und nicht die billigste Ausführung einer formulierten Idee.

Man stelle sich vor, Formel-1-Konstrukteure würden ohne kontinuierliches Überprüfen eine fixe Konstruktion so kostengünstig wie möglich umsetzen. Natürlich tun sie das nicht, sondern setzen alles daran, mit der bestmöglichen Konstruktion, die permanent auf der Strecke kontrolliert wird, das gesteckte Ziel zu erreichen. So sehe ich Gartenschauen als Zwischenergebnis im Leben eines Parks.

Um diesen Qualitätsprozess zu meistern, brauchen wir etwas in der Art eines Parkparlaments. Vor 150 Jahren etwa hieß eine derartige Institution Landverschönerungsverein und hatte das Zeug zur Volksbewegung.

Das Parlament hat die Entscheidungshoheit für ein zuvor vereinbartes Gebiet, den Green Improvement District¹, mit berechneten Budgets und Verträgen. In Mailand beispielsweise übernimmt seit den 1980er-Jahren das Consortium de Parco Nord Milano die gesamten Aufgaben für den mittlerweile 640 ha großen Park.

Die Menschen tragen den Park

Wenn jemand da ist, erhält er sich, wenn niemand da ist, verwildert er. Diese Freiheit müssen wir riskieren. Nur die im Park verbrachte Zeit bildet sich ab, nicht der Pflegeplan. Es geht um die Spur der Menschen, mit ihrer Zeit im Park. Wir lernen aus dem eigenen Tun, Aneignung ermuntert durch Beispiele, aus der profes-

sionellen Pflege, die eher eine Pflegeschule als eine Pflegekolonne ist und sich zusammensetzt aus der Community, dem Freundeskreis, dem Quartier. Die Parkbesucher sind keine Gäste wie in einem Wirtshaus, sie sind Bestandteile eines Parks.

Ein Park ist kein Influx, er ist ein Prozess, der sich mit den Pflanzen erleben lässt, Flora und Fauna zeigen uns den Lauf der Zeit. Das ist das Wichtigste an einem Park, das ist der Unterschied zu dem ansonsten vorherrschenden Fahrplan der Zeit. Um Zeit/Pflanzen zu erleben, müssen wir die Menschen an die Pflanzen selber heranlassen. Dies muss eine Einladung zum Machen sein, nicht nur zum Schauen.

»Momente der Wahrheit«

(Jan Carlzon, Vorstand Scandinavian Airlines SAS)

Ein Park wird mit jedem Moment neu erschaffen, in dem sich ein persönliches Erlebnis ereignet: »Are you experienced?«, fragte Jimmy Hendrix, das wirkte auf eine ganze Generation. »Erleben heißt erinnern«, behaupten Marketingexperten zu Recht, wenn es um die zeitgemäße, nachhaltige und erfolgreiche Interaktion zwischen Produkt, Marke oder Event und dem Menschen geht. Das sind fundamental andere Erlebnis-Ansätze, als sie in dem »Einwegfrontalunterrichtskino« der BUGA vorgeführt werden.

Menschen lernen in ihrer Umwelt, Pflanzen wachsen zu einem Park.

Beides braucht Zeit. Es geht nicht um einen einmaligen Besuch für wenige Stunden, sondern um Lebenszeit. Zwei oder fünf Jahre sind Einheiten, mit denen sich in einem Park rechnen lässt.

¹ Analog zu Business Improvement District, einem Quartier, in dem das Umfeld für Einzelhandelsgeschäfte verbessert wird.

Für Zeit und die Menschen braucht es einen »Customer Relations Coordinator« oder den Parkmeister, der vor Ort ansprechbar ist. Die Pflege ist dezentral organisiert; mit der Zuständigkeit am besten jeweils nur für einen Park. Solche in ihrer Anwesenheit sichtbaren Tätigkeiten sind für die Stabilisierung und sich qualitativ steigernde Parkprozesse auschlaggebend. Alle alten Parks hatten solche, in der Geschichte reichlich überlieferten Parkmeister, sie waren Multiplikatoren und Meinungsträger! Warum komme ich wieder: Weil ich etwas bewirkt, verändert habe im Park, fremde Menschen wurden zu Bekannten und Freunden – das und die will ich wiedersehen. Alle Städte kennen diese Entstehungszelle von Lebensqualität: Hier bin ich zuhause, ich bin Hamburger, Frankfurter, woher kommst du?

Und wir kennen auch diese Bindung stiftenden Systeme: Geburtstage, Wiederkehr im Frühling, Osterfeste, Spielorte der Jugend, Plätze im Park zum Knutschen, die Bank zum Vögeln füttern. All dies sind »Bindungsbeispiele«, die wir in das CRM-System (Customer-Relationship-Management, Kundenbeziehungsmanagement) einspielen und etwas daraus machen. Denn das ist es, was die Menschen jenseits der temporären Events interessiert, in Gemeinschaft hält und zeitgemäß solidarisch agieren lässt.

Verantwortung

Meine BUGA. Welche Interessen haben wir mit einer Bundesgartenschau vordringlich zu vertreten? Freizeitgestaltung oder Erzeugung von gesellschaftlicher Kohärenz? In welcher Welt wachsen die Kinder auf, was kochen wir heute Abend, und mit wem essen wir und wo? Am besten mit den Menschen, mit denen wir den Tag verbracht haben, im Schul-, Arbeits-, Gemüse-, Alters-, Sport- und Gesundheitspark.

Der Wertbildungsprozess ist zu erneuern, denn ohne eine integere, soziale Entwicklung, in der die Werte erarbeitet wurden, erhält sich kein steigernder, identifizierender Prozess. Ich meine dabei intrinsische, nicht akademische Qualitäten, auf die wir Fachleute uns verständigt haben und die wir uns in Preisgerichten und Beratungen gerne gegenseitig bestätigen.

Solange wir die Ziele einer Anlage nicht bei den aktuell betroffenen und interessierten Menschen abholen, solange werden wir diese Menschen ausschließen, unsere Parks mit Security oder Minijobbern sauber halten oder gar die Einzäunung als die beste Wahl in Erwägung ziehen. Der Park wird zur gepflegten grünen Oase der exklusiven, ausgrenzenden Stadt. Letztendlich erhalten wir auf diesem Weg nur teure, von der Pflege in Tipptopp-Zustand gehaltene Funktionsruinen, von denen niemand weiß, was damit eigentlich gemeint war.

Handlungsfelder der Zukunft

Eine BUGA sollte neue Aufgaben annehmen und nicht neue Orte für die immer gleiche Lösung suchen. Parks sind langfristige Beiträge zur Lebensqualität in den Städten. Die Fragen an das städtische Leben müssen deshalb so aufgelegt werden, dass die Kommune die erkannten Aufgaben in langanhaltende Handlungsimpulse verwandeln kann.

Das Thema Gesundheit

Rationalisierungen im Gesundheitssystem verlagern unrentable Gesundungszeiten in den Privatbereich. Wo sind in den Städten öffentliche Freiräume mit unterstützenden Einrichtungen für solche Gesundungsprozesse? Eine BUGA, die sich mit Menschen beschäftigt, die sich ver-

ausgabt haben, die ausgebrannt sind, die ihre Lebenskraft bis zur Erschöpfung eingesetzt haben, die Gärtner im Burn-out.

Kinder sind Zukunft

Angesichts der ungeheuerlichen demografischen Entwicklung sind spezielle Freiräume für Kinder und Jugendliche absurd klein und als Beschäftigungsräume, nicht als Lebens- oder Ausprobierräume zu erkennen. Mit welcher Starbesetzung werden hingegen Opernhäuser für Erwachsene designt und Opernprogramme geprägt und täglich aufgeführt.

Im Städtebau sind die Maximen der funktionalisierten und zonierten Stadt – basierend auf der Charta von Athen (CIAM, 1933) – schon lange hinterfragt, die Trennung von Wohnen und Arbeiten wird als überkommen angesehen. In der Freiraumplanung wird dieser Ansatz noch hoch geachtet, ein Park hat nach wie vor frei von anderen Interessen zu sein.

Wagen wir einen Blick auf die Retailflächen der Zukunft:

Der Retail Space² ist kein gestaltetes Warenlager, sondern mehr als ein Customer-Relation-Angebot zu sehen. Es werden neuartige Vertriebsflächen, sogenannte Brand Hubs geschaffen, an welchen die Kunden ihre Produkte abholen, zugleich erleben und testen können. Der Store³ ist 24 Stunden aktiv. Es gibt kein klassisches Store-Personal, stattdessen verschmelzen öffentlicher Raum, Store, Lager und Erlebnisflächen zu einem neuen Gebäudetypus.

Solche Stores werden zunehmend entstehen und verschmelzen mit den schon bekannten Verwandlungen von Industriehallen in Diskotheken, Fitnesszentren und Restaurantketten, die explizit in Gewerbeplänen eröffnen (wollen). Ergänzt um Loftwohnflächen mit Bewohnern, die genau diesen gemischten Lebens-, Arbeits- und Verweilort als verwertbare Fläche suchen. Besiedelt sowie beworben von Marketinggesellschaften, denen die strenge Definition des aktiven Gewerbegebiets nicht passt. Denn so können sie die wichtigen, prosperierenden Teile der Stadt nicht als Stadt vermarkten, zu ihrem Image machen.

Arbeitsplätze Made in Germany

Der deutsche Kulturwert Nr. 1. Die Arbeitsplätze der Zukunft zusammen mit ihrem imagebildenden Umfeld entstehen lassen. Wenn Personalentwickler und neurologische Forschung zu Bedingungen der Leistungsfähigkeit des Gehirns gefragt werden, empfehlen sie ein sinnlich diversifiziertes Arbeitsumfeld. Firmen mit Innovationszwang, die auf höchste Leistungen ihrer Mitarbeiter angewiesen sind, stehen mit ersten Testbüros am Anfang dieser Entwicklung.

Das werden die Parks der Wissensgesellschaft, offene Kommunikationswege, deren Sinn nicht vorgegeben und funktionalisiert wurde. Orte, deren Bedeutung sich erst und immer wieder in neuen Kombinationen erschließt. In den alten Landschaftsparks wurden grundsätzliche Fragen der menschlichen Lebensführung in der Gestaltung explizit formuliert. Müssen für Bundesgartenschauen nur strikt sinnfreie Räume entstehen?

2 Einzelhandelsflächen

3 Das Geschäft

Zukunft der Bundesgartenschau Praxis

Wie kann sich die BUGA aus der Quotenabhängigkeit eines Anbieters von Massenunterhaltung befreien? Wie kann man das Genre wechseln? Indem der Umgang mit dem Kunden radikal verändert wird. Der Kunde ist Teil des Geschäfts, er ist ein mit dem Produkt verbundener Lebensprozess, Menschen in den Parks sind verbunden mit ihrem Park.

Der Kunde ist der Spezialist, die Firma BUGA ist der Berater.

Learning from Olympia 2012 ...

Es gibt erfolgreiche Beispiele für solche Ansätze: Der Parco Nord in Mailand und der kürzlich eingeweihte Olympiapark in London sind deutlich mehr als Erholungsfläche. Sowohl die italienische als auch die britische Parklandschaft sind gelungene Beispiele einer aktiven Stadt- und Regionalpolitik für die Bevölkerung im Umfeld.

... in Laboratorien

Schon während der Vorbereitungsphase werden erste Identifikationsräume für Quartiersbewoh-

ner, Produzenten, Sportveranstalter, Gesundheitswesen sowie Gemeinschaftsorganisationen geöffnet.

Der Improvement District

Eine parkbezogene Verwaltung wird erarbeitet. Das Nutzungsprofil wird zusammen mit den Nutzern des Parks bestimmt. Inhaber der Brände/ Gartenmarken ist nicht die BUGA, sondern sind die Nutzer, durch sie werden sie auch weiterentwickelt. Die Bundesgartenschau ist zukünftig ein Träger von Freiraum-Strategien und kein Projektsteuerer.

Change Management

Die BUGA ist Partner bei dem Erreichen der Veränderungsziele im Stadtquartier. Sie geht mit den Labs/Partnern Verträge über das Erreichen der vereinbarten Ziele ein. Der Cashflow ändert sich, es müssen nicht fünf Millionen Menschen in 150 Tagen durch den Park geschleust werden, sondern fünf Millionen Menschen werden als eingebundene Nutzer im Gemeinwesen des Parks Freunde, die Geschäftsideen entwickeln und diesen folgen.

Guten Tag BUGA 2.0.



Nützling Gartenschau – Neues Bewusstsein für den Wert kommunalen Grüns

Sind Gartenschauen heute, 116 Jahre nach der ersten »richtigen« 1897 in Hamburg [5] wirklich noch zeitgemäß? Sind die Gelände bleibend wertvoll für städtische Strukturen? Ist es angemessen, beachtlichen Aufwand und viel Geld auf ein einziges Gelände zu konzentrieren? Oder wäre es effektiver, diesen Einsatz von Aufmerksamkeit, Personal, Zeit und finanziellen Mitteln beispielsweise über eine Stadt zu verteilen? »Natürlich bleiben – in großen und kleinen Städten und Gemeinden – neue Parks und strukturgebende Freianlagen und Bauten, nach jeder Gartenschau mehr und andere!« Das sagt Heinrich Sperling, Geschäftsführer von bislang zwölf Gartenschauen Mitte 2011 [4]. Entscheidend ist für ihn: »Gartenschauen verändern etwas in den Köpfen! Grün wird wichtig, bei jedem Einzelnen und politisch. Das ist das eigentlich Nachhaltige an diesem Instrument. An Gartenschau-Orten ist immer ein neues Bewusstsein für den Wert und die Notwendigkeit kommunalen Grüns gewachsen«. Nun lebt Sperling davon, Gartenschauen zu bauen. Kann er dann etwas anderes sagen?

Was leisten denn Gartenschauen noch, neben dem jeweiligen Event, dem Sommerfest und der »Blümchenschau«, wie Kritiker gern abschätzig sagen? Haben nicht jene Stimmen recht – und davon gibt es über die Jahrzehnte immer mal wieder mehr oder weniger laute – die wie Jürgen Milchert Gartenschauen als »Wanderzirkus« brandmarken? Milchert kritisiert in seinem Beitrag mit dem Titel »... bringt der Mittelweg den

Tod« [3] die »Einfalt der gärtnerischen Zunft«. Er moniert wie andere an anderer Stelle in ähnlicher Weise, dass sich bei Gartenschauen »Kompromisse potenzieren«, »immer und überall das gleiche Programm« abgespielt würde und »gestalterisches Mittelmaß« an der Tagesordnung sei. Ein vernichtendes Urteil.

Imma Schmidt

Wanderzirkus?

Das Pflichtprogramm dessen, was die Besucher sehen wollen und der Zwang, den Durchführungshaushalt deckende Einnahmen zu erzielen, könnten Innovationen verhindern, mahnen Skeptiker. Kann sich ein Berufstand von den ausrichtenden Kommunen eine Leistungsschau, eine Art Messe, bezahlen lassen? Quasi »unbeeindruckt« von derlei Fragen finden Bundesgartenschauen immer neue Austragungsorte und gartenschauerfahrene Bundesländer mit einschlägigen Förderinstrumenten, wie Bayern, Baden-Württemberg oder Nordrhein-Westfalen spielen auf der Klaviatur der Landesgartenschauen seit Jahrzehnten mit großem Erfolg. Sie führen gar Wettbewerbe unter den immer zahlreichen gartenschauwilligen Kommunen durch und finden in anderen (alten und neuen) Bundesländern mehr oder weniger eifrige Nachahmer. Die Besucher kommen sowieso. Mehr oder weniger zahlreich, je nach Wetter und Rahmenbedingungen – knapp sechs Millionen insgesamt besuchten die sechs Landesgartenschauen des Jahres 2010 [6].



Abb. 2 Auch in Landesgartenschauen werden außergewöhnliche Entwürfe umgesetzt: Die Landschaftsarchitekten Lützow 7, Berlin, entwarfen die für den Nds. Staatspreis für Architektur nominierte SoleArena, die auch nach der Landesgartenschau 2010 im überarbeiteten Solekurpark täglich zahlreiche Besucher anzieht. Das ungewöhnliche Freiluftinhalatorium hat Bad Essen, dem Sole-Heilbad, ein zeitgemäßes und unverwechselbares Gesicht gegeben. [Quelle: Imma Schmidt]

Landschaftsarchitekten, Garten- und Landschaftsbauer bis hin zu den Produktionsgärtnern und Züchtern nutzen Gartenschauen also seit mehr als hundert Jahren zur Profilierung und der Darstellung ihrer jeweiligen Leistungsfähigkeit. Die Gärtnerverbände und Hobbygärtner bespielen die gebotene Plattform mit großem Einsatz an Personal, Ideen und eigenen finanziellen Mitteln. In »jungem« Gartenschauländern wie Niedersachsen – das Land bietet so gut wie keine Förderung an – stemmen die Gärtner mit den sie begleitenden Landschaftsarchitekten oft das komplette Programm der Themengärten finanziell wie organisatorisch allein, so in Bad Es-

sen 2010 oder auch in der geplanten Landesgartenschau Papenburg 2014.

Sie zeigen ihr Können dort also auf eigene Kosten. In der Tat fehlt gelegentlich der Mut zum Experiment, nicht nur in Niedersachsen. Nur – zeigt den mal jemand, verhält es sich schnell wie bei der BUGA München 2005: »Ein mutiges, sehr weitläufiges Konzept forderte die Besucher heraus – hinter schnurgeraden Wegen und Baumpflanzungen in Reihe musste man während der Gartenschau die private Inspiration für Gärten suchen«, schreibt Sibylle Eßer [1]. Dennoch war die Schau sehr gut besucht. Und auch in der Nachnutzung wird der Park gut angenommen, sodass sich der Mut gelohnt hat. In ihrem Beitrag »Gartenschauen – Rückblick und Perspektive« lautet der erste Satz: »In Deutschland haben sich Gartenschauen seit 1951 zu einem Instrument der städtebaulichen Erneuerung entwickelt.« Eßer berichtet von manchem Irrweg, wie dem der autogerechten Stadt und passend grüner, »aber wenig inhaltsreicher Fläche« und beschreibt das Umdenken in den neunziger Jahren und die Hinwendung zur »Nachhaltigkeit bei ökologischen und wirtschaftlichen Zielen.« Die Stichworte Renaturierung von Industriebrachen und Konversionsflächen – Gelsenkirchen 1997, Magdeburg 1999 und Potsdam 2001 – markieren den Weg zu Gartenschauen als »Motor für die Stadt- und Landschaftsentwicklung« – explizit auch in den neuen Bundesländern. Das Modell Gartenschau entwicklungsfähig? Die Macher lernfähig?

Grünordnungspolitisch sinnvoll

Eine vergleichende Untersuchung – Stadt A Budget Gartenschau und Stadt B Budget dezentrale Stadtgrünentwicklung – hat nach meiner Kenntnis bislang niemand aufgelegt, die notwendigen Parameter wären auch schwer isoliert zu ermitteln. Von jeder Kommune wird heu-

te erwartet, dass sie eine zeitgemäße Grünordnungs- und Stadtentwicklungspolitik betreibt. Hannover hat nicht 1951 in die erste Bundesgartenschau nach dem Krieg investiert, den noch heute hochattraktiven Stadtgarten gebaut und danach die Hände in den Schoß gelegt ... Klimaschutz, dezentrale und vielseitige Grünentwicklung und eine engagierte städtische Umweltpolitik sind dort Teil städtischen Handelns, das anlässlich der Expo 2000 einen neuen Höhepunkt erreicht hat.

Um eine Gartenschau muss die ausrichtungswillige Kommune sich bewerben, sie wird vergeben nach den Kriterien der Deutschen Bundesgartenschau-Gesellschaft oder den Richtlinien der Fördergesellschaft des jeweiligen Bundeslandes. Jedenfalls sollte es so sein. In der Regel benennt schon die erforderliche Machbarkeitsstudie heute die durch eine Gartenschau zu erreichenden städtebaulichen Entwicklungsziele. Selbst dort, wo die Durchführung umstritten war, selbst jene, die einen finanziellen Verlust hinnehmen mussten, bezeugen im Anschluss sehr oft den grünpolitischen Sinn und die nachhaltigen Effekte der Stadt- und Regionalentwicklung sowie der Imageförderung.

Gartenschauen seien ein »multifunktionales« Instrument von Standortentwicklung und Stadtmarketing, so Dr. Christoph Hauser, Landschaftsarchitekt aus Wien, in einem Vortrag vor niedersächsischen Kommunalvertretern im November 2010 in Hannover. Der Geschäftsführer der Gartenschauen Vöcklabruck 2007 und Ansfelden 2011 in Österreich und Autor einer Dissertation zum Thema »Wann Gartenschauen für Kleinstädte nützlich sind« [2] fasst die nach seinem Dafürhalten »zahlreichen positiven Effekte dieses Instruments« zusammen.

Es könne helfen, strukturelle und räumliche Defizite auszugleichen. Trotz eines erheblichen Fehlbetrages im Durchführungshaushalt sei die



Abb. 3-1 Der mit der Bundesgartenschau München entstandene See erfreut sich bis heute großer Beliebtheit. [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 3-2 Besucher während der Gartenschau [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 4 Rosengarten in den Wällen, Bundesgartenschau Potsdam 2001 [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 5 Nachhaltig nützlich für die kleine Stadt Rietberg – die nordrhein-westfälische Landesgartenschau 2008 [Quelle: Imma Schmidt]

Gartenschau »das Beste« gewesen, was der Stadt habe passieren können, sagte Angelika Bode, Bürgermeisterin der Stadt Winsen/Luhe. Michael Esken, Bürgermeister der Kleinstadt Hemer, die 2010 die nordrhein-westfälische Landesgartenschau ausgerichtet hatte, bekannte in Hannover: »Die Gartenschau hat uns 20 bis 25 Jahre Vorsprung in unseren Investitionen und im Standortmarketing verschafft.«

Zwei Beispiele [4] belegen, wie der Motor Stadtentwicklung, der Nützling Gartenschau, funktioniert: Die Landschaftsarchitekten bdla Hansjakob schufen zur BUGA Bonn 1979 einen zeitlos modernen Landschaftspark. Großzügigkeit und Weite machen das Bild der naturnahen, behut-

sam modellierten neuen Landschaft aus, der sich – und das ist entscheidend – alle nachfolgenden städtebaulichen Eingriffe unterordnen hatten. Der Rheinauenpark wurde so zum Landschaftspark des 20. Jahrhunderts.

Vorbild Gartenschau

Der Südpark in Düsseldorf, das ehemalige BUGA-Gelände von 1987, ist die größte und die am meisten frequentierte Parkanlage der Stadt. Seinerzeit ging es hier vor allem um die städtebauliche Neuordnung des Geländes zwischen Volksgarten und Werstener Kreuz. Die Planer, eine Arbeitsgemeinschaft aus Landschaftsarchitekten, knüpften an die Tradition der Gartenstadt Düsseldorf an und verbesserten mit Maßnahmen im Wohnumfeld die Qualität der angrenzenden Stadtteile erheblich. »Oberbilk erhielt durch die BUGA ein grüneres Gesicht und diese Ergebnisse überzeugten den Rat der Stadt auch für künftige ähnlich gelagerte Investitionen in städtisches Grün«, sagte Manfred Krick, der Düsseldorfer Gartenamtsleiter, auf Nachfragen im Jahr 2011.

Mein Fazit nach mehr als 30 Jahren »persönlicher Begegnung« mit Gartenschauen lautet: Das Modell »Gartenschau« ist eine noch immer wandlungsfähige alte Dame, die durchaus auch heute noch Anziehungskraft und eine Menge Schwung entwickeln kann [4]. Es hilft, für die unterschiedlichsten Fragestellungen (Naherholung und Naturschutz, Verbesserung des Wohnumfeldes und städtischer Freiraumstrukturen, Tourismusentwicklung und Freizeit) praktikable, nutzerfreundliche und manchmal sogar neue Lösungen zu finden. Gartenschauen sind zudem ein gut eingeführtes Markenprodukt und werden von den Bürgerinnen und Bürgern »verstanden«. Jedes Jahr aufs Neue und das bundesweit. Damit sind sie eine Art variabel bespielbare Plakatwand für sich verändernde Themenstellungen



Abb. 6 Bonner Rheinauenpark: Rechtsrheinisch 35 Hektar und linksrheinisch 125 Hektar – die Parklandschaft, die aus der Bundesgartenschau Bonn 1979 wuchs, erstreckt sich von den ehemaligen Regierungsbauten im Norden bis nach Plittersdorf im Süden und bildet nun das »grüne Herz« Bonns. [Quelle: Stadt Bonn]



Abb. 7 Heckengärten im Südpark – Neben extensiver gepflegten Bereichen, dem alten Volksgarten, Spielplätzen, einem Kinderbauernhof, großzügigen Rasenflächen und schattigen Baumplätzen genießen Anwohner und Touristen auch die nach wie vor intensiver gepflegten Stauden- und Heckengärten im Südpark
[Quelle: Imma Schmidt]



Abb. 8 Gartenschauen: Inspirierende Pflanzenkombinationen und reizvolle Gartenbilder [Quelle: Imma Schmidt]

des grünen Berufsstandes. Für Besucher und Gartenverliebte jedoch sind Gartenschauen vor allem eines: Sehenswert, immer aufs Neue.

Denn sie zeigen, wenn es gut läuft, pflanzliche Schönheit, inspirierende Pflanzenkombinationen und reizvolle Gartenbilder. »Ich habe noch in keiner Kommune von Bürgern oder Politikern gehört ›Das würden wir nie wieder machen‹. Das Gegenteil ist der Fall!«, sagt Heinrich Sperling [4].

Und wer Gartenschauen einfach nicht mag, der kann dann im darauffolgenden Jahr in den neuen Park gehen ...

Literatur

- [1] Eßer, Sibylle: Gartenschauen – Rückblick und Perspektive. *Garten + Landschaft* 6/2011, S. 35 – 37
- [2] Hauser, Christoph: Wann Gartenschauen für Kleinstädte nützlich sind. *Garten + Landschaft* 6/2010, S. 38/39
- [3] Milchert, Jürgen: ... bringt der Mittelweg den Tod! *Garten + Landschaft* 6/2011, S. 12 – 15
- [4] Schmidt, Imma: Wenn der Vorhang fällt: Was bleibt von Landesgartenschauen? *Garten + Landschaft* 6/2011, S. 32 – 34
- [5] www.bundesgartenschau.de
- [6] Presseinformationen der Veranstalter der sechs Landesgartenschauen im Jahr 2010



Die Regionalen in NRW: Mehr als ein Event

Juliane Pegels

Seit dem Jahr 2000 möchte Nordrhein-Westfalen mit den »Regionalen« Projekte und Prozesse anstoßen. In zehn Jahren sind in fünf Regionen neue Erfahrungen in regionaler Zusammenarbeit gewonnen worden. Im Sommer 2011 ging mit der »Rheinischen Weltausstellung« die Regionale im Raum Köln-Bonn zu Ende. Und nicht nur dort ist zu sehen, dass landschaftsarchitektonische Beiträge eine zentrale Rolle im aktuellen Diskurs um die Zukunft der Stadtlandschaft spielen.

Experiment IBA Emscher Park als Modell

Die IBA Emscher Park hat im Ruhrgebiet Ungewöhnliches geleistet. Mit unkonventioneller Herangehensweise hat sie sich auf neue Prozesse eingelassen und bis dato undenkbar Ideen zur Realisierung verholfen. Eine ganze Region, von den Spuren der Schwerindustrie und dem Strukturwandel gebeutelt, hat einen neuen Start gewagt. Dieser konnte in den Jahren 1989 bis 1999 nur angestoßen werden. Noch heute, fast ein Vierteljahrhundert nach dem Start der IBA, sind nicht alle Herausforderungen des Strukturwandels bewältigt, aber: Die Sichtweise und Wertschätzung stadt- und landschaftsräumlicher Eigenheiten hat sich verändert, die Prozesse sind offener, experimenteller und kommunikativer geworden, und vor allem wird über kommunale Grenzen hinweg zusammengearbeitet. Gründe genug für die nordrhein-westfälische Landesregierung, die Arbeitsprinzipien der IBA Emscher Park aufzugreifen und in ein neues

strukturpolitisches Instrument zu überführen: die Regionalen.

Die Verschmelzung der Begriffe »Region« und »Biennale« verdeutlicht schon, dass es sich um ein Förderprogramm handelt, das unterschiedlichen Regionen ermöglicht, sich neuen Herausforderungen der Stadt- und Landschaftsentwicklung zu widmen und die Ergebnisse in einem zweijährigen Rhythmus zu präsentieren. Aufgerufen zur Bewerbung um dieses Programm sind jeweils Regionen, die über kommunale und politische Grenzen hinweg eine gemeinsame Zielsetzung entwerfen und mithilfe regionaler Förderung umsetzen wollen. Dabei müssen die Regionen schon im Bewerbungsprozess zeigen, welche Besonderheiten sie zusammenbringen und nachweisen, dass sie bereit sind ungewöhnliche Wege zu gehen, um in neuen Kooperationen die Eigenheiten der Region weiterzuentwickeln. Also schon in den ersten Schritten muss neue Kooperation geübt werden. Nach erfolgreicher Bewerbung einer Region wird eine Regionale-Agentur gegründet, die über mehrere Jahre die Projekte und Verfahren koordiniert und am Ende, im entsprechenden Jahr, die Endpräsentation ausrichtet.

Die ersten Regionalen: 2000 und 2002

Den Auftakt, kurz nach Verabschiedung des Programms, machte die Regionale 2000 in Ostwestfalen-Lippe. Aufgrund fehlender Vorberei-

tungszeit dockte sie an die Landesgartenschau in Bad Oeynhausen an und thematisierte ein die Region zusammenbindendes Element: das Wasser. Mit dem großen Projekt Aqua Magica wurde ein Volkspark des 21. Jahrhunderts geschaffen, der die weitläufigen Grün- und Parkanlagen von Bad Oeynhausen und Löhne zusammenführt. Dieser Park bindet nicht nur die bis dahin nebeneinander existierenden Freiräume zusammen, sondern überwindet auch die Kreisgrenze zwischen den Kreisen Minden-Lübbecke und Herford.

Mit der EUROGA 2002plus ging dann die erste Regionale an den Start, die zur Vorbereitung, Realisierung und Präsentation von Projekten einige Jahre Vorbereitungszeit hatte. Sie trat als europäische Gartenschau ambitioniert an und initiierte im Landschaftsraum des Mittleren Niederrheins neue Zusammenarbeit, die die Großstadt Düsseldorf und ihre Ränder genauso einschloss wie angrenzendes niederländisches Territorium. Zunächst kam eine Vielzahl von Projekten zusammen, die von dieser Förderkulisse profitieren wollten. Wegweisend für andere Regionale wurden dann Projektkategorien mit unterschiedlichen Prioritäten entwickelt; von Leuchtturmprojekten mit höchster Strahlkraft bis zu weniger bedeutsamen, begleitenden Projekten. Als zusammenbindendes Element der unterschiedlich urbanisierten Räume der EUROGA kristallisierten sich die Gewässer heraus. So wundert es nicht, dass das napoleonische Kanalbauwerk Nordkanal/Noordervart zu einem Leitprojekt wurde. Die landschaftsräumliche Inszenierung dieser historischen Kanalfragmente lenkt den Blick auf die Bedeutung grenzüberschreitender Gewässer. Eine Ausstellung lenkte zeitgleich den Blick auf aktuelle Fragen zum Wasserhaushalt, in den der Braunkohleabbau in der Region massiv eingreift. Der Nordkanal spielt auch im Präsentationsjahr eine zentrale Rolle, denn schon in dieser zweiten Regionale wurde deutlich, dass weit verstreute

Projekte nur schwer darzustellen sind. Dieses »Präsentationshandicap« wurde am mittleren Niederrhein durch Routen überwunden, die die Besucher durch den Landschaftsraum leiten. Die Nordkanal-Route ist eine und die Straße der Gartenkunst eine andere, die heute noch existiert. Sie verbindet nach wie vor 55 hochwertige, meist historische Gärten und Parks zwischen Rhein und Maas. Zu EUROGA-Zeiten war sie ein Vehikel, um Aufmerksamkeit auf die regional bedeutsamen Park- und Gartenanlagen zu lenken.



Abb. 1 Aqua Magica [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 2 Dycker Feld [Quelle: RMP Stefan Lenzen Landschaftsarchitekten; Fotograf: Karl Pauly, Luftbildfotografie]



Abb.3 Dycker Feld [Quelle: RMP Stefan Lenzen Landschaftsarchitekten]



Abb.4 Talachse Wuppertal: Schoolwalk [Quelle: dtp, Essen]

Dazu gehören die alten Parkanlagen am Schloss Dyck in Neuss genauso wie deren zeitgemäße Weiterentwicklung auf dem Dycker Feld. Die Tatsache, dass zehn Jahre nach der Präsentation nicht nur Leuchtturmprojekte weiter existieren, sondern auch Routen noch immer verbinden, zeigt, dass die neu entwickelte regionale Zusammenarbeit langfristig trägt.

Die urbaneren Regionalen: 2006 und 2010

Während bei den ersten Regionalen der Fokus auf Stadtbaukultur und Landschaftsentwicklung lag, sind im Laufe der Jahre weitere Arbeitsfelder wie Wissenschaft, Bildung und Kultur dazugekommen. Und neben den großen Landschaftsräumen rechts und links der Ems (Regionale 2004) und dem Aachener Dreiländereck (EuRegionale 2008) rückte im Jahr 2006 mit der Regionale im Bergischen Städtedreieck zwischen Solingen, Wuppertal und Remscheid ein verstädterter Raum in den Fokus. Naturgemäß standen weniger großflächige Freiraumprojekte auf der Agenda als Eingriffe in städtischen Kontexten. Dass aber auch diese sich lange ignorierten Aufgaben widmen, zeigt das Projekt »Talachse Wuppertal«. Lange waren der Fluss und seine Ufer – obwohl namensgebend für die Stadt – in Vergessenheit geraten und erst der Blick auf den gesamten Raum half seine stadtgestalterischen Potenziale neu zu entdecken und durch eine Vielzahl unterschiedlicher Projekte zu beleben. Wichtige Impulse hat die Regionale auch zur Wiederentdeckung und Neunutzung von brachliegenden Bahntrassen gegeben. Beispielsweise ist die Nordbahntrasse, für deren Umnutzung sich vor allem die Bürger vor Ort, ein bis dato kaum beachtetes Potenzial, eingesetzt haben. Ein ganzes Netzwerk von Fahrrad- und Spazierwegen steht heute bereit, das sich ständig erweitert. Erst im Sommer 2012 ist die Trasse der Niederbergbahn im angrenzenden Umland



Abb. 5 Talachse Wuppertal: Schoolwalk
[Quelle: dtp, Essen]



Abb. 6 Nordbahnhstrasse [Quelle: Wuppertal-bewegung e.V.]



Abb. 7 Niederbergbahn [Quelle: Hans Blossey, Fotorechte: dtp, Essen]

in einen Rad- und Fussgängerweg verwandelt worden. Sie schließt räumlich an die Trassen im Bergischen Städtedreieck an, aber vor allem schließt sie an das Gelernte aus der Regionale an. Solche Fortsetzungsprojekte beweisen, dass mit regionaler Zusammenarbeit nicht nur experimentiert wird, sondern dass sie zum neuen Alltag in der Entwicklung der Stadtlandschaft wird.

Dies war ebenso das Ziel der Köln-Bonner-Regionale. Auch in diesem 4000 Quadratkilometer großen Raum, der von Leverkusen im Norden bis zum Drachenfels im Süden, vom Braunkohletagebau im Westen bis zu den Talsperren im Osten reicht, sollte innovative Zusammenarbeit neue Potenziale wecken. Er ist nicht nur Heimat von drei Millionen Einwohnern sondern geprägt von einem Nebeneinander von Groß- und Kleinstädten, von naturnahen Erholungsgebieten und historischen Denkmälern sowie riesigen Industrieanlagen und Tagebauen. Dieses Patchwork verbindet nur der Rhein mit seinen Zuflüssen. Er bildet das Rückgrat der Region und der Regionale, die 2003 unter dem Motto »Brückenschläge« ihre Arbeit begann. Die Diversität der Projekte zeigt sich in der Vielzahl von Projektgruppen: In den Gruppen »stadt«, »grün«, »rhein«, »kulturelles erbe«, »gärten der technik«, »impulse für den standort« entstanden

annähernd 50 Projekte. Im Cluster »stadt« wurden z. B. an ausgewählten Orten vorbildliche und innovative Stadtentwicklungsprozesse auf den Weg gebracht, die maßgeblich von der Unterstützung der Regionale profitierten. Davon zeugen heute Veränderungen auf dem Steinmüller-Gelände in Gummersbach, wo ein ehemaliges Industriearreal nach einem modellhaften, bürgernahen Prozess in ein innenstadtnahes Forschungs- und Dienstleistungsquartier umgewandelt wird. Auch die Bauaktivitäten auf dem Gelände des Bahnausbesserungswerks in Leverkusen-Opladen gehören dazu, die mit der bahn:stadt:opladen ein neues Stadtquartier entstehen lassen. Im Themenfeld »grün« leitet der regionale »masterplan:grün« einen Paradigmenwechsel ein, in dem sich die Region erstmalig auf ein Leitgerüst und einen gemeinsamen Gestaltungswillen für die Sicherung und Gestaltung der Kulturlandschaft einigt. Auf die konkrete Situation vor Ort überträgt zum Beispiel das Projekt »Grünes C« im Norden Bonns die Masterplanidee, verbindet ideell die Landschaftsräume beidseitig des Rheins und schlägt bei Mondorf mit einer Fähre zwischen Bonn und Niederkassel eine tatsächliche Brücke. Hier wird deutlich, dass die Entwicklung von Grün und Gewässer zusammengehört; eine alte Idee, deren Umsetzung oft an Grenzen scheitert. Selbstverständ-



Abb. 8 Grünes C [Quelle: Regionale 2010 Agentur, Ralf Schuhmann]



Abb. 9 Terra Nova [Quelle: Regionale 2010 Agentur, Ralf Schuhmann]

lich hat die Region auch historisch bedeutsame Stätten. Doch bei aller Wertschätzung für die Vergangenheit muten die »Gärten der Technik«, ein Netzwerk von außerschulischen Lernorten und Innovations- und Erlebnisstandorten, fortschrittlicher an. Dazu gehört das Projekt »terra nova«, in dem die Veränderungen der Landschaft durch den Braunkohletagebau zwischen Aachen und Köln genauso erlebbar gemacht werden wie das »metabolon«, das die Abfalldeponie Leppe in ein vorbildliches Lehr- und Forschungszentrum verwandelt. Diese Projekte haben nicht nur den Anspruch, neue Möglichkeiten der Nutzung aufzuzeigen, sondern auch Fragestellungen zum Umgang mit bisher unantastbaren Orten an die Bevölkerung heranzutragen.

Was bleibt von den Regionalen?

Wie zum Ende aller Regionalen musste auch entlang des Rheins das Ergebnis der Arbeit, also eine große Zahl von realisierten oder noch in Umsetzung befindlichen Projekten präsentiert werden. Eine echte Herausforderung. In Köln-Bonn wurde ganz unbescheiden zur »Rheinischen Welt-Ausstellung« eingeladen. Ein Kalender voller Veranstaltungen, Ausstellungen und »Reisen in die Heimat« lockte die Menschen in die Region, vor die eigene Haustür. Denn darum ging es: Die Leute wieder für die Potenziale der eigenen Heimat zu begeistern. Das ist sicherlich bei zahlreichen Interessierten gelungen, andere hingegen werden die Veränderungen erst im Laufe der Jahre wahrnehmen. Aber das ist bekannt, aus anderen Regionen und dem Ruhrgebiet. Auch dort merken die Menschen erst langsam, dass die Stadtlandschaft sich verändert hat. Das ist und bleibt ein Handicap der Regionalen. Selbst mit innovativen Kommunikations- und Erlebniskonzepten, mit Leuchtturmprojekten und Festivitäten – langfristige Veränderungen sind für Bürgerinnen und Bürger nur schwer fassbar. Aber darum geht es im Kern auch nicht.



Abb. 10 Metabolon [Quelle: Regionale 2010 Agentur, Ralf Schuhmann]



Abb. 11 Rheinische Weltausstellung [Quelle: Regionale 2010 Agentur, Ralf Schuhmann]

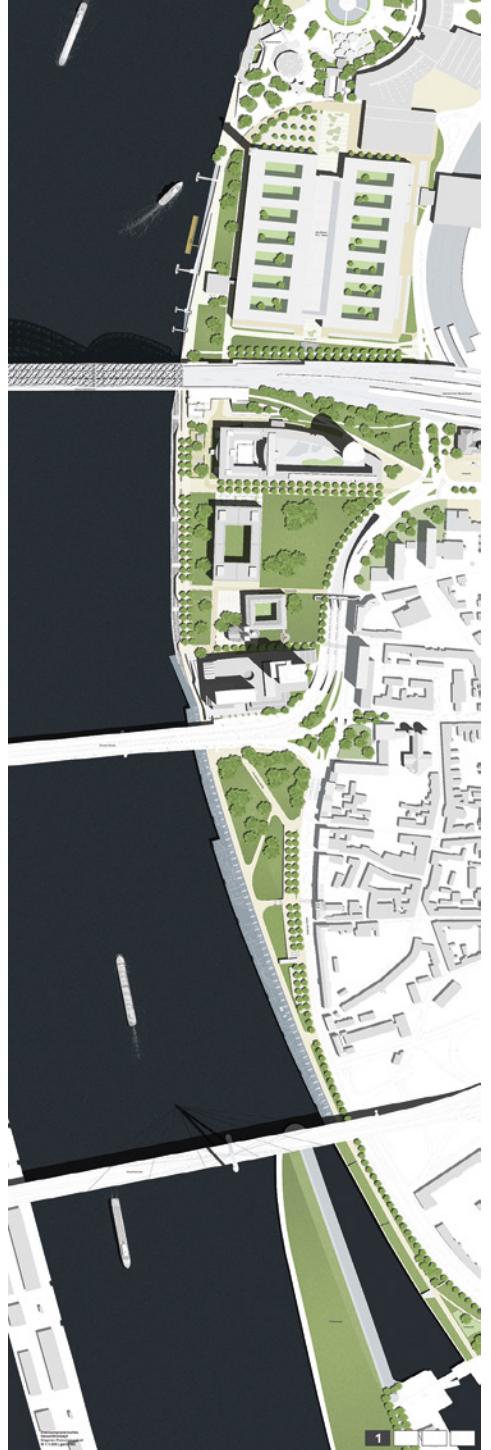


Abb. 12 Rheinboulevard [Quelle: Planorama Landschaftsarchitektur, Berlin]

Wichtiger ist, dass die Lebensqualität sich verbessert, dass identitätsstiftende Orte und Räume aufgewertet werden und innovative Konzepte von verschiedenen Akteuren gemeinsam entwickelt werden.

Schon 2006, nach den ersten vier Regionalen wurde resümiert, dass mit keiner anderen regionalen Strukturförderung die Kooperation zwischen Gemeinden so beflügelt wurde, wie mit den Regionalen. Dennoch hat die Landesregierung entschieden, das Tempo nach zehn Jahren und fünf Regionalen zu verlangsamen. Anders als der Name des Programms suggeriert, geht es ab jetzt im Dreijahres-Rhythmus weiter: im Jahr 2013 präsentiert sich Südwestfalen und 2016 die Regionale »ZukunftsLand« im Westlichen Münsterland.

Mit Sicherheit tragen die Regionalen zur veränderten Wahrnehmung von Freiräumen und zur Wertschätzung von Landschaftsarchitekten bei. Nicht nur, weil sie oftmals große, landschafts-

räumliche Zusammenhänge ins Visier nehmen, sondern weil die Suche nach exzellenten Lösungen nur interdisziplinär erfolgreich sein kann, weil Freiräume als wesentliches Element der Stadtlandschaft anerkannt werden. Die Regionalen bieten eine Plattform für eine neue, interdisziplinäre Auseinandersetzung mit der Stadtlandschaft; sie regen neue Projekte und Formate an. Und die Basis dafür bleibt nach außen oft unsichtbar: unterschiedliche Akteure, die miteinander arbeiten, kommunale Nachbarn, die ihre Stärken und Schwächen, Belange und Interessen kennen und respektieren. Aber nicht nur die gemeinsame Arbeit schweißt zusammen, auch der Erfolgsdruck, das Ringen um ein eigenes Profil und gemeinsam getragene Qualitätsansprüche.



Rollenvielfalt: Internationale Bauausstellungen als grünes Experimentierfeld

Brigitte Scholz

Internationale Bauausstellungen als »Werkstätten gebauter Reformen« haben das Ziel, zukunftsweisende Antworten auf aktuelle Fragestellungen zu geben. Anders als Weltausstellungen, Gartenschauen oder Kulturhauptstädte finden sie ohne festes Programm und ohne festen Kalender statt, und trotzdem oder gerade deswegen haben sie sich als international anerkanntes Markenzeichen erfolgreicher Planungs-, Stadt- und Regionalpolitik etabliert [9]. Vielleicht ist dies der Grund, warum seit 2007 ein wahrer »Boom« in der Durchführung von Bauausstellungen zu verzeichnen ist: Waren es anfangs noch drei Bauausstellungen, die gleichzeitig stattfanden, sind es heute vier, Tendenz steigend.

Ein »Memorandum zur Zukunft Internationaler Bauausstellungen« formuliert zehn Empfehlungen, die als freiwilliger Qualitätsmaßstab dienen und deutlich den »Laborcharakter« und »Ausnahmezustand« einer Bauausstellung betonen [2]. Darüber hinaus weisen sie darauf hin, dass eine IBA immer aus dem konkreten Anlass und Ort herausgearbeitet werden muss. Welche Rolle dabei die Freiraum- und – im großen Maßstab – Landschaftsentwicklung spielen, soll im Folgenden beleuchtet werden.

Rückblick: Entwicklungslinien seit dem 2. Weltkrieg

Schaut man in die jüngere Geschichte der Internationalen Bauausstellungen zurück, manifes-

tiert sich der Wille zu einer neuen Freiraumkultur in der 1957 durchgeführten »Interbau« im Berliner Westen [9, 1]. Während im Osten Berlins mit der Stalinallee »Wohnpaläste für Arbeiter« nach den Prinzipien der traditionellen Stadtbaukunst aus dem Boden wuchsen, realisierten im Hansaviertel international renommierte Architekten und Gartengestalter ihre Vision einer »Stadt von morgen«. Die neue parkähnliche Stadtlandschaft ignorierte die kriegszerstörten Strukturen des gründerzeitlichen Viertels und schuf fließende Grünräume bei gleichzeitig hoher Bebauungsdichte mit Wohnhochhäusern, Zeilenbauten sowie Mehr- und Einfamilienhäusern [10].

Die folgende IBA, ebenfalls im Berliner Westen lokalisiert, demonstrierte ein anderes Verständnis von Stadt, das die gründerzeitlichen Strukturen wieder aufnahm und neu interpretierte. Mit der »behutsamen Stadtterneuerung« (IBA-Altbau) in Kreuzberg konnte die Praxis einer bewohnergetragenen Sanierung implementiert werden, die am vorhandenen baulich-sozialen Gefüge der Stadt ansetzt und dieses qualitätsvoll weiter entwickelt. Parallel zeigte die IBA-Neubau mit zahlreichen Projekten ihre Antworten für eine »kritische Rekonstruktion« der alten Stadt. Das Thema »Freiraum« fand sich überwiegend als Balkon-, Hof- oder Gartenbegrünung wieder, was nach Ansicht von Heike Oevermann [10, S. 150] auf den konservierenden städtebaulichen Ansatz zurückzuführen ist, der »Experimente und neue Konzepte für das städtische Grün« behinderte.

Kurze Zeit später wendete sich das Blatt. Die IBA Emscher Park 1989 bis 1999 im Ruhrgebiet interpretierte nicht nur das Format IBA neu, sondern wies auch der Freiraumgestaltung eine maßgebliche Rolle zu. Vor dem Hintergrund der angestrebten nachhaltigen Entwicklung war es das Ziel der »Werkstatt für alte Industrieregionen«, die Region ökologisch umzubauen und damit die Grundlage für eine neue ökonomische Entwicklung zu schaffen. Das namensgebende Kernthema war die Entwicklung eines zentralen Landschaftsparks mit Schutz der vorhandenen Freiräume und dem Wiederaufbau von Landschaft.

Dieser Prozess erforderte neben der ökologischen Sanierung und Stabilisierung auch eine ästhetische Aufwertung oder Neu-Interpretation von Brachen: »Es gilt, die wichtigen kulturellen und naturkundlichen Zeugnisse dieser Epoche zu bewahren und zu Schlüsselpunkten für das zukünftige Verständnis dieser Landschaft zu machen« [6, S. 21 f.]. Entstanden ist ein Mosaik mit verschiedenen Landschaftstypen – vom klassischen Stadtpark über den »wilden Industriewald« bis zu Halden und Landmarken – die mit der Integration der »Industrienatur« im scheinbar »Wertlosen« einen neuen Wert erkannten [1, S. 706]. Damit hat die IBA Emscher Park ganz wesentlich das heutige Verständnis von Kulturlandschaften geprägt, das schon längst nicht mehr nur die Bilder vorindustrieller Landschaften kultiviert, sondern die Herausforderungen postindustrieller Landschaften umfasst.

Auf der Suche nach der »Parklandschaft neuen Typs« schließt sich die IBA Fürst-Pückler-Land an, die von 2000 bis 2010 Impulse für die Zukunft einer Braunkohleregion im Osten Deutschlands setzte. Mit dem Untertitel »Werkstatt für neue Landschaften« und dem Bezug zum Landschaftsgestalter und Visionär Fürst von Pückler-

Muskau thematisierte sie die Zukunftsgestaltung einer ländlichen Region nach der industriellen Überformung mit großflächigen Landschaftseingriffen [3]. Eine neue Landschaft mit »Zeugniswert der Vergangenheit und mit gestalterischen Maßstäben des neuen Jahrhunderts« sollte als weicher Standortfaktor der Region ein neues Image geben und ein innovationsfreundliches Milieu erzeugen [7].

Im Kern ging es um die Entwicklung des »Lausitzer Seenlandes«, das in Folge der Flutung der ehemaligen Gruben im Entstehen ist und durch die IBA wesentliche konzeptionelle und gestalterische Impulse erhielt. Landmarken und schwimmende Häuser setzen Qualitätsmaßstäbe und sind in eine abgestimmte Tourismuskonzeption eingebunden. Und immer wieder stellte sich die



Abb. 1 Landschaftspark Duisburg-Nord. Mit kleinen Eingriffen und Inszenierungen gelang die Verwandlung der Brache des Stahlwerks in einen Park. [Quelle: Thomas Berns, Landschaftspark Duisburg Nord / Duisburg Marketing GmbH]



Abb. 2 IBA-Terrassen am Großen Räschen See. Die Landschaftskante der Terrasse markiert den Übergang zwischen der gewachsenen Kulturlandschaft und der Bergbaufolgelandschaft. [Quelle: Detlef A. Hecht, IBA-Archiv]

Frage, welche besonderen Potenziale die großflächigen Bergbaufolgelandschaften für neue Gestaltungsansätze bieten und auch erfordern, damit der IBA-Anspruch Wirklichkeit wird, sei es als neue Energielandschaft oder bizarre Wildnis.

Wie nahe die Themen Stadt und Landschaft in schrumpfenden Regionen zusammen liegen, hat die parallel stattfindende IBA Stadtumbau gezeigt. In Sachsen-Anhalt entwickelten 19 Städte unter Begleitung der IBA passgenaue Entwicklungsstrategien für den Stadtumbau unter Schrumpfungsbedingungen. In Dessau-Roßlau beispielsweise beschreiben »Stadtinseln« als urbane Kerne mit großen Landschaftsräumen die zukünftige Struktur der Stadt. Landschaft soll hier verbinden und animieren, Möglichkeiten zur aktiven Teilhabe bieten [5].

Damit lässt sich eine wachsende Bedeutung von Landschaft und Freiraumentwicklung in den letzten internationalen Bauausstellungen ableSEN. In Zeiten von Stagnation und Schrumpfung erhält das Grün eine neue Schlüsselrolle, wird als »Infrastruktur der Zukunft« begriffen. Die Gestaltung von Stadt und Region wird von der Landschaft her gedacht.

Einblick: Die aktuellen und geplanten Bauausstellungen

In Abkehr von Stagnation und Schrumpfung ist die nachhaltige Gestaltung wachsender Metropolregionen heute gleich Thema dreier im Prozess befindlicher IBAs und einer geplanten Internationalen Bauausstellung.

Die IBA Hamburg thematisiert mit dem »Sprung über die Elbe« bis 2013 beispielhaft die Fragestellungen einer internationalen Stadtgesellschaft, die Qualifizierung der inneren Peripherien sowie des Klimawandels [4]. Aus diesen drei Leitthemen erwachsen Ansprüche an die Gestaltung des Freiraums, sei es im Sinne eines Begegnungs- und Kommunikationsraumes für die Stadtgesellschaft oder die neue Ästhetik einer Energielandschaft. Und es geht auch ganz klassisch um die Aufwertung vorhandener und Schaffung neuer Grünräume in Verbindung mit einer internationalen Gartenschau.

In der trinationalen Stadtregion der IBA Basel 2020 soll mit einer gemeinsamen Siedlungs-, Freiraum- und Verkehrspolitik die Stärkung des Wirtschaftsraumes erreicht werden [8]. Freiräume sollen grenzüberschreitend geschützt und aufgewertet werden – mit einem Landschaftspark, neuen Themenwegen und Kulturpfaden – und sind somit weicher Standortfaktor, Komplementärraum und Identitätsstifter. Einen besonderen Weg geht die im Oktober 2012 gestartete IBA Heidelberg, die sich bis 2022 mit der Wech-



Abb. 3 Industrienatur in der Bergbaufolgelandschaft. Die Wildnis kann in geführten Touren erkundet werden. [Quelle: Detlef A. Hecht, IBA-Archiv]



Abb. 4 IBA Stadtumbau in Dessau: Aus Stadt wird Landschaft [Quelle: J. Hohmuth / H. Brückner, Bauhaus Dessau]



Abb. 5 Das Wiesetal mit Blick auf Basel. Die gemeinsame Entwicklung des binationalen »Landschaftsparks Wiese« ist ein wichtiges Projekt der IBA Basel 2020. [Quelle: Madeleine Wuschech, IBA Basel]

selwirkung von Stadtraum und Wissensgesellschaft auseinandersetzen wird.

Noch in Diskussion ist das Konzept einer neuen Bauausstellung für Berlin 2020 mit den Spannungsfeldern »Raumstadt« und »Sofortstadt«. In ausgewählten Gebieten soll durch »eine Balance zwischen langfristigem produktiven Freihalten, spontaner Nutzung und innovativer Bebauung« in Verbindung mit der aktiven Einbindung der Bürgerinnen und Bürger ein neues Repertoire für den Umgang mit Freiräumen entwickelt werden – von der gestalteten Grünfläche über die wilde Brache bis zur urbanen Landwirtschaft [11, S.36].

In Ergänzung zu den Metropolräumen thematisiert die IBA Thüringen bis 2023 den Wandel der Kulturlandschaft und möchte modellhafte Lösungen für das Spannungsfeld demografischer Wandel, Energiewende und Verknappung der

öffentlichen Haushalte zeigen. Im Mittelpunkt steht ein »stadt-landschaftliches Lebensmodell« als »eigenständiger, positiv besetzter und zukunftsfähiger Lebensentwurf« [12]. Die in Werkstätten dezentral über das gesamte Land organisierte IBA will unter anderem Fragen der neuen Energielandschaften, der ökologischen Landwirtschaft und der Baukultur aufgreifen und weist damit der Kulturlandschaftsentwicklung eine zentrale Rolle zu.

Ausblick: Rollenvielfalt – von Klassik bis Avantgarde

Der Blick in die Entwicklungen der internationalen Bauausstellungen zeigt, dass Freiraum und Landschaft unterschiedliche Rollen einnehmen können, die vom klassischen Repertoire in zeitgemäßer Interpretation bis zum Rollentausch reichen. In Zeiten des Wachstums wertet eine

qualitätsvolle Freiraumgestaltung die städtischen Räume auf, deren Spiegelbild der Schutz ökologisch wertvoller Bereiche ist. Landschaft wird zum ordnenden, strukturierenden Element der Stadt. In Zeiten von Stagnation und Schrumpfung wächst die Bedeutung des Freiraums und übernimmt die Rolle des Impulsgebers. Die Region wird nicht mehr von der Stadt, sondern von der Landschaft her gedacht, die als eigentliches Kapital durch verschiedenste Maßnahmen in Wert gesetzt wird.

Damit wird das klassische Repertoire der Stadt- und Regionalentwicklung im »Labor« der Bauausstellungen um eine neue Schicht erweitert. Die neuen Instrumente finden schrittweise und in abgewandelter Form ihren Weg in die Planungspraxis und sind Seismograf für die Impulse internationaler Bauausstellungen. 

Quellen

- [1] Durth, Werner; Sigel, Paul: Baukultur. Spiegel gesellschaftlichen Wandels. Berlin: Jovis-Verlag, 2010
- [2] Durth, Werner: Ein Memorandum zur Zukunft internationaler Bauausstellungen. URL: http://www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de/cln_032/nn_524246/Content/_Anlagen/iba__memorandum.html [Zugriff: 18.11.2012, Stand 2009]
- [3] Hamm, Oliver; Scholz, Brigitte: Landschaftslabor Lausitz. In: Internationale Bauausstellung (IBA) Fürst-Pückler-Land 2000–2010 (Hg.): Verwundete Landschaft neu gestalten. Berlin: Jovis, 2012, S. 81–104
- [4] Hellweg, Uli (2007): Entwürfe für die Zukunft der Metropole. In: Internationale Bauausstellung IBA Hamburg GmbH (Hg.): Metropole. Reflexionen. Band 1, Berlin: Jovis, 2007, S. 34–77
- [5] IBA Büro GbR (Hg.): Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 9: Potenziale. Edition Bauhaus Band 30, Dessau, 2009
- [6] Internationale Bauausstellung Emscher Park (Hg.): Katalog der Projekte 1999. Gelsenkirchen, 1999
- [7] Internationale Bauausstellung Fürst-Pückler-Land (Hg.): Der Bericht der strategischen Kommission. Großräschen, 2000
- [8] Lohaus, Dirk; Jann, Martin: IBA Basel 2020. In: Reicher, Christa; Niemann, Lars; Uttke, Angela (Hg.): Internationale Bauausstellung Emscher Park: Impulse. Essen: Klartext-Verlag, 2011, S. 302–310
- [9] M:AI Museum für Architektur und Ingenieurkunst NRW (Hg.): IBA meets IBA. Eine Ausstellung zur 100jährigen Geschichte der Internationalen Bauausstellungen. Gelsenkirchen, o.J.
- [10] Oevermann, Heike: Interbau 1957 / IBA 87: Erfahrungen für morgen? In: Below, Sally; Henning, Moritz; Oevermann, Heike (Hg.): Die Berliner Bauausstellungen – Wegweiser in die Zukunft? Berlin: regioverlag, 2009, S. 149–156
- [11] Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (Hg.): IBA Berlin Zwanzig Zwanzig. Konzept. Berlin, 2011
- [12] Thüringer Ministerium für Bau-, Landesentwicklung und Verkehr (Hg.): IBA Thüringen – Machbarkeitsstudie/Kurzfassung. 2011

Arbeitsfelder



Landschaft und Infrastruktur

Infrastruktur und Landschaft sind gegensätzliche, den Globus umspannende Raumideen. Die »Idee der Landschaft«¹ begreift die Troposphäre als ein Gefüge aus Räumen, die durch das Wechselspiel von Mensch und Natur – als Anpassung an die Natur und durch die Veränderung der Natur dieser Räume – ein jeweils individuelles Verhältnis in Form von *Kulturlandschaft* abbilden.² Die *Harmonie* oder *Gesundheit* dieses Verhältnisses zeigt sich in der Schönheit von Landschaft. Wenn die Eigenart und Schönheit einer *Kulturlandschaft* zerstört wurde, ist das ein Zeichen dafür, dass das Mensch-Natur-Verhältnis an diesem Ort in eine Schieflage geraten ist (meist in Richtung des Menschen, der die Natur ausbeutet) – so ist zumindest die Variante der Landschaftsidee zu interpretieren, wie sie von Hard, Eisel, Trepl, Körner u.a.³ kritisch beleuchtet wurde:

Landschaft als *Kulturräum*. Einer anderen Variante entsprechend ist Landschaft als globale Raumidee seit dem 18. Jahrhundert der *Stil* des liberalen Bürgertums, Raum wahrzunehmen und sich herzurichten – als *scenic landscape*. Diese Variante von Landschaft zeichnet sich ebenso durch Vielfalt und Abwechslungsreichtum aus. Diese Qualitäten sind aber nicht Zeichen räumlich ausdifferenzierter kultureller Eigenart, sondern die geschmacklichen Differenzierungen eines Genussmittels, um beim arbeitsentlasteten reisenden Landschaftsconnaisseur keine Langeweile aufkommen zu lassen. Diese Variante wurde von Forschern wie Birmingham, Mitchells u.a.⁴ beschrieben – Landschaft als *szenischer Raum*. Die erste Variante von Landschaft entwickelt sich *organisch* durch die *Kulturarbeit* von Menschen in einem bestimmten Raum, die zweite Variante ist eine Haltung, mit der sich das liberale bürgerliche Subjekt der Welt zuwendet oder mit der es sie gestaltet. Man könnte sagen, die eine Variante ist *defensiv* und bewahrend, die andere *offensiv* und *expansiv*. Beiden gemeinsam ist, dass der globale Raum als Mosaik aus visuell unterscheidbaren räumlichen Einheiten verstanden wird.

Thomas Hauck, Regine Keller

1 Siehe dazu: Ludwig Trepl: Die Idee der Landschaft, Berlin 2012.

2 Siehe dazu: Ulrich Eisel: Individualität als Einheit der konkreten Natur: Das Kulturkonzept der Geographie, (Digitale Fassung unter <http://www.ueisel.de>), in: B. Glaeser, P. Teherani-Krönner (Hg.): Humanökologie und Kulturokologie. Grundlagen, Ansätze, Praxis, Opladen 1992.

3 Z.B.: Hard, Gerhard: Zu Begriff und Geschichte von »Natur« und »Landschaft« in der Geographie des 19. Und 20. Jahrhunderts (1983), in: Ders.: Landschaft und Raum – Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1, Göttingen 2002.

S. 171 – 210; Ulrich Eisel: siehe Fußnote 2; Ludwig Trepl: siehe Fußnote 1; Stefan Körner: Theorie und Methodologie der Landschaftsplanung, Landschaftsarchitektur und Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung vom Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. Berlin 2001.

Abb. 1 Landschaft der Wiener Südumfahrung (S1), Niederösterreich [Quelle: Pez Hejduk]

Infrastruktur, als Raumidee verstanden, begreift hingegen den globalen Raum als für den Menschen zurechtgemachte Umwelt, die für alle ihre

4 Ann Birmingham: Landscape and Ideology – The English Rustic Tradition, 1740 – 1860, London 1987; W. J. T. Mitchell: Imperial Landscape, In: Ders. (Hg.): Landscape and Power, Chicago London 2002 (2nd edition). S. 5 – 34.



Abb. 2 Infrastruktur als homogener globaler Raum und Landschaft als Relikt [Quelle: Superstudio, Discorsi per immagini, Ausschnitt aus: Domus, Nr. 481, 1969, S. 44 – 45. Bild aus: Marie Theres Stauffer: Figurationen des Utopischen – Theoretische Projekte von Archizoom und Superstudio, München Berlin 2008, S. 262]

Bewohner die gleichen und bestmöglichen Lebensbedingungen bereitstellen soll. Infrastruktur formiert dementsprechend einen *homogenen globalen Raum*, der überall mehr oder weniger gleich aussieht. Infrastruktur ist das wichtigste Symbol der Moderne, ist sie es doch, die ihre zentralen Ideen – Freiheit und Fortschritt durch Naturbeherrschung – durch eine gemachte Umwelt zur Erscheinung bringt. Aus dieser Perspektive ist Infrastruktur somit nicht etwas, das wie ein Implantat in einen natürlichen Körper, in die *Natur*, *hineingelegt* wird, sondern Infrastruktur ist, wie Edwards schreibt, die Umwelt der Moderne: »Thus infrastructure is the invisible background, the substrate or support,

the technocultural/natural environment, of modernity.«⁵

Mit den beiden Raumideen Landschaft und Infrastruktur ist ein jeweils anderes Verständnis von der *Integration* der gegensätzlichen Idee verbunden:

- Wenn der infrastrukturelle Blick sich auf die landschaftliche Perspektive einlässt, d. h. sich auf eine ästhetisch-symbolische Betrachtungsebene begibt, werden deren Zeichen, in den meisten Fällen *Landschaft*, aber auch die *alte Stadt*, zu einer historischen Schicht, die von der neuen Umwelt der Infrastruktur überlagert wird und aus nostalgischen Gründen oder als Kontrastfolie zum Neuen *darunter* in Erscheinung treten darf. Als Geste der Integration werden die *schönen Dinge* durch den infrastrukturellen Blick als *soziofunktionale* Faktoren in sogenannten integralen (oder ganzheitlichen) Planungsprozessen mit einbezogen.
- Der landschaftliche Blick hat der Integration von Infrastruktur seit dem 19. Jahrhundert eher gezwungenermaßen große Aufmerksamkeit gewidmet und sie zu einem Kernthema der Landschaftsgestaltung gemacht. Hier können zwei *Integrationsstile* unterschieden werden:
 - Defensive Integration: Oberstes Ziel ist es, den natürlichen Körper der Landschaft vor Zerstörung durch Infrastruktur zu schützen. In Deutschland kann der Ursprung dieses Gedankens in relevanter Ausprägung durch Naturschutz- und Heimat- schutzbewegung etwa im Konflikt um die Veränderung des Rheintals durch Rheinrektifikation oder Bergbau im Siebengebirge

5 Paul N. Edwards: Infrastructure and Modernity: Force, Time, and Social Organization in the History of Sociotechnical Systems. In: Thomas J. Misa, u. a.: Modernity and Technology, Cambridge 2003, S. 191.

ge verortet werden.⁶ Technischer Fortschritt, der ja auch in diesem Denken durchaus begrüßt wurde, sollte zu einer organischen, heute würde man sagen ökologischen Technik weiterentwickelt werden. Diese Technik sollte eine sein, die aus den natürlichen und kulturellen Gegebenheiten vor Ort heraus entwickelt und nicht von außen implantiert wird. Diese Idee einer anderen Technik konnte nicht überzeugend verwirklicht werden, da sie der Zweckrationalität technischen Handelns widerspricht.⁷ Ergebnis dieser Bemühungen war bisher keine alternative Technikentwicklung, sondern die Anpassung von Infrastrukturen an lokale Merkmale und Traditionen, wie die Verkleidung von Autobahnbrücken aus Stahlbeton mit Naturstein aus der Umgebung oder die Adaptierung lokaler Bautraditionen, z.B. für Flughafengebäude. Shannon und Smets nennen dies die Strategie der camouflage⁸, die bereits im Landschaftsgarten ihre Anwendung fand und die die Anfänge des Ingenieurbaus dominierte. Man denke nur an die Wiener Stadtbahn, die statt, wie anfangs geplant, von englischen Ingenieuren technisch entworfen zu werden, von Otto Wagner architektonisch gestaltet und geschmückt wurde, oder an die Scheinhäuser in den London Leinster Gardens Nr. 23 und 24, die den Bewohnern den Anblick und den Rauch der in einem Trog geführten Metropolitan Railway ersparen sollte. Diese Strategie prägt auch heute noch zahlreiche Infrastrukturgebäude.

6 Siehe dazu: Thomas M. Lekan: *Imagining the Nation in Nature, Landscape Preservation and German Identity, 1885–1945*, Cambridge London 2004.

7 Jürgen Habermas: *Technik und Wissenschaft als »Ideologie«*, Frankfurt am Main 1989 (1968). S. 56–58.

8 Kelly Shannon, Marcel Smets: *The Landscape of Contemporary Infrastructure*, NAI Publishers 2010. S. 68ff.

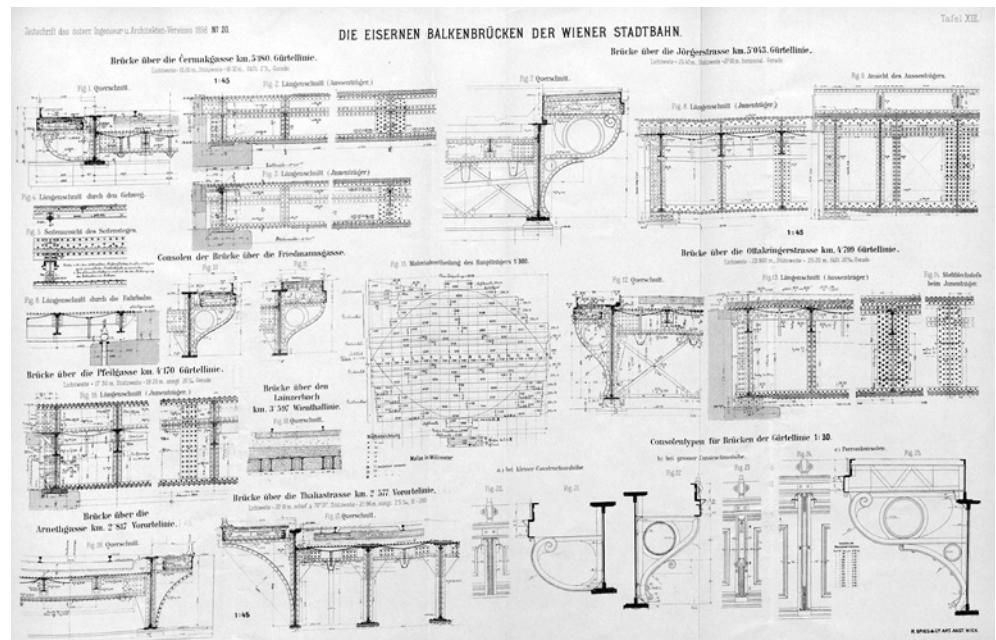


Abb. 3 Die eisernen Balkenbrücken der Wiener Stadtbahn [Quelle: Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architektenvereins, 1898, Heft 5, Digitales Exemplar der BTU Cottbus, URN: urn:nbn:de:kobv:co1-opus-18690, URL: <http://opus.kobv.de/btu/volltexte/2010/1869/> (Stand 6.8.2013)]

- Expansive Integration: Ausgehend von der Raumidee der Landschaft lässt sich die Integration von Infrastruktur auch offensiv bewerkstelligen. Infrastruktur soll dabei nicht in einen Landschaftskörper oder ein Landschaftsbild gestalterisch eingepasst werden, sondern Infrastruktur markiert vielmehr eine Weiterentwicklung der Landschaft auf eine höhere zivilisatorische Stufe und großräumigere Maßstabsebene. Voraussetzung dafür ist organische Planung, d.h. das harmonisch gestaltete Zusammenspiel von Infrastrukturentwicklung und Landschaftsentwicklung. Beispielhaft dafür sind die Autobahnplanungen des NS-Regimes in Europa und die Infrastrukturprojekte des New Deal unter Präsident Roosevelt in den USA. Da diese Infrastruk-

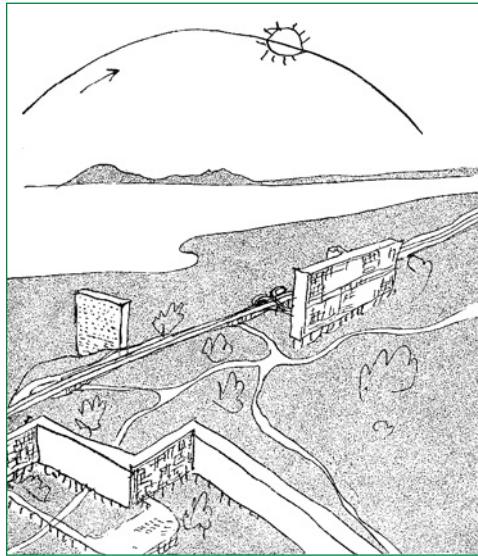


Abb. 4 Landschaft der funktionalen Stadt [Quelle: le corbusier, grundfragen des städtebaus, Stuttgart 1945, S. 69]

turprojekte großräumig angelegt waren, sprengen sie in der Regel den Maßstab traditioneller Landschaften. Die expansive Integration versucht nun, nicht eine Anpassung der Infrastrukturen an lokale Gegebenheiten zu erreichen, sondern eine bestimmte Art von Landschaft, z. B. die deutsche⁹ oder texanische¹⁰, mit der Infrastrukturentwicklung mitwachsen zu lassen. Individuelle Landschaften oder picturesque Szenerien werden von Regional- und Nationallandschaften¹¹ abgelöst. Infrastrukturentwicklung wird durch die Verquickung mit den ästhetischen Fragen der Landschaftsgestaltung propagandistisch begleitet, gleichzeitig werden Akzeptanzprobleme (wie sie heute genannt werden) durch den Verweis auf übergeordnete kulturelle Ziele marginalisiert.

Die heutige Berufspraxis der Landschaftsarchitektur bewegt sich zwischen diesen beiden Polen der Integration. Bemerkenswert dabei ist, dass sie sich mit der Beschäftigung damit heute nicht mehr im Mainstream der Infrastrukturentwicklung bewegt, wie noch in den 1930er- und 1940er-Jahren. Man könnte sagen, sie wurde wie auch Städtebau und Architektur, von ihren eigenen Integrationserfolgen verdrängt. Mit dem Leitbildwechsel zur städtebaulichen Epoche der funktionalen Stadt nach dem 4. CIAM Kongress 1933 und der Charta von Athen strebte die Avantgarde des Städtebaus, die Trennung

der »vier Schlüsselfunktionen des Städtebaus«, das sind »wohnen, freizeit, arbeiten, verkehr«¹² an, bei gleichzeitiger Integration dieser Funktionen in Landschaft. Die vier Schlüsselfunktionen werden als »autonome Wesenheiten [betrachtet, die,] »gestützt auf die Gegebenheiten von Klima, Topographie und Gewohnheiten«¹³ städtebaulich getrennt auf eine idealisierte Landschaftsunterlage gestellt werden.

Erst mit der breiten Durchsetzung dieser Separationsideologie, in den USA vor allem durch die Lobbyarbeit der Bauindustrie¹⁴, in der Plannerschaft und in der Politik, entwickelt die Funktion »Verkehr«¹⁵ ein raumproduzierendes Eigenleben als Angelegenheit sektoraler Planung. In Deutschland wurde die Hinwendung zu ausschließlich technisch-planerischen Verfahren v. a. im Autobahnbau als Überwindung von avantgardistischen, nationalistischen und faschistischen Städtebau- und Kulturlandschafts-ideologien verstanden.

Mit der Kritik an den gebauten Spielarten der funktionalen Stadt (an den Planungen von Robert Moses in New York bis zur autogerechten Stadt in der BRD), die in den 1960er-Jahren Fahrt aufnimmt (von Jane Jacobs bis Alexander Mitscherlich), und der im Kern dieser Kritik stehenden Ablehnung separierter, bloß instrumenteller Infrastrukturentwicklung gewinnt die ganze Palette verschiedener Integrationskonzepte wieder an Bedeutung¹⁶, die bis dahin von der Infrastrukturlandschaftsidee der funktionalen Stadt verdeckt wurde. Diese Palette bietet verschiedene Instrumente der Integration, von de-

9 Erhard Mädling, Regeln für die Gestaltung der Landschaft, Einführung in die Allgemeine Anordnung Nr. 20/VI/42 des Reichsführers SS, Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums, über die Gestaltung der Landschaft in den eingegliederten Ostgebieten, Berlin 1943.

10 Siehe dazu: Gregory T. Cushman: Environmental Therapy for Soil and Social Erosion: Landscape Architecture and Depression-Era Highway Construction in Texas. In: Michel Conan (Hg.): Environmentalism in Landscape Architecture, Dumbarton Oaks 2000.

11 Siehe dazu: Nationale Landschappen. In: Milieu- und Naturplanbureau Bithoven: Naturbalans 2005, Down-Load unter: <http://www.pbl.nl/en/publications/2005/NatureBalance2005> (Zugriff: 08.11.12), S. 103.

12 Le Corbusier, An die Studenten/Die »Charte d'Athènes«, München 1962, S. 118f.

13 Ebd. S. 119.

14 Cf. Owen D. Gutfreund, Twentieth-century sprawl: highways and the reshaping of the American landscape, Oxford University Press, 2004.

15 Inkl. anderer technischer Infrastruktur.

16 Siehe dazu: Kelly Shannon, Marcel Smets: The Landscape of Contemporary Infrastructure, NAI Publishers 2010.



Abb. 5 Landschaftspark Rudow-Altenberge in Berlin [Quelle: ag.u Lange Landschaftsarchitektur Umweltplanung]

nen vier exemplarische Typen hier kurz vorgestellt werden sollen:

1. Landschaftspflegerischer Begleitplan (LBP)

Nach dem »Rausch« der expansiven Landschaftsgestaltung in der NS-Zeit erfolgte der Rückzug der Landschaftsgestaltung auf eine defensive Position des Schützens von Landschaft durch rationales Argumentieren und Planen, statt künstlerischem Entwerfen. Der LBP ist eines dieser Instrumente, das im Rahmen von Infrastrukturprojekten in Deutschland v.a. im Straßenbau zur Anwendung kommt. Es dient dazu, sogenannte Eingriffe in Natur und Landschaft zu minimieren und gegebenenfalls auszugleichen. Der LBP begleitet, wie der Name schon sagt, die Infrastrukturplanung und führt im besten Fall zu einer Optimierung dieser Planung bezogen auf Natur- und Landschaftsschutz. Seine Integrationsleistung besteht darin, dass die Ziele

zweier Fachplanungen (Infrastruktorentwicklung (1) und Landschaftsplanung (2), wobei 2 auf 1 reagiert) gegeneinander abgewogen und harmonisiert werden – ohne, bedingt durch die Verfahrensstruktur und die Aufgabenbereiche der Fachplanungen, gemeinsame gestalterische Ziele formulieren zu können.

2. Qualifizierung von Infrastrukturrändern

Einer ähnlichen Verfahrensstruktur (d.h. zuerst erfolgt die Infrastrukturplanung, dann die Integration in den Kontext), aber mit Fokus auf die Gestaltung, folgen Planungen in Spanien und Österreich. Hier wird z.B. in Barcelona an der innerstädtischen Ringautobahn (Rondes) oder der südlichen Umfahrung von Wien (S1) das Straßenbauwerk, wie auch dessen engeres und weiteres Umfeld landschaftsarchitektonisch gestaltet. Wir haben es zwar auch hier mit der defensiven Integra-

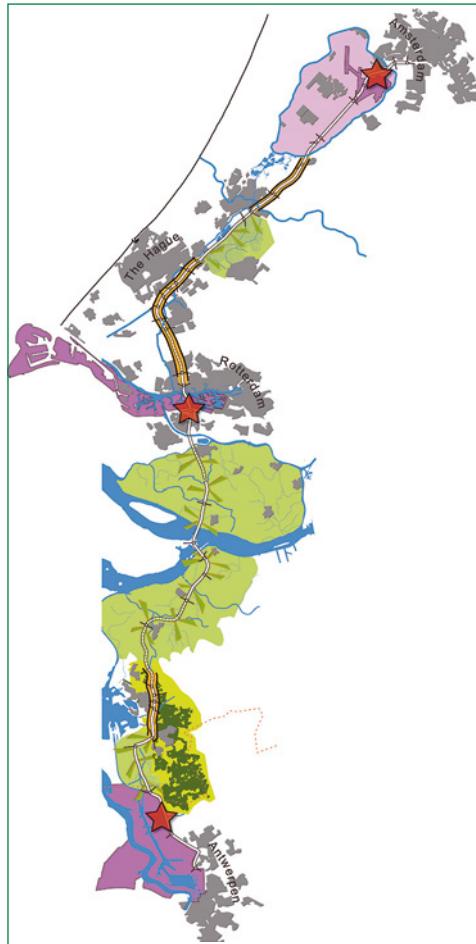


Abb. 6 Konzept Linienentwurf Autobahn A4, Niederlande [Quelle: H+N+S Landscape Architects, 2008]

tion von Infrastruktur zu tun, aber diese erfolgt mit der Idee, dass die durch die Infrastruktur veränderte Situation eine Gestaltung erfordert und nicht das bloße Einpassen des Neuen in den Bestand. In Barcelona und Wien sind so neue Parks und Landschaften entstanden, die stark von der technisch bedingten Formensprache der Infrastrukturbauwerke geprägt sind und diese überzeugend zum Thema ihrer Gestaltung machen.

3. *Infrastrukturgestaltung als Corporate Design*
 Stärker als in Barcelona und Wien wird bei Planungen in der Schweiz (z. B. Glattalbahn), in Frankreich (z. B. Straßenbahn Straßburg, LGV Méditerranée) und den Niederlanden (Routeontwerp van snelwegen) Wert auf die Gestaltung der Infrastrukturbauwerke selbst gelegt. Der Entwurfsprozess befasst sich dabei mit der Gestaltung der Bauteile der Großbauwerke (Haltestellen, Raststätten, Brücken, Böschungen, Lampen, etc.) durch die Definition durchgängiger Gestaltungsprinzipien und die Entwicklung einer Familiensprache wiederkehrender Elemente, wie auch mit der Gestaltung der Gesamtform des Infrastrukturbauwerks durch maßgebliche Beteiligung von Gestaltern z. B. an der Linienbestimmung von Verkehrsinfrastrukturen.

4. *Infrastrukturgerechtes Entwerfen von Landschaft*

In der Tradition von US-amerikanischen parkways und der Autobahnplanungen in Deutschland sowie im Entwerfen von Landschaft im regionalen Maßstab der 1930er- und 1940er-Jahre generell stehen die großräumigen Planungsinstrumente in den Niederlanden, die sich mit der integrierten Gestaltung von Infrastrukturen und Landschaft befassen. Dazu gehören das schon erwähnte Routeontwerp van snelwegen, die Untersuchung und Gestaltung von snelwegpanoramas oder die gestalterische Beschäftigung mit snelwegomgeving. Der Gestaltungsanspruch an die Gesamtform der jeweiligen Infrastruktur wird hier auf den

Einflussbereich der Infrastruktur ausgedehnt und erreicht dadurch regionalen Maßstab. Diese Ausdehnung der Gestaltung orientierte sich im Straßenbau anfangs vor allem am Blick der Autofahrer, für die die Landschaft entlang der Straßen ihrer beschleunigten Wahrnehmung entsprechend zurechtgemacht wurde – ein Gestaltungsansatz, der auch von Lynch und Appleyard in ihrem als Buch publizierten Entwurfskonzept (*The view from the road*) für die Ringautobahn Bostons exemplarisch praktiziert wurde.

Diese vier hier vorgestellten Integrationsansätze unterscheiden sich durch verschiedene Eigenschaften, wobei 1 und 4 diese jeweils am stärksten zeigen:

- Sie sind defensiv oder expansiv konzipiert, d. h. Infrastruktur wird als etwas verstanden, vor dem Landschaft geschützt werden soll, oder Infrastruktur stellt eine neue Stufe der Landschaftsentwicklung dar, die zu neuen, in der Regel großräumigeren Landschaften führt.
- Sie sind als rationale Planungsverfahren oder als Entwürfe angelegt, d. h. Integration erfolgt durch die argumentative Abwägung der rational begründbaren Ziele zwischen verschiedenen Fachplanungen oder Integration erfolgt durch die Gestaltung einer neuen Gesamtform, die technische und ästhetische Ziele vereint.
- Sie sind über rationale Diskurse oder über Geschmacksdiskussionen demokratisch verhandelbar, d. h. man kann rational abwägen und so Planungsentscheidungen begründen oder über Verfahren wie Wettbewerbe und Juryentscheidungen subjektive ästhetische Urteile legitimieren.

Bemerkenswerterweise gibt es aber hinsichtlich Eigenschaft c, nämlich der demokratischen Legitimation, bei allen Integrationsansätzen sogenannte Akzeptanzprobleme. Beide Diskurse, der rationale wie auch der ästhetische (die in den meisten Fällen parallel und vermischt geführt

werden), erlauben es, wie Habermas zeigt, nur zur Sprache zu bringen »was wir zum Leben wollen[, aber nicht] wie wir leben möchten, wenn wir im Hinblick auf erreichbare Potentiale herausfinden, wie wir leben könnten.«¹⁷ Das liegt daran, dass der rationale Diskurs über Infrastruktur ein mit zweckrationalen Argumenten geführter ist, der die technische Machbarkeit (inkl. der Risiken und Folgen auf allen möglichen Ebenen – ökologisch, sozial, psychologisch etc.) diskutiert, der aber kein praktischer Diskurs ist. Dieser würde sich damit befassen, mit welchen praktischen Zielen die Umwelt der Moderne, die durch Infrastruktur produziert wird, überhaupt hergestellt werden sollte. Das Problem ist, dass die Frage nach dem Sinn von Infrastrukturprojekten in technisch-rationalen Diskursen immer nur mit der Notwendigkeit von Zwecken (Sachzwängen) beantwortet werden kann, die Ziele der Anwendung technischer Möglichkeiten und der Infrastrukturentwicklung aber Diskurse über praktische Ziele der Gesellschaft (also über die Frage wie wir Leben wollen) erfordern würde.

Warum fehlt im Zusammenhang mit Infrastruktur dem ästhetischen Diskurs die ihm sonst zugeschriebene Kraft, eben die Fragen nach dem Wie zur Sprache zu bringen? Das mag daran liegen, dass bei der Gestaltung von Infrastrukturen und von Landschaft das Ästhetische an das »ideologische« Objekt gebunden ist und im Sinne funktionalistischer Ästhetik Symbol für die Vollkommenheit des technischen bzw. kulturellen Gegenstandes ist, das heißt Ausdruck davon wie etwas sein soll, aber eben kein Imaginationsraum für ein mögliches Wie. Ein Gestalter von Infrastrukturen nimmt keine autonome künstlerische Position ein, sondern er gibt den Zwecken der Infrastruktur oder Landschaft symbolische Form. Bessere Gestaltung und stärkere Integration von Infrastrukturen – in welcher

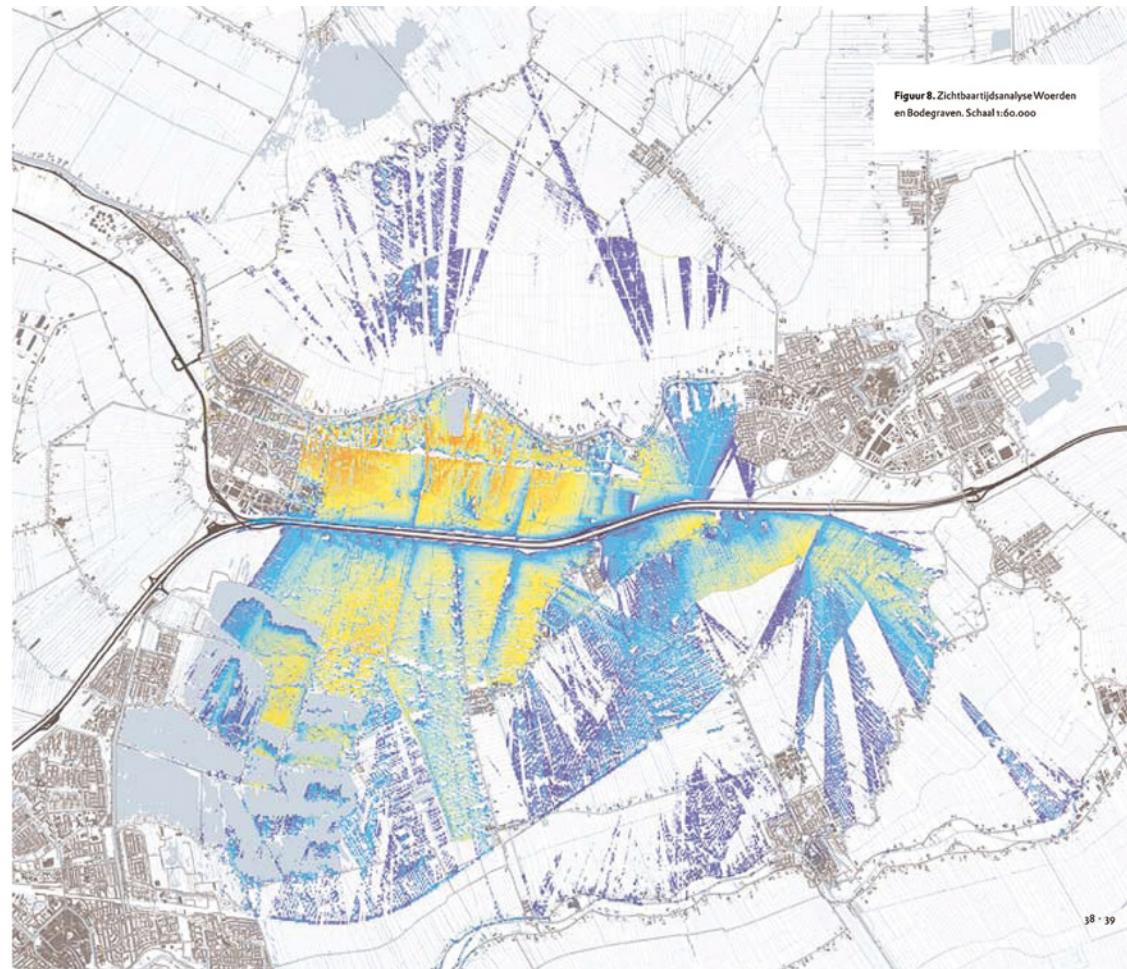


Abb. 7 Sichtbarkeitsanalyse der Umgebung der A12 bei Woerden, Niederlande [Quelle: NAI Uitgevers, Ruimtelijk Planbureau (Hrsg.): Snelwegpanorama's in Nederland, Rotterdam, Den Haag 2006, S. 39]

Form auch immer – werden daher künftige Akzeptanzprobleme nicht verhindern können. Sie werden aber, sofern es gelingt, Infrastruktur und damit unsere Umwelt auf Grundlage von Ergebnissen praktischer Diskurse zu entwickeln, sinnliches Symbol der Konsense dieser Diskurse sein können. Um diese Gestaltungsaufgabe erfüllen zu können, bedürfte es aber Gestalter, die sich darüber im Klaren sind, dass Landschaft und Infrastruktur Raumideen und somit meist tradierte Vorstellungen darüber sind, wie die Welt aussehen könnte und sollte. Mit der damit verbundenen reflexiven Distanz zu diesen Ideen

¹⁷ Jürgen Habermas: Technik und Wissenschaft als »Ideologie«, Frankfurt am Main 1989 (1968), S. 100.

wäre die Möglichkeit gegeben, aus den tradierten funktionalistischen Gestaltungsmustern von Infrastruktur und Landschaft auszubrechen, um zu neuen ästhetischen Ideen zu kommen, die nötig wären um Imaginationsräume zwischen Infrastruktur und Landschaft zu öffnen. Erst diese Imaginationsspielräume wären die Vorausset-

zung für die viel beschworene Integration von Gestaltung in die Infrastrukturentwicklung. Sie wären das Kennzeichen eines Planens und Entwerfens, das nicht nur die verschiedenen Spezialisten, wie Ingenieure und Landschaftsarchitekten integriert, sondern auch die Ideen der sogenannten Nutzer.



Vitamin G: Grün und Gesundheit

Neue Sichtweisen für Landschaftsarchitekten

Mit der »Unwirtlichkeit unserer Städte« hat Alexander Mitscherlich im Jahr 1965 eine wichtige »Anstiftung zum Unfrieden« ausgelöst und Erkenntnisse darüber befördert, dass nicht nur Umweltbelastungen wie Hitze, Lärm, Feinstaub etc., sondern auch die zunehmende Verödung von Siedlungen und Quartieren die dort lebenden und arbeitenden Menschen krank machen. Heute ist klar, dass solche Folgen auch von devastierten Landschaften und kontaminierten Orten ausgehen.

Viele der schon damals thematisierten und heute immer noch weiter um sich greifenden nachteiligen Umweltveränderungen sorgen für Erörterungen und globale Bemühungen, um Gefahren für den Menschen und die menschliche Gesundheit zu vermeiden. Landschaftsarchitekten und deren Berufsaufgaben stehen dabei nicht mehr am Rande. Gestaltungs- und Umweltprobleme und deren Ursachen und Folgen für Gesundheit und Wohlbefinden kommen immer mehr in den Fokus. Für den Berufsstand wurde die Vertiefung zum Schutzgut »Mensch und menschliche Gesundheit« und die Verflechtungen von Landschaftsarchitektur und Gesundheitswissenschaften im Rahmen der Vorbereitung für eine Vortragsveranstaltung des bdla Baden-Württemberg zum Thema Freiraum und Gesundheit im Jahr 2009 sowie in Veranstaltungen des bdla Hessen unter dem Titel »Smart Green« im Jahr 2010 und

der »Malenter Runde« des bdla Schleswig-Holstein 2011 vertieft.

Dieter Pfrommer

Die damit verbundene berufsständische Aufmerksamkeit wurde gestützt durch Tagungen und Veröffentlichungen der letzten Jahre, die interessante Erkenntnisse von Seiten der Gesundheitswissenschaften eröffneten und neue Sichtweisen mit sich brachten. In den nachfolgenden Kapiteln sei hierzu ein Überblick gegeben:

Landschaft als Gegenstand der Gesundheitsforschung

Vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Abteilung Gesundheitsforschung, der Universität Bern wurde eine Literaturrecherche vorgelegt [2], die die Breite der Gesundheitswissenschaften zum Thema »Landschaft und Gesundheit« aufzeigt:

- Unter der »ökologischen Komponente« sind Untersuchungen zusammengefasst, dass die Anwesenheit in der Natur wie deren Betrachtung einen günstigen Einfluss auf Gesundheit hat
- Die »ästhetische Komponente« legt ihren Fokus hauptsächlich auf gesundheitsfördernde Umwelt- und Stadtgestaltung
- Die unter der »physischen Komponente« besprochenen Publikationen belegen den Einfluss von Landschaftsräumen auf die physische Aktivität.



Abb. 1 Basel - REHAB-Zentrum für Querschnittsgelähmte und Hirnverletzte - Rehabilitation mittels passivem und aktivem Freiraumerleben
[Quelle: Dieter Pfrommer]

- Unter der »psychischen Komponente« geht es um die Wirkung von natürlichen Landschaftsräumen auf Erholung von Stress und geistiger Müdigkeit sowie auf den Gemütszustand und psychische Erkrankungen
- Die unter »soziale Komponente« erfassten Arbeiten zeigen, dass begegnungsfreundlich gestaltete Außenräume zu sozialem Engagement beitragen und sich Menschen in der Folge besser sozial integriert fühlen
- Die »pädagogische Komponente« zeigt, dass vegetationsreiche und sichere urbane wie rurale Landschaftsräume die motorische, kognitive, emotionale und soziale Entwicklung insbesondere auch von Kindern und Jugendlichen positiv beeinflussen.

Zusammenfassend wird festgestellt, dass Landschaft und Gesundheit ein breites, interdisziplinäres und unscharf umrissenes Forschungsfeld darstellt, dessen wissenschaftliches Potenzial weitgehend brach liegt und entsprechender Anstrengungen auf Forschungs- wie auf Interventionsebene bedarf.

Homöopathie und Städtebau

Ein ungewöhnlicher Blickwinkel ergibt sich aus der gleichnamigen Tagung in Köthen im Jahre 2007, auf der der These nachgegangen wurde, dass auch die gewachsene Stadt als ein Organismus betrachtet werden muss, der erkranken kann. Die Lebenskraft einer Stadt anzuregen würde beispielsweise bedeuten, bei den Bürgern die Fähigkeit zur Selbstorganisation zu wecken. Mit der Folge, dass Bürger angesichts von Problemen in ihrer Stadt nicht in Passivität und Resignation verharren müssen, sondern ihre Ideen, Wünsche und Fähigkeiten einbringen und mit Eigeninitiative einen allgemeinen Aufbruch ermöglichen können.

In seinem diesbezüglichen Bericht [3, Seite 104] vertritt Timo Blöß die Auffassung, dass Menschen in einer »krankmachenden« Situation mit einer qualitätsvollen Planungskultur geheilt werden können.

Wer Freiräume plant, kann solche Ansätze bestätigen. Über Planungsziele und gestalterische wie ökologische Intentionen zu sprechen bringt Planer wie Betroffene in der Regel weiter. Im Vergleich zu anderen Planungsfeldern lassen sich die Inhalte und Wirkungen von Freiraumplanungen gut erörtern, weil sie für Jede/n intellektuell wie auch emotional fassbar und bewertbar sind.



Abb. 2 London - Nachfrage nach frischer Luft zur Mittagspause am Themse-Ufer [Quelle: Dieter Pfrommer]

Im Ergebnis solcher Verfahren ist in der Regel festzustellen, dass der Diskurs und die Erörterung ein gegenseitiges Verständnis mitbringen, das zur Zufriedenheit über ein Ergebnis beiträgt und bewirkt, dass sich Menschen in der von ihnen mitgestalteten Lebensumwelt besser fühlen, mithin also gesündere Bedingungen gegeben sind.

Salutogenese anstelle Pathogenese

Immer mehr Mediziner plädieren angesichts der Kostensteigerungen der Heilbehandlungen im Gesundheitswesen für eine verstärkte Forschung und Lehre zur Gesunderhaltung der Menschen. Sie kritisieren, dass die medizinische Forschung und Lehre aktuell in pathogener Sichtweise auf Risiken in der Entstehung von Krankheiten fokussiert sei. Präventive Maßnahmen zur Erhaltung von Gesundheit konzentrieren sich folglich darauf, Krankheiten zu vermeiden oder ihr Eintreten zu verzögern.

Demgegenüber betrachtet ein seit den 1970er-Jahren entwickeltes salutogenetisches Konzept die Bedingungen der Entstehung und des Erhalts von Gesundheit [4]. Danach bewegt sich der Mensch stetig auf einem Kontinuum zwischen Krankheit und Gesundheit. Gesundheitliche Risiken und Ressourcen wirken sowohl auf physischer, psychischer als auch sozialer Ebene stets auf ihn ein. In diesem Konzept kommen individuelle gesundheitsgefährdende oder gesundheitsförderliche Verhaltensweisen ebenso zum Tragen wie soziale und umweltassoziierte Belastungen und Ressourcen. Dass »Wirtlichkeit« von Freiräumen Potenziale einer Gesunderhaltung für passive wie aktive Nutzer eröffnet, ist unstrittig. Aus gesundheitswissenschaftlicher Sicht wird ihnen daher eine hohe salutogene Bedeutung zuerkannt.

Rekreation in grünen Freiräumen

Fachleute aus Wissenschaft, Behörden und Praxis der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Medizin haben sich im Januar 2012 in der Konferenz »Landschaft und Gesundheit: Wirkungen, Potentiale und Strategien« in CH-Birmensdorf über die Einflüsse von Naturaufenthalten auf die menschliche Gesundheit disziplinenübergreifend ausgetauscht.

Die Berichte von zahlreichen weiteren Wissenschaftlern belegten, dass Grünräume in Siedlungsgebieten einen positiven Einfluss auf die Gesundheit von Menschen haben. So u. a., dass



Abb. 3 Senioren spielen Jianzi (Federfußball) mit zahlreichen Zuschauern im Jingshan-Park in Peking
[Quelle: Julius Pfrommer]



Abb. 4 Berlin - Gleisdreieck - Freiräume eröffnen vielfältige Möglichkeiten der sportlichen Betätigung und der individuellen Entfaltung [Quelle: Almut Jirku]



Abb. 5 Des Wandern Lust in Grün und Freiraum - nicht nur der körperlichen, sondern auch der geistigen Fitness wegen [Quelle: Dieter Pfrommer]



Abb. 6 London - Swiss Cottage Park - Freiraum als Podium der Fitness [Quelle: Matthias Gehrke-Schleithoff]

- der Zugang zu Parks im Wohnumfeld einen deutlichen Einfluss auf die Entwicklung des BMI Body-Maß-Indexes von Kindern und Jugendlichen hat
- mehr Grün in der Siedlung bei Frauen einen positiven Einfluss auf die physiologische Stressreaktion und die Selbsteinschätzung des Stresserlebens haben
- Erholung im Außenraum einen günstigeren Einfluss auf die psychische Gesundheit hat als z. B. soziale Aktivitäten und Bewegung in Innenräumen.

Als Fazit wurde festgehalten, dass der Landschaft eine rekreative bzw. protektive Funktion zuzuschreiben ist. Durch eine darauf ausgerichtete Gestaltung kann sie gesundheitsförderliches Handeln ermöglichen, den Einfluss von Risikofaktoren – wie zum Beispiel Stress – reduzieren und so die Wahrscheinlichkeit von Krankheiten verringern oder zu deren Heilung beitragen.

Gesundheitsressource Natur und Biodiversität

Zur Kooperation zwischen dem Naturschutz- und dem Gesundheitssektor veranstaltete das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (BMU) gemeinsam mit dem Bundesamt für Naturschutz (BfN) in Kooperation mit dem Bundesministerium für Gesundheit (BMG) 2009 in Bonn die Konferenz »Naturschutz & Gesundheit: Allianzen für mehr Lebensqualität«.

Die Konferenz vertiefte u. a. die Bedeutung von Natur und Landschaft sowie von intakten Ökosystemen für die körperliche Gesundheit und das psychische Wohlbefinden und weitere Gemeinsamkeiten von Naturschutz und Gesundheitssektor. Im Eindruck einer Vielzahl von Referenten in 4 Workshops wurde u. a. festgestellt, dass

- eine notwendige disziplinübergreifende Zusammenarbeit nach wie vor schwierig ist und einer erheblichen Verbesserung bedarf
- als Grundlage für zukünftige integrative Interventionen im Bereich von Umwelt und Gesundheit die Sammlung von und der gemeinsame Austausch über Good-Practice-Beispiele vorangetrieben werden sollte.

Netzwerk Gesunde Städte

Zahlreiche Kommunen der Europäischen Region haben sich in dem sogenannten Gesunde-Städte-Netzwerk der WHO zusammengetan, um Gesundheit und gesundheitliche Chancengleichheit in allen Bereichen der Lokalpolitik übergeordnet und gemeinsam zu verfolgen.

Durch definierte Phasen und Kernthemen eröffnet das Netzwerk seinen Mitglieder-Kommunen Chancen, an vorrangigen kommunalen Gesundheitsfragen zu arbeiten. Themen, die für einzelne Städte von besonderem Interesse sind bzw. schwierige Herausforderungen für innovative gesundheitspolitische Maßnahmen darstellen, können besonders hervorgehoben werden. Das Netzwerk befürwortet und unterstützt im Übrigen ein Experimentieren mit neuen Ideen zur Entwicklung und Umsetzung von Konzepten in unterschiedlichen organisatorischen Umfeldern.

In der aktuell laufenden Phase V (2009–2013) haben sie sich verpflichtet, die Handlungsschwerpunkte auf folgende Kernthemen zu konzentrieren:

- *Schaffung fürsorglicher und stützender Umfelder*
- *Gesunde Lebensweise*
- *Gesunde städtische Umwelt und gesundheitsförderliche Städtegestaltung*

Die Arbeit innerhalb des Netzwerks ist gerade mit dem letztgenannten Punkt eine wichtige Stütze für die Schaffung und Sicherung quali-

tätsvoller Landschaften und Freiräume in und um Siedlungsbereiche.

Austausch zwischen den Disziplinen

In ihrem Aufsatz »Ressource Stadtgrün« plädieren Gesundheitswissenschaftler der Universität Bielefeld [7] für mehr Stadtgrün für die Gesundheitsförderung, weil es »nicht zuletzt vor dem Hintergrund zukünftiger (stadt-) klimatischer Herausforderungen wichtige Erholungs-, Entspannungs-, Bewegungs- und Begegnungsräume für die Alltags-, Berufs- und Freizeitgestaltung der Bevölkerung« darstelle.

Ein Austausch von Expertenwissen seitens der Landschaftsarchitektur und der Gesundheitswissenschaften sei aber noch nicht in einem Maße gegeben, dass die wünschenswerte gegenseitige Unterstützung beider Forschungsfelder gut funktioniere.

Fazit

Für Landschaftsarchitekten ergibt eine Vertiefung zu »Grün und Gesundheit« eine Vielzahl neuer Blickwinkel und Lernbereiche, aber auch neue Argumentationslinien. Aus Sicht der Wissenschaft besteht großer Bedarf, die Forschung zum Thema weiter auszubauen und erlangtes Wissen umzusetzen.

Der Austausch und die Erörterung zum Thema haben dem Berufstand der Landschaftsarchitekten jedenfalls zu einer neuen Nachdenklichkeit verholfen. Einiges ist dabei bestätigt worden, anderes als Erkenntnisse gereift:

- Das Berufsbild der Landschaftsarchitekten ist längst über die Aufgaben im Sinne Lennés hinaus gewachsen, »in ihren Bildungen das Große, Edle und Höhere in der Natur, von dem



Abb. 7 Basel – Sonnenhungrige und Rheinschwimmer – Inbesitznahme von Freiraum mitten in der Stadt [Quelle: Dieter Pfrommer]



Abb. 8 Berlin – Gendarmenmarkt – Diner en blanc 2011 – Flashmob zugunsten des öffentlichen Raums in der Stadt [Quelle: Dieter Pfrommer]

individuellen Geist des Künstlers durchdringen, schöpferisch darzustellen, wie die übrigen Künste den Sinn für das Schöne zu wecken, und gleich diesen als Bildungs- und Erziehungsmittel für das Volk zu dienen».

■ Es ist State of the Art, dass Landschaftsarchitekten aufgrund ihrer Ausbildung und Erfahrungen kompetent sind, sich aktuellen und zukünftigen Aufgaben der Heilung und Gesundung von verletzten Siedlungen und Landschaften zu stellen und damit verbundene Fragestellungen aufzugreifen. Dass sie damit aber auch zur individuellen wie zur Volksgesundheit beitragen, wird zunehmend bewusst und bedarf der offensiveren Einbindung in die Arbeit.

■ Viele Signale belegen, dass von Landschaftsarchitekten in Verbänden und Verwaltungen, in Planungsbüros und Wirtschaftsunternehmen wie in Bildungs- und Forschungseinrichtungen erwartet wird, sich in diesem Sinn auch Gesundheitsfragen zu stellen und sich hierzu fachlich zu Wort zu melden. Nicht nur und erst, wenn sie gefragt werden.

Ob es Grundsätze geben sollte, wie gesundheitsförderliche Freiräume und Landschaften zu gestalten sind, wird sich zeigen. Angesichts der Vielfalt an gesundheitsrelevanten Potenzialen und Wirkungen, die sich unter Freiräumen und Landschaften subsumieren, muss es Ziel sein und bleiben, Gestaltung und Umweltvorsorge in ihrer dem jeweiligen Ort zukommenden individuellen Qualität weiter zu stärken.

Und damit ist es Zeit für die Feststellung, dass eigentlich alle Berufsaufgaben der Landschaftsarchitekten eine jeweils eigene Bedeutung für die Belange von Gesundheit in sich tragen. Und dass es gut ist, das Thema weiter zu vertiefen und zu veröffentlichen.

Literatur

- [1] »Smart green« Themenheft zur gleichnamigen Tagung in »Landschaftsarchitekten« Heft 4/2010
Bund Deutscher Landschaftsarchitekten Berlin
- [2] Abraham, A.; Sommerhalder, K.; Bolliger-Salzmann, H.; Abel, T.; Landschaft und Gesundheit: Das Potential einer Verbindung zweier Konzepte
Uni Bern – 2007 (Literaturrecherche mit umfangreichen Verweisen)
- [3] Blöß, T.: Homöopathie und Stadtentwicklung – Globuli für eine kranke Stadt
Deutsches Ärzteblatt 2007; 104
- [4] Antonovsky, A.; Franke, A.; Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit
dgtv-Verlag, Tübingen, 1997
- [5] Bauer, N.; Mondini, M.; Bernasconi, A. (Hsg.) 2012: Abstracts zur Internationalen Konferenz, Landschaft und Gesundheit: Wirkungen, Potentiale und Strategien, Birmensdorf, Januar 2012.
WSL – Swiss Federal Institute for Forest, Snow and Landscape (mit weiteren Literaturverweisen)
- [6] Hornberg, C.; Claßen, T.; Brei, B.; Tobollik, M.; Universität Bielefeld, Fakultät für Gesundheitswissenschaften mit Job-Hoben, B.; Pütsch, M.; Bundesamt für Naturschutz
Publikation zur Konferenz »Naturschutz & Gesundheit – Allianzen für mehr Lebensqualität« 2009 in Bonn mit zahlreichen Vortragszusammenfassungen und Literaturverweisen
Hsg.: BfN Bundesamt für Naturschutz, Bonn, 2010
- [7] Heiler, A.; Brei, B.; Claßen, T.; Hornberg, C.; Universität Bielefeld, Fakultät für Gesundheitswissenschaften: Ressource Stadtgrün – Austausch zwischen Landschaftsarchitektur und Gesundheitswissenschaften wünschenswert. In: Landschaftsarchitekten Heft 4/2010; Bund Deutscher Landschaftsarchitekten Berlin (mit weiteren Literaturverweisen)

Prozessorientierte Gestaltung

Landschaftsarchitektur hat wie keine andere Entwurfsdisziplin mit lebendigen Prozessen zu tun. Landschaftsarchitekten müssen sich mit der Dynamik von Klima, Boden, Wasser, Pflanzen, Tieren oder Menschen auskennen, sie agieren hierfür in ihren Projekten als Steuerer oder »Komplexitätswirke« [2, Seite 226]. Aber es gibt verschiedene Strategien, mit diesen dynamischen Prozessen umzugehen. Die meisten Landschaftsarchitekturprojekte streben einen bestimmten Zustand, ein bestimmtes Bild an, wofür die Prozesse kontrolliert werden und die einzige akzeptierte Veränderung meist nur das Wachstum der Bäume ist. Dieser für viele Projekte angemessene und notwendige Ansatz nimmt lebendige Prozesse lediglich passiv zur Kenntnis. Im Gegensatz dazu gibt es Strategien, die Prozesse aktiv einbeziehen, und nur hier sollte von einer »Prozessorientierung« gesprochen werden.

Bevor ich mögliche Vorteile von prozessorientierter Gestaltung sowie zeitgenössische Beispiele diskutiere möchte ich zum Einstieg einen »Klassiker« dieses Ansatzes vorstellen – den Wettbewerbsbeitrag vom Office for Metropolitan Architecture (O.M.A.) für den Pariser Park de la Villette aus dem Jahre 1982 (2. Preis). O.M.A. hat hier eine räumliche Struktur geschaffen, die auf die dynamischen Prozesse des urbanen Umfeldes reagieren kann. Das Entwurfskonzept besteht aus einer Überlagerung von vier Ebenen:

1. »Große Elemente« mit den vorhandenen bzw. geplanten großflächigen Einrichtungen wie Museen, Musikhalle etc.
2. »Confetti« mit kleinen Elementen wie Kiosken, Toiletten etc., die nach einer mathematischen Formel gleichmäßig über das Gelände verteilt werden.
3. »Wegesystem« mit einem Boulevard als zentraler Achse und einer Promenade, die die besonderen Punkte im Park erschließt.
4. »Streifen«, die auf sechzig Meter Breite alle denkbaren Freiraumnutzungen aufnehmen können.

Die Ebene der Streifen ist von entscheidender Bedeutung für den Entwurf: Einerseits stellen sie durch die klare räumliche Strukturierung einen dauerhaften, identitätsstiftenden Rahmen bereit, andererseits können sie, je nach sich ändernden Nutzungswünschen, neu besetzt werden. O.M.A. reagierte damit auf die Tatsache, dass die programmatischen Anforderungen an einen Park in der zeitgenössischen Stadt einer ständigen Veränderung unterliegen: »Es kann schon jetzt sicher prognostiziert werden, dass das Programm während der Lebensdauer des Parks einen kontinuierlichen Wechsel und Anpassung durchlaufen wird. Je besser der Park funktioniert, desto mehr wird er in einem ständigen Zustand der Überarbeitung sein. Seine »Gestalt« sollte daher der Vorschlag einer Methode sein, die architektonische Spezifität mit programmatischer Unbestimmtheit kombiniert« [3, Seite 923].

Martin Prominski

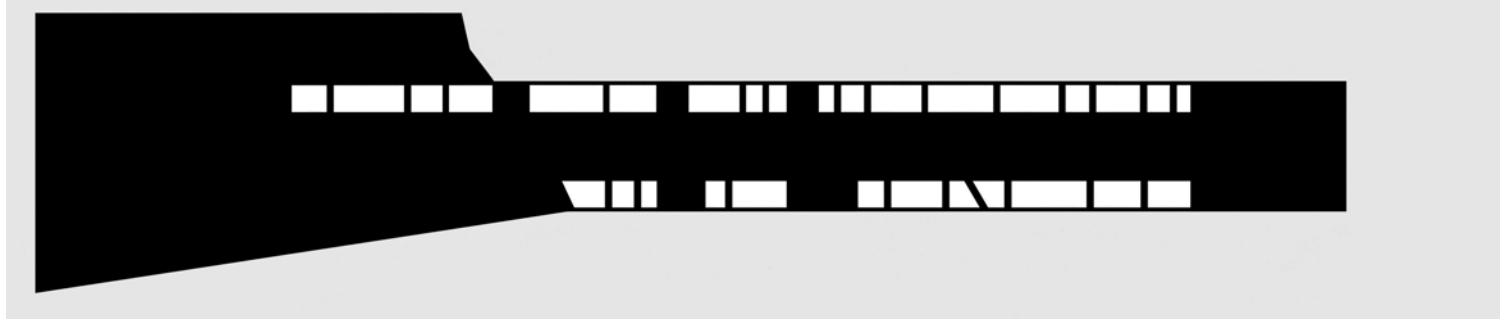


Abb. 1 Raumbildende Elemente des Lene-Voigt-Parks: Erschließungsstruktur + Bäume + Gabionen und Stahlwände + flexible, von den Bürgern zu gestaltende Flächen [Quelle: Gabriele G. Kiefer]

Dieses Projekt deutet eine entscheidende Qualität prozessorientierter Gestaltung an: Solche Entwürfe sind anpassungsfähig und können auf veränderte Rahmenbedingungen reagieren, ohne ihre Identität zu verlieren. Durch die Gleichzeitigkeit von Dynamik und Stabilität sind sie widerstandsfähig bzw. »resilient«.

Resilienz wird in der Debatte um nachhaltige Entwicklung ein immer wichtigerer Begriff (beispielsweise lautete der letzte Bericht der Vereinten Nationen über globale Nachhaltigkeit »Resilient People. Resilient Planet« [9]. Das Stockholm Resilience Center definiert Resilienz als die Fähigkeit eines Systems – sei es individuell, ein Wald, eine Stadt oder eine Volkswirtschaft – mit Wandel umzugehen und sich kontinuierlich weiterzuentwickeln [8, Seite 3]. Es geht also bei Widerstandsfähigkeit nicht darum, einen bestimmten Zustand möglichst dauerhaft zu halten, sondern um ständige Erneuerung sowie das Verarbeiten von Störungen bzw. Eingriffen ohne Zusammenbruch und Neustart. Dieses prozessorientierte Verständnis ist eng gekoppelt an einen Paradigmenwechsel in der Ökologie. Autoren wie Pickett et al. [5] oder Reichhoff [7] sprechen von der Ablösung eines gleichgewichtsorientierten Verständnisses von Ökologie hin zu einem Nichtgleichgewichtsverständnis. Ökosysteme werden hier im Gegensatz zum klassischen Verständnis als offen, teilweise von außen gesteuert, unvorhersehbar dynamisch

und durch Störungen gekennzeichnet charakterisiert und schließen den Menschen grundsätzlich ein [5, Seite 374]. Als Konsequenz aus diesem Verständnis sieht Pickett eine neue Konzentration auf Prozesse und Dynamik in Ergänzung zum bisherigen Fokus auf Zustände und Strukturen (ebd.). Im Hinblick auf die sich ständig wandelnden Städte plädiert der Ökologe Pickett dafür, im zukünftigen Planen und Entwerfen die Betrachtung von Strukturen und Prozessen zu verbinden (ebd.). Im amerikanischen Raum wird dieser Zusammenhang seit einigen Jahren intensiv diskutiert. Insbesondere im *Landscape Urbanism* (z. B. [10]) ist Prozessorientierung eine strategische Schlüsselkomponente. James Corner, der bekannteste Landschaftsarchitekt innerhalb dieses Ansatzes und Leiter des New Yorker Büros »Field Operations«, hat mit seinen Wettbewerbsbeiträgen zum »Downsview Park« in Toronto und zum derzeit im Bau befindlichen Projekt »Fresh Kills« in New York sowohl konzeptionell als auch in der visuellen Kommunikation Meilensteine gesetzt. Er meint: »A good strategy is a highly organized plan (spatial, programmatic, or logistical) that is at the same time flexible and structurally capable of significant adaption in response to changing circumstances. (...) In order to grow and develop, life forms must both persist and adapt, their organizational structures sufficiently resilient to withstand challenges while also supple enough to morph and reorganize« [1, Seite 32].



Abb. 2 Flexible, in Beteiligungsfahren gestaltete Parzellen im Lene-Voigt-Park [Quelle: Martin Prominska]

Im Folgenden sollen vier Projektbeispiele zeigen, wie die Landschaftsarchitektur diese Verknüpfung von Struktur und Prozess erreicht und damit durch prozessorientierte Gestaltung einen Beitrag für resiliente urbane Landschaften leistet.

Der Lene-Voigt-Park in Leipzig oder der Oerliker Park in Zürich zeichnen sich jeweils durch eine dauerhafte Struktur aus, innerhalb derer Raum für unvorhersehbare Prozesse gelassen wird. Im Lene-Voigt-Park vom Büro Kiefer aus Berlin (Eröffnung 2004) wurde zu Beginn eine Struktur mit unterschiedlichen Zonen entworfen, die sich mit der Zeit unterschiedlich füllen können, ohne dass die Entwerfenden konkrete gestalterische Festlegungen machen.

Im Süden des langgestreckten Rechtecks des ehemaligen Eilenburger Bahnhofs wurden Zonen für Aktivitäten vorgesehen, die erst in einer Vielzahl von Bürgerforen und Workshops gestaltet wurden.

Im Norden gibt es ein Band mit Patenschaftsparzellen, die durch Anwohner oder ortsansässige Vereine immer wieder neu besetzt werden können. Aufgrund dieser Offenheit für die kontinuierliche Beteiligung der Bürger erhielt der Lene-Voigt-Park 2002 den Europäischen Preis für Landschaftsarchitektur.

Die Leitidee des Oerliker Parks vom Zürcher Büro Schweingruber/Zulauf (Eröffnung 2000) ist eine hohe Baumhalle aus Eschen, in die sich eine Lichtung einschneidet. Um dieses Ziel zu erreichen, beginnen die Entwerfenden mit einem dichtgesetzten Raster aus niedrigen, preiswerten Eschen, die sich mithilfe eines vorausschauenden Pflegemanagements in vielen Jahrzehnten zur anvisierten Baumhalle entwickeln sollen. Die Entwerfer wenden sich damit gegen den Wunsch vieler Bauherren nach fertigen Antworten: »Ich zwinge niemanden, auf das

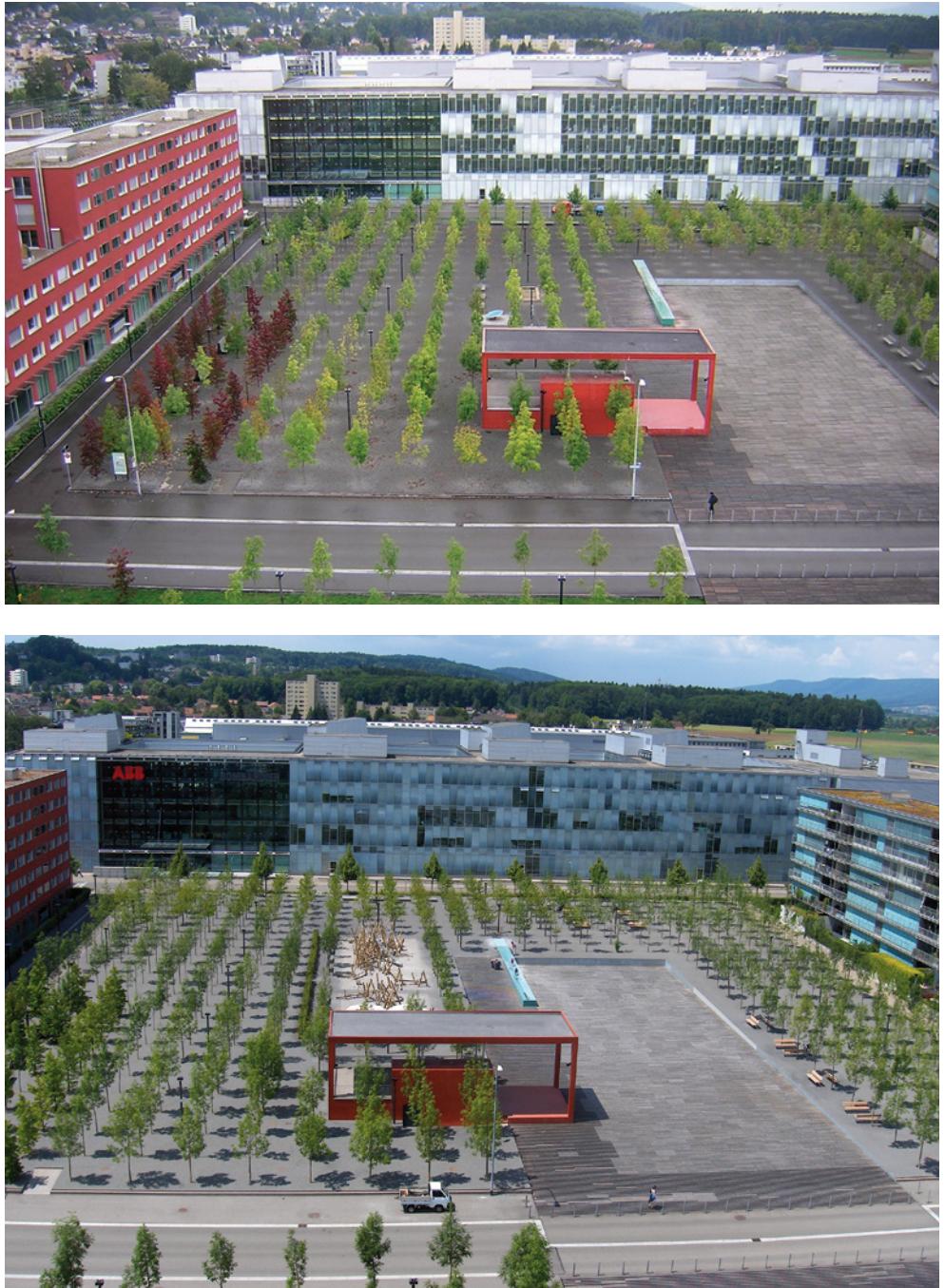


Abb. 3-1 und 3-2 Blick auf den Westteil des Oerlikerparks mit der sich verändernden Interventionszone hinter dem roten Pavillon (oben 2006, unten 2009) [Quellen: 2006 – Martin Prominski, 2009 – Grün Stadt Zürich]



Abb. 4 Sukzessionsflächen in der aufgebrochenen Landebahn des ehemaligen Flughafens Bonames
[Quelle: Martin Prominski]



Abb. 5 Schollenfelder mit verschiedenen Betonsubstraten und unkontrolliertem Wasserregime im »Alten Flugplatz Bonames«. Es werden keine Pflegemaßnahmen durchgeführt und es kommt zur unvorhersehbaren Entwicklung von Biotoptypen. [Quelle: Martin Prominski]

fertige Produkt zu verzichten, aber ich gebe ihm etwas, das wachsen kann, an dem er selbst wachsen kann. Ich nehme ihm also nicht das fertige Bild, sondern biete ihm das Erleben der Entstehung des Bildes« (Zulauf in [11, Seite 17]). Im Hinblick auf Resilienz muss ergänzt werden, dass dieses Baumraster gestalterisch so robust ist, dass es unvorhersehbare Entwicklungen integrieren kann. Hierfür wurde eine sich über den ganzen Park erstreckende »Interventionszone« definiert, in die zukünftig auf Wunsch der Bürger neue Freiraumnutzungen integriert werden können. Selbst Bäume dürfen hier entfernt werden, denn die Interventionszone ist so umrissen, dass der Raumcharakter von Baumhalle und eingeschnittener Lichtung nicht gefährdet ist. Vor Kurzem ist eine derartige Intervention mit einem neuen Spielplatz erstmals erfolgt, was die Qualität des Entwurfes belegt, adaptiv auf Veränderungen von außen zu reagieren.

Bei diesen beiden Projekten wie auch dem Beispiel des La-Villette-Beitrags von O.M.A. kommt es durch Initiativen des Menschen zu unvorhersehbaren Nutzungsänderungen in den flexiblen Feldern. Beim »Alten Flugplatz Bonames« nahe Frankfurt oder dem Projekt »Isar Plan« in München dagegen initiieren die Entwerfenden mithilfe gestalterischer Setzungen natürliche Prozesse, die sich anschließend eigendynamisch und unvorhersehbar entwickeln.

In Frankfurt-Bonames haben GTL Landschaftsarchitekten (Kassel) einen ehemaligen amerikanischen Militärflugplatz umgestaltet (Eröffnung 2003). Sie unterteilen den Park in einen »wilden Westen«, der überwiegend der natürlichen Sukzession überlassen wird, sowie den »zivilisierten Osten«, der Raum für Erholungs- und Freizeitnutzung bietet. Im wilden Westen sind zwei prozessorientierte Ansätze verwirklicht. Am westlichen Ende der ehemaligen Landebahn wurden nur noch schmale Asphaltbänder als Wege belassen, seitlich davon wurde der Asphalt entfernt

und der Sukzession freier Lauf gelassen. In den ersten Jahren machte sich vor allem die Goldrute breit, seit 2010 dominieren Pappeln, Birken und Weiden, und das nächste Sukzessionsstadium ist offen. Dieser Bereich ist durch die Asphaltwege sowie wiedergenutzte große Betontrittplatten gut erschlossen und alle Besucher können die dynamischen Vegetationsprozesse aus nächster Nähe erleben.

Nebenan auf dem ehemaligen, großflächig versiegelten Vorfeld des Flughafens wird eine mehr naturschutzorientierte Strategie verfolgt. Der Bereich ist kaum erschlossen, stattdessen wird er durch das Forschungsinstitut Senckenberg im Rahmen eines wissenschaftlichen Langzeitmonitorings untersucht sowie von Schulklassen in Führungen besichtigt. Der Beton des Vorfeldes wurde aufgebrochen und nach Größe sortiert liegengelassen; besonders attraktiv sehen die aufgeschichteten, großen Betonplatten im Schollenfeld aus. Die Sukzession verläuft hier wesentlich langsamer als am westlichen Ende der Startbahn. Die größten Veränderungen gehen von einer nach der Eröffnung geschehenen, ungeplanten Änderung im Wassermanagement zwischen dem Gebiet und der nahegelegenen Nidda aus. Diese wurde bewusst nicht rückgängig gemacht und führt nun regelmäßig zu Vernässungen einiger Bereiche, was wiederum zu neuen, unvorhergesehenen Biotoptypen führt.

Hervorzuheben ist, dass in beiden Bereichen keine menschlichen Pflegeeingriffe vorgenommen werden und somit die Entstehung von Neuem nicht mehr durch den Menschen kontrolliert wird.

Eines der radikalsten Umbauprojekte für mehr Hochwasserschutz im urbanen Raum stellt der Isar-Plan (2000 bis heute) dar. Er berücksichtigt einerseits eine Vielzahl von Prozessen wie Wasserschwankungen, Erosion oder Sedimentation, andererseits geht er über reinen Hochwasser-

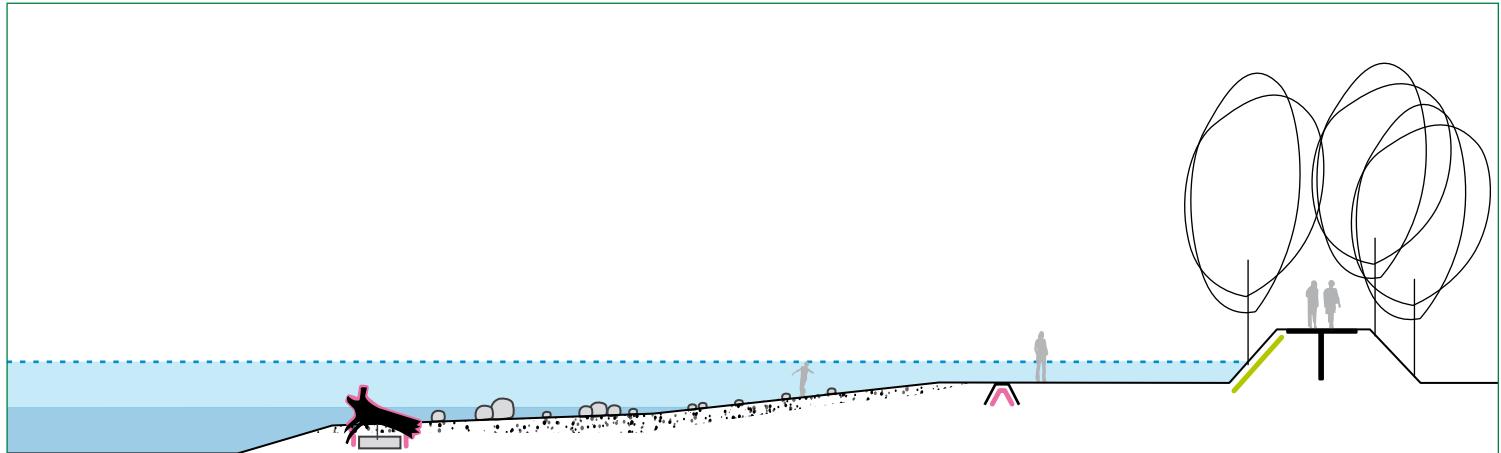


Abb. 6 Schnitt durch das Isarufer mit unterschiedlichen Wasserständen und der trapezförmigen »schlafenden Sicherung« [Quelle: Martin Prominski]

schutz hinaus und integriert Freiraumnutzungen sowie Naturschutzaspekte.

Die Isar ist ein kiesgeprägter, voralpiner Ge-
birgsfluss mit heftigen, zum Teil plötzlichen
Hochwasserereignissen. Das Projektgebiet des
sogenannten Isar-Plans (ein Gemeinschafts-
projekt der Landeshauptstadt München und des
Freistaates Bayern; Landschaftsarchitektur:
Winfried Jerney) beginnt vor der eigentlichen
Kernstadt und zieht sich auf einer Strecke von
acht Kilometern von der Wehranlage Gross-
hesselohe bis zum Deutschen Museum.

Um der Isar einen Teil ihrer Eigendynamik zu-
rückzugeben, war es zunächst nötig, sie aus ih-
rem kanalartigen Korsett zu befreien. Das Auf-
brechen und Abflachen des mit Steinen und
Beton befestigten trapezförmigen Profils ermög-
licht es dem Fluss, sein Bett durch Erosions- und
Sedimentationsprozesse wieder selbst zu entwi-
ckeln. Diesen morphodynamischen Prozessen wird
allerdings im Entwurf eine Grenze in Form
einer »schlafenden« Sicherung gesetzt. Bis zu
diesem knapp unterhalb der Erdoberfläche lie-
genden und damit unsichtbaren Bauelement
kann sich der Flussraum verändern, dahinter

können die Wiesen wie bisher zur Erholungs-
zwecken genutzt werden.

Der Isar wird durch diese gestalterischen Set-
zungen der Entwerfenden ermöglicht, über wei-
te Abschnitte selbst zur Gestalterin ihrer Lage und der Ausbildung ihres Längs- und Querprofils zu werden. Insgesamt hat die Isar heute mehrere Ufertypen: In Bereichen von Bauwerken werden die Sicherungen erhalten oder zu nutzbaren Sitzstufen umgestaltet. An Stellen, an denen die Flutwiesen als Spielwiesen erhalten wurden, sind die Ufer abgeflacht und die neue Sicherung mit Kies überdeckt. An den Stellen mit zurück-
gelegten »schlafenden« Sicherungen spricht das Wasserwirtschaftsamt von Entwicklungsufern. Hier bilden sich je nach Lage im Flusslauf sehr flache Kiesbänke oder Steilufer. Über Zonierungen wurde die Aue für verschiedene Nutzungen erschlossen.

Neben der Erholung finden auch die ökologischen Ansprüche verstärkt einen Raum, unter anderem wird eine besondere Saatmischung isartypischer Wildkräuter als Uferbewuchs verwendet.



Abb. 7 Uferbereich der Isar, der durch Erosions- und Sedimentationsprozesse bei Hochwasserereignissen unvorhersehbar verändert wird [Quelle: Martin Prominski]

Die ersten Hochwasserereignisse haben inzwischen bewiesen, dass es dem Entwurfsteam aus Wasserbauingenieuren, Ökologen und Landschaftsarchitekten durch das bewusste Einbeziehen der durch das Wasser angetriebenen Prozesse der Erosion und Sedimentation gelungen ist, für Hochwasserschutz, Freiraumnutzung und Ökologie deutliche Qualitätssteigerungen zu erreichen.

Fazit

Um die Vorteile einer prozessorientierten, resilienten Landschaftsarchitektur zusammenzufassen, soll abschließend auf die drei Säulen der Nachhaltigkeit eingegangen werden. Durch ihre dynamischen Qualitäten sind die Projekte *ökonomisch*, denn im Falle von Änderungen oder Störungen von außen muss nicht der gesamte Freiraum neu gemacht werden, sondern kann er sich innerhalb des Rahmengerüstes adaptiv anpassen. Sie sind *sozial* in dem Sinne, dass sie auf Bürgerwünsche flexibel reagieren können, und *ökologisch*, indem ihre adaptiven Eigenschaften die kontinuierliche Entwicklung neuer, überlebensfähiger Ökosysteme ermöglichen.

Diesen Vorteilen stehen zwei Herausforderungen gegenüber, die die Etablierung prozessorientierter Gestaltung erschweren. Einerseits haben private und öffentliche Bauherren Schwierigkeiten, Unvorhersehbarkeit zu akzeptieren – sowohl in funktionaler als auch ästhetischer Sicht. Elizabeth Meyer verweist zu Recht darauf, dass immer noch ein veraltetes Verständnis von Natur und Schönheit vorherrscht, das beispielsweise das statische Bild eines pflegeintensiven, gedüngten und gespritzten Rasens dem einer extensiven Wiese vorzieht [4, Seite 20]. Andererseits müssen die Entwerfen-

den bei einer prozessorientierten Gestaltung akzeptieren, dass die Projekte durch die Einbeziehung natürlicher und kultureller Prozesse im Prinzip nie fertig gestellt werden. Dieser Entzug von Kontrolle und die Hinnahme von Ungewissheit erfordert eine Bescheidenheit, die für viele Gestaltende noch ungewohnt ist. 

Literatur

- [1] Corner, James: Not unlike life itself. Harvard Design Magazine, Fall/Winter 2004: 32–34
- [2] Giseke, Undine / Sieweke, Jorg: Perspektive Landschaft – Wie weiter? In: Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung (Hrsg.): Perspektive Landschaft. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin, 2006, S. 220–227
- [3] Koolhaas, Rem / Mau, Bruce : S,M,L,XL. Rotterdam: 010 Publishers, 1995
- [4] Meyer Elisabeth K.: Sustaining Beauty. Journal of Landscape Architecture, spring 2008, S. 6–23
- [5] Pickett, Steward T. A. et al.: Resilient cities: meaning, models, and metaphor for integrating the ecological, socio-economic, and planning realms. Landscape and Urban Planning 69 (2004), S. 369–384
- [6] Prominski, Martin et al.: Fluss. Raum. Entwerfen. Basel: Birkhäuser Verlag, 2012
- [7] Reichholz J. H.: Stabile Ungleichgewichte. Die Ökologie der Zukunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2008
- [8] SRC (Hrsg.): Stockholm Resilience Center. URL: <http://www.stockholmresilience.org/download/18.5004bd9712b572e3de6800017246/org-src+2010+webb.pdf> [Stand: 12.11.2012]
- [9] United Nations Secretary-General's High-level Panel on Global Sustainability. Resilient People, Resilient Planet: A future worth choosing. New York: United Nations, 2012
- [10] Waldheim, Charles (ed.): The Landscape Urbanism Reader. New York: Princeton Architectural Press, 2006
- [11] Wirz, Heinz (Hrsg.): Schweingruber Zulauf. Luzern: Quart Verlag, 2006

Zwischen Landnahme und Offenhaltung – Stadt- und Freiraumentwicklung mit Raumpionieren

Als die amerikanische Schriftstellerin Willa Cather in ihrem 1913 veröffentlichten Roman »O Pioneers!« das Leben der ersten Siedler in der Präriegebene Nebraskas schilderte, dürfte sie kaum geahnt haben, dass ein Jahrhundert später eine neue Spezies von Pionieren ganz anderes Neuland betritt und für sich und andere urbar machen wird. So präsentierte sich der Beitrag der USA auf der Architektur Biennale in Venedig 2012 mit mehr als hundertzwanzig Beispielen kleinmaßstäblicher, oft unspektakulärer aber effektvoller Interventionen in vormals brach gefallenen Räumen amerikanischer Städte. Die beteiligten Planer, Landschaftsarchitek-

ten und Künstler, aber vor allem die Bewohner und die Akteure eines erstarkten bürgerschaftlichen Engagements zeigen sich in den ausgestellten Projekten als Wegbereiter einer erneuten Landnahme, die, anders als bei der Generation ihrer Ur-Urgroßeltern, nicht geografisch-expansionistisch verläuft, sondern die quasi-mythische New Frontier des American Dream nach innen stülpt und eine zivile Raumeroberung im Herzen der Städte und deren inneren Peripherien erprobt.

Doch sind diese New Pioneers kein genuin amerikanisches Phänomen. In zahlreichen Regi-

Ines-Ulrike Rudolph, Gabor Stark



Abb. 1 Tempelhofer Freiheit – Parklandschaft [Quelle: THF, 2011]



»The land belongs to the future [...] We come and go, but the land is always here. And the people who love it and understand it are the people who own it – for a little while.«
Willa Cather: »O Pioneers!« [1]

onen der urbanisierten Welt haben sogenannte Raumpioniere Konjunktur. Die programmatische Bandbreite reicht dabei von gärtnerischen, kulturellen und sozialen Projekten, über neue Lern-, Sport- und Freizeitangebote, bis hin zu alternativen Wohn- und Arbeitsformen und deren Mischung. Man findet solche Projekte, wenn auch in höchst unterschiedlicher Dichte, in Dörfern und ländlichen Räumen mit Stabilisierungsbedarf, in den schrumpfenden Städten alt-industrieller Regionen und in den Leerstellen der prosperierenden Metropolregionen. Städte pflegen zunehmend die Kultur experimenteller Projekte, die städtischen Freiräumen neue Nutzungen, neuen Wert und Sinn verleihen. Und auch der planungs-, sozial- und kulturwissenschaftliche Diskurs hat die Protagonisten einer Stadt-, Freiraum- und Wirtschaftsentwicklung »von unten« auf der Agenda. Zahlreiche Publikationen, Symposien und Forschungsprojekte widmen

sich den Netzwerken mikro-ökonomischer Investoren und den Aktivisten einer bislang informellen, aber vermehrt raumwirksamen Praxis.

Leitet man von ihrer Präsenz in den zeitgenössischen Debatten gesellschaftspolitische Relevanz ab, so scheint es, den neuen Pionieren gehöre die Stunde. Dabei gibt es sie schon eine ganze Weile. Bereits Mitte der 1980er-Jahre lösten die beiden Stadtsoziologen J. John Palen und Bruce London den Pionierbegriff aus seiner militärhistorischen und wild-west-mythischen Ursprungsbedeutung, als sie in ihrem Buch »Gentrification, Displacement and Neighborhood Revitalization« [2] die pro-urbanen Vorreiter einer Wiederentdeckung und Renaissance der amerikanischen Innenstädte als »urban pioneers« bezeichneten. In der deutschen Diskussion der letzten fünfzehn Jahre hat sich die Terminologie des ursprünglich kernstädtischen Urban Pioneer zum raumkategorisch weniger spezifischen Raumpionier gewandelt. Eine neue Generation von Planern verwendet den Pionierbegriff, um ein erweitertes Urbanitätsverständnis und dessen Implikationen für eine veränderte Stadtplanungs- und Entwicklungspraxis zu beschreiben und einzufordern.

Avantgarde im Möglichkeitsraum

»Raumpioniere nennen wir kleine Akteursnetze, die aufgelassene oder aus der Funktion gefallene oder auch schrumpfende Räume mit neuen Nutzungen und Projekten bespielen, die neue und konkrete Strukturierungsideen für diese Räume zunächst regelrecht erfinden und interventionistisch umsetzen.« [3, Seite 942]

Pioniere brauchen Frei-, oder besser gesagt Möglichkeitsräume. Diese liegen nicht mehr in einem zivilisatorischen »Außen«, vielmehr spürt die findige Vorhut diese in Enklaven der Stadtlandschaft auf, die für klassische Entwickler,



Abb. 2 Erntedank [Quelle: urban dialogues, 2001]

zumindest zeitnah, wert- und damit bedeutungslos erscheinen.

Die zeitgenössische Stadt ist voller solcher Situationen, die in Folge des sozio-ökonomischen Strukturwandels ihre ehemaligen Funktionen verlieren. Obwohl innerhalb der Stadt gelegen, befinden sie sich außerhalb der produktiven urbanen Kreisläufe. Es sind Räume des Dazwischen, die noch die Spuren des Vergangenen, für die raumaktive Avantgarde aber auch die Möglichkeiten zukünftiger Entwicklung erkennen lassen. Gerade die Offenheit, das Labile solcher Situationen forciert eine Spekulation über Bedürfnisse und Ansprüche an die Stadt und birgt für Pioniere die Chance, neue Formen der Raumaneignung auszutesten und die Potenziale dieser scheinbar überflüssig gewordenen Resträume zu mobilisieren.

Raumpioniere nutzen die spezifischen und nicht reproduzierbaren Eigenarten der jeweiligen Freiräume und bilden so individuelle Orte und neue programmatiche Angebote. Ein Pionier kommt selten allein; und charakteristisch für viele Initiativen sind die diversen Nutzungsmischungen, die Überlagerung und Verknüpfung unterschiedlicher Programme und deren Einbettung und Rückkopplung in den Kontext lokaler Milieus.

Die Pioniere agieren dabei in einem dialektischen Spannungsfeld zwischen Landnahme und Öffnung. Zum einen besetzen und aktualisieren sie Möglichkeitsräume, indem sie Handlungsoptionen in handfesten Unternehmungen umsetzen. Zum anderen ist diese zunächst dem Eigeninteresse folgende Raumbesetzung nicht automatisch exklusiv. Oft eröffnen Pioniere durch ihre Präsenz an einem Ort auch anderen den Zugang und die (Mit-)Nutzung vormals verschlossener Flächen und Gebäude. Auf diese Weise entsteht kein öffentlicher Raum klassischen Stils. Vielmehr kommt es zu hybriden Mischformen des Privaten mit mal mehr, mal

weniger heterogenen Teilöffentlichkeiten. Durch die meist extensive und inklusive Nutzung von Freiräumen können Pioniere somit zur Offenhaltung des Stadtraums beitragen: ökologisch, ökonomisch, kulturell und sozial.

Diese Themen werden bereits seit einigen Jahren im Diskurs zur Zwischennutzung verhandelt. Und tatsächlich ist die deutsche Raumpionierdebatte aus der Diskussion von Zwischennutzungen und deren Effekten für die selbstbestimmte Gestaltung einer nachhaltigen Um- und Lebenswelt hervorgegangen. Doch anders als die rein temporären und transitorischen Ereignisse, die nur für einen Augenblick im Stadtraum gastieren, und anders als bei den Interimslösungen, die nur so lange an einem Ort geduldet werden, bis dieser wieder einer klassischen Verwertung zugeführt werden kann, handelt es sich bei Pionierprojekten um Initiativen, die ein sukzessives Wachstum bis hin zur unternehmerischen Professionalisierung und räumlichen Verfestigung erfahren wollen bzw. sollen.

Das Re-Branding vom Zwischennutzer zum Raumpionier beinhaltet den Anspruch zivilgesellschaftlichen Wandel zu katalysieren, zu etablieren und somit zu einer langfristigen und nachhaltigen Freiraum- und Stadtentwicklung beizutragen.

Pioniere als gesellschaftliche Innovationsträger

Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) verwendet den Begriff des Pioniers als Bezeichnung für die notwendigen Innovationsträger einer Gesellschaft. Die Dynamik von Transformationsprozessen, so der WBGU, »stützt sich stark auf Pioniere des Wandels [...]. Die Pioniere agieren zunächst als Nischenakteure, können dann aber zunehmend Wirkungskraft entfalten und

die Transformation entscheidend befördern. Sie erfordert einen gestaltenden Staat, der dem Transformationsprozess durch entsprechende Rahmensetzung Entfaltungsmöglichkeiten in eine bestimmte Richtung eröffnet, die Weichen für den Strukturwandel stellt und die Implementierung klimaverträglicher Innovationen absichert. Der gestaltende Staat schafft den Pionieren des Wandels Freiräume und fördert sie aktiv.« [5, Seite 6 – 7]

Das ist leichter gesagt als getan und verläuft nicht ohne Konflikte. Es sind neue Verfahren und Instrumente gefragt, die diese Prozesse auch planerisch begleiten, um die formellen und informellen Akteure in eine integrierte, partizipatorische und prozessorientierte Stadtentwicklung einzubinden. Bei der Integration von Pionieren hängt der Erfolg zum einen an der Fähigkeit der formellen Planung, Bottom-up- und Top-down-Planungsprozesse zusammenzuführen und zum anderen an der Fähigkeit der bis dato informell und autonom agierenden Akteure, zunehmend Verantwortung für die mitangestoßenen Entwicklungsprozesse zu übernehmen.

Der WBGU beschreibt die Entwicklung eines »Pioniers des Wandels« vom »Nischenakteur« über den »Agenda Setter / Widerspruch« zum »Meinungsführer« bis hin zum »Mainstream« und schließlich zur gesellschaftlichen »Routinierung« [5]. Der Pionier als Nischenakteur und Visionär ist einer, der sieht, spürt und ahnt, was andere noch nicht sehen. Die Kraft, die ihn treibt und deren Effekte lassen sich nur schwer (in Geld) berechnen oder (durch Verwaltung und planerische Steuerung) kontrollieren. Konsolidierte Systeme müssen den Pionier als innovativen Typus wertschätzen lernen und dürfen ihn nicht als negativen Störfaktor etablierter Verfahren missverstehen. Und diese Wertschätzung kann letztlich nicht nur ideell sein, sondern muss in Konsequenz auch mit ökonomischen Veränderungen einhergehen. Die seit mehr als drei Jahrzehnten und heute wieder verstärkt geführten Debatten, beispielsweise um ein bedingungsloses Grundeinkommen, verweisen auf diese Zusammenhänge; und darauf, dass wir uns dem Thema der Verteilung, Anerkennung und finanziellen Honorierung von Arbeit einmal mehr neu stellen müssen. Pioniere und deren Partner und Promotoren sollten dies bedenken, soll Thomas Krens, Direktor des Guggenheim Museums, nicht Recht behalten mit seiner Definition des Pioniers: »Das sind die Leute in einer Truppe, die ganz weit vorn laufen, die zuerst mit dem Gesicht nach unten im Matsch landen und als Erste den Pfeil im Rücken haben« [4].

Pioniere als Co-Akteure der Stadtentwicklung. Zum Beispiel Berlin

In unterschiedlichen Formaten und Maßstäben wird die strategische Integration von Raum-pionieren in eine langfristige und nachhaltige Stadtentwicklung in Berlin ausprobiert. Projekte, wie z. B. ExRotaprint im Wedding, Spreefeld und Holzmarkt im Spreeraum, das Kunst- und Kreativquartier am ehemaligen Blumengroß-



Abb.3 Spree2011 – Bau der Pilotanlage 2012 [Quelle: www.spree2011.de, letzter Zugriff: 31.03.2013]

markt in Kreuzberg und das Pionierverfahren auf der Tempelhofer Freiheit, basieren auf dem breiten Erfahrungswissen im Bereich der Zwischenutzung sowie dem »Stadt Selbermachen« und zielen auf urbane Nutzungsmischungen und eine Vernetzung privater, halböffentlicher und öffentlicher Interessen.

Die ExRotaprint gGmbH vermietet ein Drittel der Räume an Künstler, ein Drittel an soziale Projekte und ein Drittel an Gewerbebetriebe. Weddinger Unternehmen, als Träger lokaler Ökonomien, wird es dadurch ermöglicht, in ihrem Bezirk günstige Räume zu mieten.

Das Wohnbauprojekt der Spreefeld Berlin eG findet seinen Ausgangspunkt in den prominenten Zwischenutzungen im Spreeraum und in dem erfolgreichen Bürgerbegehren von 2008 mit der Zielsetzung, einen 50 m breiten, öffentlichen Uferwanderweg entlang der Spree zu belassen. Das Projekt versucht die bestehenden temporären Nutzungen zu etablieren und schreibt neue Möglichkeitsräume in die Baustruktur ein.

Ziel der Holzmarkt eG ist es, schrittweise ein zukunftsweisendes Quartier zu realisieren. Auf ca. 30.000 m² Fläche sollen sich Start-ups und Technologieunternehmen ansiedeln und gleichzeitig etwa 400 Wohneinheiten entstehen, inklusive Künstler- und Gewerbedorf im Zentrum, einem Hotel, einem Restaurant, einem Gründerzentrum sowie Studentenwohnungen und einer 24 h-Kita, welche in den öffentlichen Park mit Nutzgarten integriert ist. Bürger und Interessenten können sich aktiv beteiligen: als Vereinsmitglieder oder als Genossenschaftler.

Das Holzmarktprojekt wird durch eine Änderung des Bebauungsplans möglich, welche die Dichte und Höhe der landeseigenen Fläche modifiziert. Getroffen wurde diese Entscheidung von der Bezirksverordnetenversammlung als politischem

Gremium. Die Senatsverwaltungen für Stadtentwicklung und Umwelt sowie für Finanzen tragen diese Entscheidung mit. Auch das Konzeptverfahren der Initiative für das Kunst- und Kreativquartier am ehemaligen Blumengroßmarkt in Kreuzberg hat gezeigt, dass es notwendig ist, die stadtentwicklungs-politische Bedeutung eines Areals auf dem Maßstab der Quartiersbedarfe zu beurteilen. So ist avisiert, dass zukünftig ein Portfolioausschuss mit Vertretern der Bezirke und Fachverwaltungen über das jeweilig angemessene Vergabeverfahren landeseigener Flächen entscheidet und darüber, ob die Vergabe eines Grundstücks mittels Verkauf (höchster Kaufpreis), per Konzeptverfahren (Konzept in Abwägung zum Preis) oder in Erbbaupacht erfolgt.

Bürgerschaftliche Pionierprojekte forcieren neue Entwicklungspraktiken. Das Pionierverfahren der Tempelhofer Freiheit ist ein modellhaftes Vorhaben für eine partizipative und prozessorientierte Stadtentwicklung im großen Maßstab. An dem Standort des ehemaligen, ca. 400 ha großen Flughafens treffen drei sehr heterogene Quartiere aufeinander, die hier ihre Erweiterung, Zusammenführung und Vernetzung erfahren; nichts weniger als »die Stadt für Morgen« (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung) soll hier gebaut werden. Das Pionierverfahren setzt dabei auf die Einbindung von bürger-schaftlichen Initiativen, gemeinnützigen Trägern, Unternehmensgründern sowie umsetzungsorientierten Projekten aus Wissenschaft und For-schung. Die ausgewählten Pionierprojekte auf der Tempelhofer Freiheit können eine dreijährige Nutzungszeit auf der Tempelhofer Freiheit als öffentlichen Experimentierraum nutzen, um ihre Vorhaben und Angebote weiterzuentwickeln und zu qualifizieren. Entlang des fortschreitenden Planungs- und Gesamtentwicklungsprozesses sind danach diverse Entwicklungspfade für die Projekte vorgesehen, einschließlich einer dauerhaften »Verräumlichung«, die sich in dem Szena-



Abb. 4 Wriezener Freiraum Labor
[Quelle: Lola landscape architects, 2008]



Abb. 5 Tempelhofer Freiheit – Auftaktveranstaltung zum Pionierverfahren, 2010 [Quelle: THF]

rio »vom Pionier zum Bauherr« abbildet. Bei der Planung der Tempelhofer Freiheit beschreitet man mit den Pioniernutzungen neue programmatische Wege. Dabei stehen insbesondere die Veränderungen hin zu einer zivilgesellschaftlich getragenen Stadtentwicklung im Vordergrund.

Bei der Betrachtung dieser und weiterer Beispiele zeigt sich zunehmend, dass sich Projekte vermehrt in einem z.T. internationalen Netzwerk organisieren, in dem sich Akteure dieser neuen bürgerlichen Stadtentwicklung austauschen, beraten und hinsichtlich der Umsetzung neuer Entwicklungs- und Finanzierungsinstrumente unterstützen. Gleichzeitig ist zu beobachten, dass das Kapital wieder vermehrt auf sichere und nachhaltige Anlageformate setzt.

So ermöglichen aktuell z.B. die trias stiftung, die GLS Bank, aber auch Schweizer Stiftungen, wie die Edith Maryon oder die Abendrotstiftung, innovativen, kulturellen und sozialen Projekten, die sich oft in langjährigen Zwischennutzungen ausprobiert und professionalisiert haben, nachhaltige Finanzierungsstrukturen, um in eine nächste Phase der Projektentwicklung einsteigen zu können. Diesen Stiftungen gemeinsam ist, dass sie gezielt in Stadtentwicklungsprojekte investieren, die sich einer spekulationsfreien Verwertungsfrage von Grund und Boden stellen, gemeinwesenorientiert arbeiten und ihre Gewinne in die Projekte und deren Standorte reinvestieren. So können sich immer mehr innovative

Projekte auch auf baulicher, technischer und infrastruktureller Ebene den qualitativen Herausforderungen einer Standortentwicklung in Zeiten des Klimawandels stellen.

Hier liegen für Raumpioniere und Stadtverwaltungen gleichermaßen die aktuellen »New Frontiers«: die Entwicklung lokal angepasster Lösungen mit globaler Verantwortung, die Versöhnung zwischen Stadt und Natur sowie eine ökonomisch ausgewogene Nutzung räumlicher, sozialer und kultureller Ressourcen. 

Quellen

- [1] Cather, Willa: *O Pioneers!* Boston: Houghton Mifflin Company, 1913
- [2] Palen, J. John und London, Bruce: *Gentrification, Displacement and Neighborhood Revitalization*. Albany: State University of New York Press, 1984
- [3] Matthiesen, Ulf: »Möglichkeitsräume und Romantisierungstechniken«. Erschienen in: BBR (Hg.): *Die Vergangenheit der Zukunft. Informationen zur Raumentwicklung*, Heft 11/12/2008. Bonn, 2008, S. 937 – 944.
- [4] Krens, Thomas: Interview in *Der Spiegel*, 13/2008
- [5] Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU): *Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. Berlin, 2011
- [6] Pionierverfahren Tempelhofer Freiheit: <http://www.tempelhoferfreiheit.de/mitgestalten/> Zugriff: 17.03.2013

Arbeitsfeld Beteiligung

Bürgerbeteiligung – Voraussetzung für erfolgreiche Projekte?

Beteiligung ist eine der Forderungen, die in der Planung und Durchführung in den letzten Jahren immer häufiger zu einer Schlüsselfrage des Gelings oder Scheiterns von Projekten wurde.

Die mögliche Produktivität und Qualität von dialogorientierten Beteiligungsprozessen auf Augenhöhe, auch deren Notwendigkeit im Sinne einer gesellschaftlichen Entwicklung, wurde vielfach unterschätzt.

Dass Gesellschaft aus Teilnahme und Teilhabe besteht, ist in demokratisch verfassten Gesellschaftsordnungen unstrittig. Die Frage der Arbeitsteilung zwischen Experten und Bürgern, zwischen Gewählten und Wählern führt jedoch angesichts der Vielfalt der Beteiligungsmöglichkeiten und -fähigkeiten in einer Informationsgesellschaft zu immer mehr Unsicherheit. Wie direkt können Entscheidungen getroffen und beeinflusst werden? Müssen Bürger im repräsentativen Querschnitt beteiligt werden oder zählt die Bereitschaft zum Engagement? Wie werden die Positionen vieler Einzelner integriert in die Suche nach Lösungen? Sind Bürger Wähler, Schwarmintelligenz oder Verhinderer?

Diese strukturelle und kommunikative Überforderung des Staates macht die Notwendigkeit deutlich, die Gewichte zwischen zivilgesellschaftlichem Engagement und vorsorgendem Staat neu zu verteilen. So formuliert die Bertels-

mann-Stiftung: »Die direkte Beteiligung von Bürgern an politischen Prozessen wird zunehmend als mögliche Lösung für die Probleme moderner Demokratien betrachtet.« Partizipation, direkte Demokratie und der sogenannte »Dritte Sektor«, das bürgerschaftliche Engagement, sind die Antworten, die zur Entlastung des Staates und des Einzelnen beitragen sollen.

Bürgerbeteiligung ist eine in langen Auseinandersetzungen erkämpfte Errungenschaft unserer Demokratie, und gerade die Landschaftsarchitekten haben diese aktive Bürgerschaft oftmals mit initiiert und in ihren Projekten seit den 1970er-Jahren gestärkt. Dies gilt ebenso für den Umweltschutz, der in knapp vier Jahrzehnten vom Bürgerinitiativprojekt zum gesellschaftspolitischen Mainstream wurde. Aus diesen gemeinsamen Erfolgen der Bürgerbewegung Seite an Seite mit der Freiraumentwicklung wuchs aber auch ein Anspruch – von der »Beteiligung« im Sinne von Information und Mitsprache hin zur aktiven Entscheidungsbeteiligung in Verfahren direkter Demokratie und auch zur unmittelbaren Verantwortungsübernahme.

Gerade in der Stadt- und Landschaftsentwicklung, also immer dann, wenn es um den öffentlichen, den unmittelbaren Erlebnis- und Identitätsraum der Bürger geht, ist die Bereitschaft zur und auch die Erwartung an eine Beteiligung an Entwicklungsprozessen sehr hoch. Ob Garteninitiativen im Sinne des *Urban Gardening* zuvor wenig genutzte Flächen selbst in die Hand nehmen, ob Stadtteilentwicklungen und Bürger-

Gabriele Pütz

haushalte in Bürgerwerkstätten und -beiräten zur Diskussion stehen, ob Clubs und Cafés städtische Brachen zu Orten der Kreativkultur und damit der Identität einer Stadt machen, ob Großprojekte wie Bahnhofsumbauten oder Hochspannungstrassen nur noch in einer Kultur intensiver Beteiligung durchsetzbar erscheinen oder ob der Spielplatz um die Ecke gemeinsam mit Kindern und Eltern neu gestaltet wird – die Beispiele für eine unmittelbare Integration der Beteiligung in die Planung sind inzwischen vielfältig. Sie gehen weit über institutionalisierte und rechtlich verankerte Beteiligungsverfahren wie z.B. im Rahmen von Bebauungsplanverfahren oder Planfeststellungsverfahren hinaus.

Die Bereitschaft zur Übernahme bürgerschaftlicher Verantwortung und die Forderung nach Beteiligung an transparenten Planungs- und Entscheidungsprozessen stellen die Fachplaner vor Herausforderungen. Ob in den Planungsverwaltungen oder auch in den Büros der freien Landschaftsarchitekten und Stadtplaner gilt »Bürgerbeteiligung« nicht nur als Chance, sondern vielfach auch als Last. Müssen und dürfen »alle mitreden«, wenn es um Geschmacksurteile einer Wettbewerbsjury geht? Sind es nicht sowieso immer wieder die gleichen »Profibürger«, die ihre soziale Akzeptanz daraus ableiten, in möglichst vielen Beteiligungsverfahren Gehör zu finden? Kann der Bürger das, wozu man selbst jahrelang ausgebildet wurde und Erfahrungen sammelte?

Auch der Deutsche Städte- und Gemeindebund formuliert in seiner Position zur Bürgergesellschaft [3]: Ohne die repräsentative Demokratie in Frage zu stellen, sollen durch »informelle Verfahren, [...] frühzeitige Transparenz« und die Vermeidung von »Alibi-Beteiligungen« die Instrumente der repräsentativen Demokratie »ergänzt« werden. Dabei geht es dem Städte- und Gemeindebund auch um eine häufig von Experten geäußerte Befürchtung, dass die direkte Beteili-

gung vor allem Ja-Nein-Entscheidungen beförderre, während die Verwaltung fachlich differenzierter und eben nicht nach Mehrheit, sondern nach fachlicher Abwägung aller Interessen und nach Rechtslage entscheide. Stärkt oder schwächt also Beteiligung die Qualität von Entscheidungen, bzw. die Qualität von Gestaltungen?

Wesentlich für die Entwicklung hin zu einer Balance aus individuellen und gemeinschaftlichen Interessen ist die Möglichkeit, mittels Kommunikationstechniken ein solches Gemeinschaftsinteresse auf einzelne Fragestellungen bezogen zu formulieren. Diese Stärkung der Möglichkeiten der Partizipation durch neue Entscheidungswege und Transparenz auf der Basis neuer Kommunikations- und Beteiligungsmöglichkeiten, auch *Liquid Democracy* genannt, bringt derzeit viele Experimente in der politischen wie der Planungskultur hervor. Von der E-Beteiligung bis zur unmittelbaren Zusammenarbeit in »Werkstätten« reicht das Spektrum der Antwortversuche.

Was dieses weite Spektrum an digitaler oder bewusst analoger, also unmittelbar aufsuchender Beteiligung eint, ist der Anspruch, produktiv mit Widerständen zu arbeiten, statt diese im Sinne totalitärer Systeme zu unterdrücken oder sie im Sinne demokratischer Systeme als Minderheitenmeinung zu ignorieren. Nicht der Einsatz maximaler, sondern »minimaler Kraft ist die wirkungsvollste Art des Umgangs mit Widerstand«, schreibt Richard Sennet. Im Umgang mit Widerständen erreiche man »durch Forcieren gar nichts« [7, Seite 281 f.] Stattdessen sei ein effizienter, geschulter und vielfach erprobter Umgang mit den »Werkzeugen« des Handelns – hier der Beteiligung – beim »Herstellen« und »Reparieren« sozialer Prozesse der Schlüssel zum Erfolg. Also nicht »möglichst viel Beteiligung« oder »möglichst viel Information« oder »möglichst viel Durchsetzungskraft«, sondern die Ermöglichung von Beteiligung durch eine soziale Atmosphäre des Wohlfühlens ist der Schlüssel.

Beteiligung ist daher vor allem eine Frage der Planungskultur, des geübten Umgangs mit Instrumenten und des Verfahrensaufwandes. »Wie die soziale Gebärde ist auch das auf minimale Kraft setzende Verhalten eine sinnliche Erfahrung, bei der wir uns im Zusammensein mit anderen sowohl physisch als auch mental wohl-fühlen, weil wir ungezwungen agieren« [7, Seite 284]. Einfach und nachvollziehbar im Sinne des Prozesses von Ursache und Wirkung kann Planung mit den Bürgern besonders gut gelingen, während zu viele Formalien, Regeln und sonstige technische und menschliche Hürden die Arbeit mit »minimaler Kraft« an den Widerständen diese eher zu Problemen als zu Chancen werden lassen. »Besondere Bedeutung besitzt der Umgang mit Widerstand bei sozialem Verhalten dialogischen Charakters. Nur wenn wir nicht anmaßend oder allzu forsch auftreten, können wir uns für andere öffnen – das gilt für den politischen ebenso wie für den persönlichen Bereich. (...) Im dialogischen Bereich zeigt sich der Einsatz minimaler Kraft im differenzierenden Austausch« [7, Seite 283].

Sennet trifft mit seinem Bild der »Werkstatt« eine Erfahrung der Planungsexperten, die sich auf das Feld der Beteiligung konzentrieren. Planung ist Wissen und Vermittlung, und Vermittlung braucht einen Rahmen, eben die Werkstatt, und Instrumente, eben die Werkzeuge. Es gilt, in der Landschafts- und Stadtplanung die Möglichkeiten des »differenzierenden Austausches« zu nutzen. Denn die Aufgaben der Gestaltung des Raumes sind so vielfältig und komplex und interessendurchwirkt, dass es wenig sinnvoll erscheint, nur den am meisten forcierten Vorstellungen Raum zu gewähren.

Der überzeugende öffentliche Raum wird mit Bürgern als Experten und Planern als Experten vorausgedacht im Entwurf, wird mit- und auch gegeneinander differenziert betrachtet, wenn

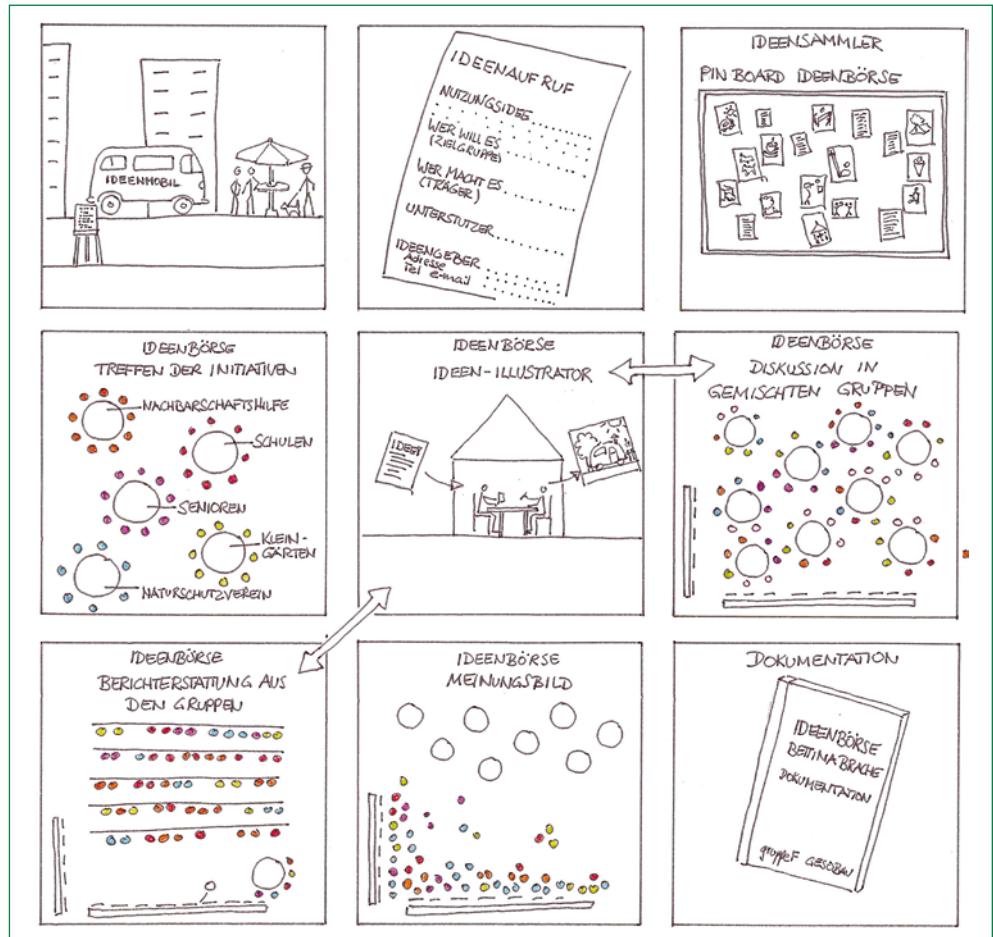


Abb. 1 Charette-Verfahren sind ein gutes Instrument, um viele mitzunehmen; Storyboard Charette [Quelle: gruppeF]

der Entwurf als Prozess und nicht von vornherein als Lösung verstanden wird.

Partizipation kann das Entwerfen durch den Landschaftsarchitekten nicht ersetzen. Im optimalen Fall erfolgt eine enge Verzahnung von beidem mit dem Ergebnis einer gelungenen Gestaltung, mit der sich die Bewohner identifizieren.

Bei der Gestaltung des Horthofes zum Thema der Bewegungsbaustelle ging die Verzahnung



Abb. 2 Bewegungsbauastelle Horthof Turnhalle – neu gestalteter Hortspielplatz, entwickelt mit den Kindern in einem intensiven Partizipationsprozess [Quelle: gruppeF]



Abb. 3 Von gruppeF mit den Schülern entwickelter Entwurf für den Horthof der Nürtingen Grundschule in Berlin Kreuzberg [Quelle: gruppeF]

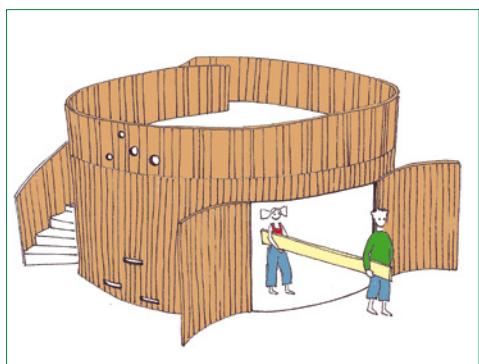


Abb. 4 »Zauberkiste« Spiel- und Aufbewahrungsort für die Elemente der Bewegungsbauastelle [Quelle: gruppeF]

von Beteiligung und Gestaltung sogar soweit, dass die Schulkinder als die späteren Nutzer des Horthofes ausgeliehene Elemente einer Bewegungsbauastelle in der Turnhalle erprobten und die Gestaltung durch die Landschaftsarchitekten dann anhand der bei diesen Erprobungen gemachten Erfahrungen erfolgte.

Auch bei der Neugestaltung des Spielplatzes in der Adolfstraße in Berlin Wedding erfolgte eine enge Verzahnung von Beteiligung und Entwerfen. Hier bestand die Schwierigkeit unterschiedliche Migrantengruppen für die Umgestaltung zu interessieren. Durch auf die kulturellen und sozialen Bedürfnisse der Anwohner abgestimmte Aktionen, wie Moscheebesuch, Frauenfrühstück, Fußballturnier, Bauchtanzaktion mit Kindern oder Strauchschnittaktionen mit Jugendlichen, gelang es, die Wünsche und Interessen unterschiedlichster Gruppen zu erfahren und diese in den Planungs- und Umsetzungsprozess als verantwortliche Mitwirkende zu integrieren. Mittels Beteiligung wurde so für den Ort eine ganz neue eigenständige Identität geschaffen und eine hohe Akzeptanz des neugestalteten Spielplatzes erreicht.

Die Bewohner sind Experten für ihr Wohnumfeld, ihre Erfahrungen, Bedürfnisse und Wünsche. Landschaftsarchitekten sind die Experten in der entwurflichen Transformation dieser Bedürfnisse in räumliche Gestalt. Das eine kann das andere nicht ersetzen!

Dies schließt die Bedeutung von im Wettbewerb konkurrierenden Ideen nicht aus, sondern erfordert sie gerade. Denn erst die Ideenvielfalt lässt den differenzierenden Austausch zu. Allerdings wird die bisherige, in vielen Wettbewerbsverfahren erprobte Handhabung des Expertendialogs zwischen Entwerfer und Jury, also zwischen Ideengeber und Ideenentscheider, erweitert werden müssen zu einem trilateralen Verhältnis.

Praktiziert wurde ein solches Verfahren mit intensiver Mitwirkung der Anwohner beim Wettbewerb zur Gestaltung des Parks auf dem Gleisdreieck in Berlin Kreuzberg. Bestandteil dieses Beteiligungsprozesses war u.a. ein Wochenendworkshop, an dem die Landschaftsarchitekten, deren Entwürfe die zweite Bearbeitungsstufe erreichten, mit Vertretern der Jury und mit interessierten Bürgern gemeinsam über die Entwürfe diskutierten und sich mit den Wünschen der zukünftigen Nutzer auseinandersetzten.

Der Deutsche Städetag verweist auf diesen »Idealfall« der »trilateralen Kooperationsformen« und meint damit »Kommune, Wirtschaft und Bürgerschaft« [4, Seite 6]. Diese finden sich in der »Weiterentwicklung der Beteiligungskultur zur Kultur der *Urban Governance* zusammen.

Um eine Beteiligung nicht in ihren Strukturen zu ersticken, sondern zu ermöglichen, gilt es, die Akteure neu zu verteilen. Dies ist nicht nur eine Neuverteilung der Mitwirkungsmöglichkeiten und -formen, sondern zugleich eine Umverteilung der Verantwortlichkeiten.

Arbeitsfähige kommunale Einheiten sind die Ebene, auf der viele Entscheidungen zukünftig getroffen und umgesetzt werden müssen.

Dies gilt, weil die Zuordnung und Kontrolle von Verantwortungen am besten immer am konkreten Projekt und in der Werkstatt vor Ort gelingt, also anhand nachvollziehbarer Fragestellungen. Dies gilt aber auch, weil gesellschaftliche Umstrukturierung in der Informationsgesellschaft und der »dritten industriellen Revolution« [5, Seite 48 ff.] weniger von der Durchsetzung von Besitzinteressen als vielmehr von der Vermittlung von Wissen, Werten und Positionen leben. Denn laut Rifkin ist »Nutzen statt Besitzen« das Motto der zukünftigen Konsumgesellschaft.



Abb. 5 Von gruppeF in Zusammenarbeit mit dem Quartiersmanagement initiiertes Frauenfrühstück. Zur Diskussion der Anforderungen an die Neugestaltung des Spielplatzes »Adolfstraße« in Berlin Wedding [Quelle: gruppeF]



Abb. 6 Beteiligungsaktion mit Kindern zur Identifikation der Kinder mit dem Spielplatz Adolfstraße in Berlin Wedding [Quelle: gruppeF]



Abb. 7 Strauchschnittaktion mit Jugendlichen [Quelle: gruppeF]



Abb. 8 Spielaktionen auf dem neu gestalteten Sportplatz [Quelle: gruppeF]



Quellen

- [1] BDLA (Hg.): gruppeF Landschaftsarchitekten. Umgestaltung des Schorfheideviertels. Sonderpreis Wohnumfeld In: Deutscher Landschaftsarchitekturpreis 2011. Grüner Wohnen. Zeitgenössische deutsche Landschaftsarchitektur, Berlin 2011, S. 88 – 91.
- [2] Bertelsmann Stiftung: Politik beleben, Bürger beteiligen, Charakteristika neuer Beteiligungsmodelle, Gütersloh 2010.
- [3] Deutscher Städte- und Gemeindebund: Statement zur Bürgergesellschaft. Bürgerbeteiligung modernisieren – Planungsverfahren beschleunigen – Abstimmungsdemokratie vermeiden. In: Positionen, Berlin, Dezember 2011
- [4] Deutscher Städetag Arbeitsgruppe Bürgerbeteiligung: Beteiligungskultur in der integrierten Stadtentwicklung, Arbeitspapier Stand 09.11.2012.
- [5] Rifkin, Jeremy: Die dritte industrielle Revolution. Die Zukunft der Wirtschaft nach dem Atomzeitalter, Frankfurt a. M. 2011.
- [6] Senatsverwaltung für Stadtentwicklung: Handbuch zur Partizipation, Berlin 2011.
- [7] Sennett, Richard: Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält, München 2012.
- [8] Sinning, Heidi: Urban Governance und Stadtentwicklung, Zur Rolle des Bürgers als aktiver Mitgestalter und Ko-Produzent. In: Newsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 12/2008, Stiftung Mitarbeit, S. 1-10.



Abb. 9 und 10 Planer, Preisrichter und Bürger diskutieren die Entwürfe der ersten Wettbewerbsphase des Wettbewerbs »Park auf dem Gleisdreieck« in Berlin [Quelle: ts planungskommunikation]

Es lebe der Unterschied! Chancengleichheit und Vielfalt in der Freiraumplanung

Gender Mainstreaming / Gender Planning / Gender Diversity

Aus den unterschiedlichen Lebenslagen von Männern und Frauen, den unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollen und den hinzukommenden vielfältigen altersbedingten, kulturellen und sozialen Hintergründen der Nutzerinnen und Nutzer von Freiräumen in der Stadt ergeben sich ebenso differenzierte wie vielfältige Bedürfnisse. Diese in einer nutzungsorientierten Freiraumplanung zu berücksichtigen und in räumliche Beziehungen zu setzen, ermöglichen die Strategien des Gender Mainstreaming und des Gender Planning. So können räumliche Gerech-

tigkeit und damit der größtmögliche Erfolg eines Projektes für alle erreicht werden. Dieser Erfolg beinhaltet friedliche Benachbarungen und Integration ganz unterschiedlicher Nutzerinnen und Nutzer, soziale Mischung auch im Freiraum, Dialog und Kontakt der Generationen und unterschiedlicher kultureller Gruppen, Chancengleichheit männlicher und weiblicher Bedarfe, Minimierung von Vandalismus, objektives und subjektives Sicherheitsempfinden und damit die optimale Ausnutzung finanzieller Mittel für alle.

Barbara Willecke



Abb. 1 Nettelbeckplatz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]



Abb. 2 Tempelhofer Feld, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]

Chancengleichheit beinhaltet das Recht auf Unterschiedlichkeit

Mit dem im Mai 1999 in Kraft getretenen Amsterdamer Vertrag wurde der politische Wille zur Gleichstellung von Mann und Frau als Gender Mainstreaming in der Europäischen Union Gesetz. Gender Diversity fasst diesen Gleichstellungsbegriff weiter und nimmt neben geschlechterrollenspezifischen Unterschieden und Bedürfnissen auch solche in den Blick, die sich aus kultureller, sozialer oder geografischer Herkunft sowie Generationenzugehörigkeit ableiten lassen. Dabei sind die vorhandenen Unterschiede sowohl bezogen auf den Ort als auch auf seine potenziellen Nutzerinnen und Nutzer in ihrer Vielfalt zu erfassen und ihnen Raum zu geben. Aus der innovativen Kraft dieser Strategie, die auch der Qualitätssicherung dient, entstehen Räume, die einerseits aneignungsfähig und flexibel sind und andererseits neue Nutzungsmuster ermöglichen.

Entwicklung

Historisch betrachtet gab es zu jeder Zeit Strömungen, die Freiraum vor allem in den Städten als sozialen, emanzipatorischen und politischen Raum betrachtet haben. Gestalteter Freiraum war als Spiegel seiner Zeit wahlweise Ausdruck von Reichtum oder Volksnähe, ein Ort, der Menschen von Zuschauern zu Handelnden werden ließ. Es folgten Bestrebungen, die Sicht und Bedürfnisse von Frauen und Mädchen bezogen auf die Gestaltung und Nutzbarkeit von Freiräumen in den Fokus zu nehmen. Hinzu kamen die Forderungen der Ökologiebewegung, die sich neben unmittelbarem Umweltschutz auch auf soziale Aspekte wie z.B. die Durchmischung der Städte bezogen [1].

Heute wird mit Gender Diversity der Blick weit gestellt auf Fragestellungen der sozial konstruierten Rollen und die daraus entstehenden Lebensentwürfe und – räumlichen – Bedarfe.

Was meint Gender?

Löst das Wort »Gender« im deutschsprachigen Raum oft Befremden aus, so ist dies im angelsächsischen Sprachraum nicht der Fall. Hier wird zwischen Sex (biologisches Geschlecht männlich und weiblich) und Gender (sozial, kulturell und gesellschaftlich unterschiedliche Rollen und Lebenslagen der Geschlechter) unterschieden. Diese Rollen sind historisch entstanden und veränderbar bzw. Veränderungen unterworfen.

Der Begriff Gender beschreibt und ermöglicht das Nachdenken über die unterschiedlichen und sich verändernden sozialen und gesellschaftlichen Rollen (z.B. Wandel der »bürgerlichen Kleinfamilie«, Singles, alleinerziehende Eltern, Patchworkfamilien, neue Arbeitsmodelle, sich differenzierende Rollenbilder von Männern und

Frauen), auch in diversen kulturellen Kontexten. Daraus resultiert auch für eine erfolgreiche Freiraumplanung und Planungsprozesse allgemein ein immer differenzierteres und präziseres Vorgehen, gerade vor dem Hintergrund eingeschränkter finanzieller Ressourcen.

Unterschiede berücksichtigen, aber nicht zementieren

Wertvorstellungen prägen Leitbilder und damit gebaute Räume und Freiräume. Umgekehrt ermöglichen Räume wählbare Handlungsweisen zu sich ändernden Wertvorstellungen und Lebenssituationen/-entwürfen. Der Mainstream (Normalität) der ernährerversorgten Kleinfamilie wird mindestens ergänzt durch andere bzw. sich wandelnde Lebensentwürfe und Geschlechterrollen sowie vielfältige kulturelle Verschiedenheiten. Die in der Folge entstehende heterogene Gesellschaft benötigt ebenso heterogene, vielfältige Raumstrukturen und sich mitwandelnde, fachspezifische Leitbilder [2].

Bei Gender Mainstreaming und Gender Diversity geht es nicht darum, bestimmte Handlungen und Gebrauch oder Verhalten vorzuschreiben, herbei zu manipulieren oder zu verhindern. Stattdessen sollen Beziehungen geordnet und Freiraum zum Handeln, Kommunizieren und Ausprobieren geschaffen werden, dessen Gestaltung und Gebrauch geschlechtsspezifischen, kulturellen und sozialen Bedürfnissen Rechnung trägt und Möglichkeiten zur Entwicklung neuer »Traditionen« [5] für einen Raum eröffnet.

Gendergerechte Planungsprozesse

Was macht den Unterschied? Warum lohnt sich Gender Planning?

Gender ist ein Querschnittsthema und auf allen Ebenen (Politik, Verwaltung, Ausschreibung, Jury, Planung, Realisierung, Evaluation) umzusetzen und fruchtbar zu nutzen. Dabei sollen ein Projekt und die eingesetzten finanziellen Mittel allen denkbaren Nutzerinnen und Nutzern gleichermaßen zugutekommen. Es darf nicht nur niemand benachteiligt werden, vielmehr sind bestehende Benachteiligungen aufzuheben und/oder auszugleichen (Gender-Budgeting [3]). Um auf diese Weise planen und gestalten zu können, sind gendersensible Analysen von Defiziten und Konflikten im Stadtraum erforderlich. Aus diesen Analysen ergeben sich Aufgabenstellungen für den Beteiligungs- und Planungsprozess, deren Hauptaugenmerk auf der gleichberechtigten Berücksichtigung der spezifischen Bedarfe aller Nutzenden liegt.

Wichtig erscheint hierbei die Betrachtung vom Ergebnis her: Der Unterschied stellt sich auf den verschiedenen Maßstabsebenen ganz unterschiedlich dar. Oft wird vor allem auf der Prozessebene eine Veränderung in Richtung differenzierter Betrachtungen und damit Verbesserung von Qualitäten beschrieben. In derartigen Prozessen wird Gender- und Diversity-Kompetenz erlangt [4]. Beispielhaft, bezogen auf öffentliche Grünanlagen, begründet sich der Gewinn in

- gleichen Chancen in der Nutzung öffentlicher Freiräume
- Erweiterung des Präsenz- und Aktivitätspektrums aller potenziellen Nutzerinnen und Nutzer
- gleichwertige Berücksichtigung bei der Gestaltung in Bezug auf Aneignungs- und Verhaltensmuster
- Vermeidung von Dominanz einzelner Gruppen
- Wahlmöglichkeiten bieten statt Rollenstereotypen zementieren.



Abb. 3 Nauener Platz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]



Abb. 4 Beteiligungsverfahren Rehmlätze, Aachen [Quelle: planung.freiraum]



Abb. 5 Nauener Platz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]



Abb. 6 Nauener Platz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]

Gender kann man sehen

Ausgehend von der These und den Forderungen der EU, dass Projekte dann erfolgreich sind, wenn Menschen jeden Geschlechts und Alters, mit verschiedenen sozialen und kulturellen Hintergründen Freiräume gleichberechtigt nutzen, werden im Folgenden zur Veranschaulichung einige Beispiele aus Forschung und eigener Praxis beschrieben.

Im Rahmen der Forschungsarbeit »Neukonzeption städtischer öffentlicher Räume im europäischen Vergleich« von Paravicini et al. [5] wurden fünf Freiräume in Barcelona, Paris und Berlin mit folgenden Fragestellungen untersucht:

- Zusammenhang zwischen räumlicher Struktur, Gestaltung und sozialer Nutzung
- Welche Raumgestaltung ermöglicht gleichberechtigte Teilhabe insbesondere der unterschiedlichen Geschlechter
- Soziale Interaktion und Kommunikation in Abhängigkeit zur räumlichen Struktur
- Sicherheit und Konfliktbewältigung im öffentlichen Raum.

Die hier angewandten Methoden beinhalteten qualitative (wer macht was wann und wo) und quantitative (Anzahl der anwesenden Frauen/Männer, Mädchen/Jungen) Erhebungen sowie deren Aneignungs- und Interaktionsmuster.

Beispiel Aktionsräume

Gut einsehbare, zentral gelegene Aktionsräume ziehen Menschen beiderlei Geschlechts und aller Altersgruppen auch als Zuschauer an. Die Untersuchungen von Paravicini et al. belegen jedoch, dass sie die Aneignungsmuster männlicher Nutzer unterstützen, Mädchen und Frauen in der Folge als Zuschauerinnen an die Ränder verdrängt werden, was sie in geführten Interviews stark bedauern [5].

Eine Verlagerung dieser Aktionsflächen an den Rand stellt keine Lösung dar, wie die Untersu-

chung an einer Berliner Parkanlage zeigt: Der Bolzplatz am Rand wird von den Mädchen gemieden, weil er als zu abseits und unsicher empfunden wird. Die Jungen nutzen den Platz nicht, weil sie wegen der Randlage keine Zuschauer bzw. Zuschauerinnen haben [5]. In der Folge wurde die Fläche zum Drogenumschlagplatz.

Die Untersuchung wie auch eigene Analysen zeigen, dass z.B. städtische Freiräume mit geringer räumlich-funktionaler und sozialer Mischnug Gefahr laufen, von einer Gruppe dominiert zu werden. Nicht selten nutzen auf Grund der fehlenden sozialen Kontrolle sogenannte Randgruppen die Räume.

Auf dem Letteplatz in Berlin [6] wurde die bestehende, zentral gelegene Ballspielanlage auf gleichem blauem Gummigranulatboden durch Elemente erweitert, die Mädchen intensiv nutzen (z.B. Streetball, Balancieren, Reckstangen und Trampolin). Vielfältige Podeste, Bänke und Sitzelemente in Schatten oder Sonne bieten die Möglichkeit, das Treiben zu beobachten und sich ggf. dazuzugesellen oder das Spiel zu übernehmen. Erwachsene und Eltern nutzen die unmittelbar benachbarten Aufenthaltselemente. Die Aktionsflächen werden so zum sozialen Magneten, der eine vielfältige sehr gemischte Präsenz von verschiedenen Gruppen und deren Kommunikation und Interaktion möglich macht. Hier hat der Wandel vom gemiedenen Ort zum intensiv genutzten Raum neben der hohen Präsenz auch zum Resultat, dass Kriminalität und absichtliche Zerstörungen vollständig unterblieben und Regeln ausgehandelt, beachtet und im Zweifel auch von den Nutzenden selbst durchgesetzt werden.

Auf dem Schleidenplatz in Berlin [6] wurde der vor Planungsbeginn mittig im Raum liegende desolate Spielplatz von einer Gruppe »Trinker« quasi besetzt, da niemand sonst diesen Ort für sich reklamierte. Die größtmögliche soziale



Abb. 7 Letteplatz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]



Abb. 8 Letteplatz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]



Abb. 9 Letteplatz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]



Abb. 10 Nauener Platz, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]

Mischung und Präsenz aller Nutzerinnen und Nutzer wurde in der Umgestaltung des Platzes durch eine differenzierte räumliche Struktur erreicht, die auch dieser Randgruppe einen Teilraum anbot. Hier wurden mit klaren räumlichen Grenzen und erkennbaren Innen- und Außenbezügen Nutzungsregeln durchsetzbar: innen auf der Wiese lagern, spielen, Kindergeburtstag feiern, außen informelle Treffen und Aufenthalt an unterschiedlich sonnenexponierten Orten.

Wichtig ist generell, dass die notwendigen Pflegemaßnahmen nach Umgestaltungen kontinuierlich und dauerhaft durchgeführt werden. Unterschiedliche Grade von Verwahrlosung halten bestimmte Gruppen fern, wodurch das soziale Gefüge eines Ortes (wieder) in Schieflage geraten kann.

Spezifisches Nutzungsverhalten, Beispiele

Nach Paravicini et al. [5] halten sich männliche Nutzer sehr häufig in den exponierten Mitten von Räumen auf, während Frauen und Mädchen weniger raumgreifend sind und sich bevorzugt an Rändern, in Nischen und Rückzugsräumen mit Rückendeckung aufhalten, wobei sie Wert auf eine hohe atmosphärische Qualität legen. Im Sinne der sich wandelnden Rollenbilder gilt es, Mädchen und Jungen sowie Frauen und Männern jeden Alters eine gleichermaßen hohe Dichte an räumlichen und handlungsbezogenen Wahlmöglichkeiten zu bieten. So können den individuellen Bedarfen entsprechende, dynamische und neue Aneignungstraditionen für einen Ort entstehen [7].

Die Beobachtung, dass Frauen und Mädchen eher Ränder und Nischen zum Aufenthalt bevorzugen, gilt eher für westeuropäisch sozialisierte Nutzerinnen. Eigenen Beobachtungen nach frequentieren türkische Frauen sowohl in Istanbul

als auch in Deutschland z.B. Fitnessgeräte in exponierten Lagen, weil diese ihnen eine Rechtfertigung für ihren Aufenthalt im Freien in Form von Tätigsein bieten. (Zitat aus Beteiligungsinterview Aachen [8]: »Eine anständige Frau geht nicht einfach nur spazieren, sie macht immer etwas.«) Muslimische Frauen meiden aus ähnlichen Gründen Sonnenliegen u.ä. Ausstattungselemente (Zitat: »Bloß keine Käfer-Haltung!«).

Im weiteren Sinn treffen diese Beobachtungen auch auf Frauen aus Afrika zu, die ihre Art der Freiraumnutzung sehr stark mit dem Begriff »Würde« in Verbindung bringen [8]. Gewünschte Tätigkeiten haben einen starken Bezug zu realen Tätigsein und unterscheiden sich damit vom westeuropäischen individuellen Sonnen, Flanieren/Spazieren. Allen gemein ist der große Bedarf an Kommunikationsorten und Treffpunkten.

Der Flughafen Tempelhof in Berlin wurde 2010 für die Allgemeinheit geöffnet. Seither etablieren sich auf dem riesigen Areal diverse Zwischennutzungen, die zu neuen Handlungsmustern für den Ort werden (Urban Gardening, Picknick, Kite-Skaten, Joggen, Radfahren etc.). Dabei fällt auf, dass sich ganz bestimmte Gruppen diesen städtischen Raum erobern und ihn derzeit auch gegen Veränderungen verteidigen. Schnelle und mittelschnelle, deutlich männlich/technisch geprägte Bewegungsarten bestimmen das Bild. Kinder, Frauen und Ältere sind in den Weiten des Raumes im Verhältnis zur allgemeinen Bevölkerungszusammensetzung von Berlin weit unterrepräsentiert [9].

Die auszugsweise beschriebenen Beispiele zeigen, dass der Erfolg von Projekten im Sinne des Gender Mainstreaming wesentlich von räumlich-strukturellen Aspekten und deren atmosphärischen Qualitäten abhängt. Dabei tragen Chancengleichheit und Diversität der Nutzenden zu einer wesentlichen Bereicherung für alle bei und ermöglichen Nachhaltigkeit im Sinne anhalten-

der Identifikation, Integration, Übernahme von Verantwortung, Abwesenheit von Vandalismus und Kriminalität [vgl. auch 5].

Beteiligung als Werkzeug des Gender Planning

Beteiligungsverfahren sind die sinnvolle Grundlage gendergerechter Planungen. Im Rahmen gendersensibler Befragungen, Rundgänge, Spielerunden u.ä. besteht die Möglichkeit, geschlechts- und altersspezifisch vorhandene Potenziale, notwendige Bedarfe und Atmosphären zu erfahren. Mittels aufsuchender Beteiligungen und nonverbalen Methoden werden zudem Anwohnerinnen und Anwohner erreicht, die sich für gewöhnlich nicht öffentlich zu Wort melden.

Während Beobachtungen Nutzungen in der Gegenwart zeigen, gelangt man über eine offene, geschlechter- und generationengetrennte Befragung zur Äußerung gruppenspezifischer Bedarfe jenseits beobachtbarer Rollenmuster. Daraus entstehen innovative Gestaltungen, die Motor für Veränderungen sein können. In eigenen Beteiligungsverfahren äußerten die Befragten u. a. auch Folgendes: ältere Frauen möchten schaukeln, Jungs wünschten sich neben allen Arten von Aktivität auch Orte für Ruhe, Entspannung und Kommunikation, Eltern möchten sich während der Beaufsichtigung ihrer Kinder betätigen, bewegen, miteinander ins Gespräch kommen, Mädchen möchten Fußball spielen, ältere Männer benötigen Aufenthalt legitimierende Elemente, weil sie mittendrin sein möchten, ohne dabei als Voyeur angesehen zu werden [8].

Ausblick

Gender eignet sich insbesondere in Verbindung mit Beteiligung als Strategie der Qualitätssicherung [4], um Chancengleichheit für alle sowie



Abb. 11 Tempelhofer Feld, Berlin [Quelle: Andreas FranzXaver Süß]

Teilhabe durch alle zu gewährleisten. Der Erfolg ist anhand des friedlichen Miteinanders aller Gruppen sowie der Abwesenheit von Konflikten, Gewalt und Vandalismus messbar. Damit verbunden ist der effektive und nachhaltige Einsatz finanzieller und flächenbezogener Ressourcen. Für alle Verantwortlichen in Planungsprozessen erfordert dies die Bereitschaft, eigene Wertvorstellungen zu reflektieren und ggf. zu überprüfen [2].

Die Ziele gendergerechter Planungen sind hohe räumlich-strukturelle und atmosphärische Qualitäten, die Chancengleichheit, Vielfalt und Nachhaltigkeit ermöglichen. Kriterienkataloge als Teil von Aufgabenstellungen und Prioritätensetzungen sind dabei ein wichtiges Instrument. Sie sollten jedoch nur Hilfestellungen zum Initiiieren offener Prozesse und zur Gestaltung neuer Räu-



Abb. 12 Beteiligungsverfahren Rehmlätze, Aachen [Quelle: planung.freiraum]

me, Wahlmöglichkeiten und Rollenvorbilder sein, die Wandel ermöglichen [10, 11].

Differenzierte Raumkonzepte müssen erprobt und die daraus resultierenden Erfahrungen bewertet werden, daraus gewonnene Erkenntnisse sollten in weitere Prozesse einfließen. Die Frage nach struktureller, räumlicher Dichte, Gestaltungsvielfalt und sozialer Mischung [5], ob und wie sich Prozesse und Gestaltungen, vor allem aber, ob sich Rollenbilder durch Gestaltungen verändern, sollte Gegenstand weiterer Forschung und Praxis sein. Es lohnt sich. 

Literaturverzeichnis

- [1] Andritzky, Michael, Spitzer, Klaus: Grün in der Stadt, Rowohlt, 1987
- [2] Protze, Käthe: Hause statt Wohnen. Von der Hartnäckigkeit gesellschaftlicher Wertevorstellungen in wechselnden Leitbildern, Notizbuch 74 der Kasseler Schule, 2009
- [3] Bauer, Ursula: Gender-Budgeting auf Wiener Bezirksebene, Zoll+, Nr. 10, 2007
- [4] Stadtbaudirektion Wien, Kail, Eva, Irschik, Elisabeth, Prinz-Brandenburg, Claudia: 10+1 Jahre Alltags- und Frauengerechtes Planen und Bauen, 2009
- [5] Paravicini, Ursula; Claus, Silke; Münkel, Andreas; von Oertzen, Susanna: Neukonzeption städtischer öffentlicher Räume im europäischen Vergleich, Hannover, NFFG, 2002
- [6] Willecke, Barbara planung.freiraum, Umgestaltung Schleidenplatz, Berlin, 2005, Umgestaltung Letteplatz, Berlin, 2011, Umgestaltung Nauener Platz, Berlin, 2009
- [7] Magistratsabteilung 42 der Stadt Wien: Planungsempfehlungen zur geschlechtersensiblen Gestaltung von öffentlichen Parkanlagen
- [8] Willecke, Barbara planung.freiraum: Beteiligungsverfahren »Draußen zu Hause! Rehmplätze Aachen Nord«, 2012
- [9] argus GmbH: THF Besuchermonitoring, 2010 und 2011. Im Auftrag der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz, unveröffentlichtes Manuskript.
- [10] Senatsverwaltung für Stadtentwicklung: Gender Mainstreaming in der Stadtentwicklung, Berliner Handbuch, Kulturbuch-Verlag, 2011
- [11] Blickhäuser, Angelika, von Bargen, Henning: Mehr Qualität durch Gender-Kompetenz, Ulrike Helmer Verlag, 2006

Miteinander rechnen: LandschaftsarchitekturplusKunst

Landschaftsarchitektur ist Kunst! So hätte es Cay Christian Lorenz Hirschfeld im 18. Jahrhundert klar auf den Punkt gebracht. Der Kieler Philosophieprofessor sprach seinerzeit allerdings nicht von Landschaftsarchitektur, sondern von Gartenkunst, die er in der Hierarchie der Bildenden Künste ganz oben ansiedelte.

Eine kühne Behauptung, damals wie heute. Doch die von Hirschfeld genannten Gründe klingen plausibel: Erstens könne der Mensch anders als in ein Bild in die Gartenkunst eintauchen, der Spaziergänger werde selber Teil des Gesamtkunstwerkes Garten (wobei Hirschfeld den englischen Landschaftsgarten meinte). Diese besondere Form der Rezeption, der Spaziergang, sei sogar zwingend erforderlich, um den Garten in seiner Vielschichtigkeit zu erfassen. Damit berührt Hirschfeld jüngere Kunstformen, die Stadt- und Landschaftsräume performativ erschließen, von den Situationisten der 1950er-Jahre bis zur Spaziergangsforschung, die Lucius Burckhardt begründete [1].

Zum Zweiten ergreife die Gartenkunst »unmittelbar die Sinne; [sie] schlägt geradezu an die Organe unserer Empfindung; [...] ohne sie erst durch Hülfe der Wiedererinnerungskraft und der Imagination wahrnehmen oder fühlen zu lassen« [2, S. 157]. Wiederum ein Aspekt, der aktuell in der Kunstwelt unter dem Schlagwort der »Erfahrung« diskutiert wird und 2012 bei der dOCUMENTA(13) eine maßgebliche Rolle spielte. Allerdings bezieht man sich heute weniger auf Hirschfeld als vielmehr auf John Dewey, der

einen richtungsweisenden Aufsatz über »Kunst als Erfahrung« schrieb [3]. Dennoch: Es ist kein Zufall, dass so viele dOCUMENTA(13)-Projekte eng mit den Park- und Gartenanlagen in Kassel verbunden waren, dazu später mehr.

Doch die von Hirschfeld postulierte Hierarchie der Künste, die Gartenkunst obenan, konnte sich nicht durchsetzen. Sein aufklärerisches Zeitalter wollte eine Kunstform, die sich aus dem Zusammenspiel von menschlichem Schaffen und Natur entwickelte, nicht höher schätzen als vollkommen dem menschlichen Tun entsprungene Werke. Schlichte Naturnachahmung statt genialer Schöpfung: so wiesen Goethe und Schiller die Gartenkunst in ihre Schranken zurück – mit nachhaltiger Wirkung.

Neue Allianzen

Radikal verändert hat sich seitdem allerdings die gesellschaftliche Rolle sowohl der Landschaftsarchitektur als auch der bildenden Kunst. Zwar waren die Englischen Landschaftsgärten, zumindest in Deutschland, für alle Welt zugänglich, nichtsdestotrotz repräsentierten sie ein Weltmodell ihrer Besitzer, der mächtigen und wohlhabenden Schichten. Skulpturen und Parkarchitekturen fügten sich harmonisch in dieses Weltmodell ein.

Heute nun sprechen wir nicht mehr von Gartenkunst, sondern von Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung. Der Gebrauchswert wird groß-

Stefanie Krebs

geschrieben, Parks werden nicht auf Landsitzen, sondern in Städten angelegt, sie sollen weniger repräsentieren, als vielmehr die Bedürfnisse der Stadtbewohner nach Erholung und Natur befriedigen. Die Bildenden Künste wiederum pochen auf ihre Autonomie, sie wollen sich längst nicht mehr in ein harmonisches Ganzes einfügen. Im Gegenteil verstehen sie sich als störendes Widerlager im Getriebe der gesellschaftlichen Abläufe. Ist also die Kluft zwischen Landschaftsarchitektur und Kunst größer als je zuvor? Einerseits ja, andererseits verschwimmen auch immer häufiger die Unterschiede. Die Kunst will Grenzen überschreiten: zwischen Museum und Stadt, zwischen Hoch- und Alltagskultur. Sie sucht den öffentlichen Raum, eigentlich ein klassisches Spielfeld der Landschaftsarchitektur. Diese wiederum öffnet sich experimentellen und temporären Strategien räumlichen Entwer-

fens. So entstanden in zahlreichen Projekten der vergangenen Jahre neue Mischungsverhältnisse.

Einige Regionen setzen auf Kunstprojekte als Zugpferde ihrer Regionalentwicklung. Dabei begeben sie sich auf eine Gratwanderung: Räumliche Planung ist auf Konfliktlösung ausgerichtet, Kunst stellt sich oftmals quer. Kritische Stimmen befürchten hier eine Instrumentalisierung der Kunst: sie verliere ihre Sprengkraft, wenn sie nicht mehr zweckfrei agieren könne. Die Förderer der neuen Allianzen halten dagegen, dass Künstler noch nie losgelöst von gesellschaftlichen Bedingungen gearbeitet haben. Ein Blick auf aktuelle Projekte zeigt unterschiedliche Formate und Strategien, mit denen Künstler Planung(-prozesse) begleiten oder kommentieren.



An einem Strang: EMSCHERKUNST.2010

Die Landschaftskunstausstellung EMSCHERKUNST.2010 hat sich zum Ziel gesetzt, den Strukturwandel im Ruhrgebiet sinnlich erfahrbar zu machen. Sie begleitet ein großes und langfristiges Landschaftsbauprojekt: die Renaturierung des bisherigen Emscher-Abwasserkanals und dessen Umwandlung in den Fluss Emscher. Mehr als 40 internationale Künstler und Landschaftsarchitekten wurden zu einem Dialog mit Stadtplanung und Landschaftsgestaltung aufgefordert. Das Projekt knüpft an die IBA Emscherpark an, die nach dem Niedergang der Stahl- und Kohleindustrie nicht nur einen ökonomischen Transformationsprozess in Gang setzen, sondern auch die Wahrnehmung einer ganzen Region neu justieren wollte. Das wirft Fragen nach neuen Landschaftsbildern auf: Wie kann man Wandel sichtbar machen?

Eine spezielle Antwort auf diese Frage gab das temporäre Projekt »Warten auf den Fluss«. Die niederländische Künstlergruppe Observatorium inszenierte die Aussicht auf eine Ruderallandschaft, die im Verschwinden begriffen ist. Wo zukünftig die Emscher in einem neuen Flussbett fließen soll, bauten die Künstler eine hölzerne Brücke, die momentan verbuschtes Brachland überquerte. Die Besucher wurden während eines Sommers eingeladen, eine Nacht auf bzw. in den Bauten der Brücke zu verbringen und sich in der »abzuschaffenden Landschaft« der Erfahrung des Wartens auszusetzen: Der Brückensteg durchdrang drei längliche Holzkuben, die mit ihren Fensteröffnungen wie Fernrohre in die Landschaft hineinragten. Die von Leitungstrassen durchzogene Restfläche verwandelte sich damit in ein Stück Wildnis, dem man im Bewusstsein seines Verschwindens besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachte.



Abb. 1 und 2 Das Projekt »Warten auf den Fluss« der Künstlergruppe Observatorium rückt die Veränderung der Landschaft in den Blickpunkt des Betrachters, EMSCHERKUNST.2010 [Quelle: Roman Mensing / EMSCHERKUNST.2010 / Emschergenosenschaft (Abb. 1); Stefanie Krebs (Abb. 2)]

Im Dialog: raumsichten

Auch das Landschaftskunstprojekt »raumsichten« an der deutsch-niederländischen Grenze verbindet Kunst und Regionalplanung. Die Künstler agieren in der Landschaft als Störenfriede, Vermittler oder als Verbündete bei der Umsetzung von Landschaftsvisionen. Raumplanung und Kunst wurden frühzeitig zusammengeführt, um ihre spezifischen Sichtweisen in konkreten Aufgabenstellungen zu verschränken.

Intensiv waren sowohl Vorbereitungs- als auch Umsetzungsphase. Die Künstlerinnen und Künstler diskutierten ihre Projektideen in moderierten Arbeitsforen mit Experten aus Verwaltung und Praxis. Bei der Umsetzung wurden zudem Bürger einbezogen, wie in der dreiteiligen Installation »Topographie der Gemeinheit«. Dafür

wählte der Künstler Christoph Schäfer einen Ort, der durch mittelalterliche Organisationsformen entstanden ist: ein Allmendewald, der auch heute noch genossenschaftlich verwaltet wird. Eine fast vier Meter hohe Glasskulptur durchschneidet einen Erdwall zwischen Privat- und Gemeineigentum. Die transparente Scheibe vermittelt den künstlerischen Blick, der in der historischen Waldnutzung eine zukunftsfähige Gesellschaftsordnung sieht. Teil des Werkes ist auch ein Film, in dem die Dorfbevölkerung ein vergessenes Lied des Baueraufstandes singt. Schäfer spricht bewusst von »Topographie«, nicht von Landschaft. Denn der Begriff Landschaft sei für ihn zu stark besetzt mit Bildern von englischen Landschaftsgärten und Fürstentümern, darin könne er seine Landnutzungsutopie nicht wiederfinden.



Abb.3 Das Landschaftskunstprojekt »raumsichten« erweitert das offene Museum kunstwegen in der Grafschaft Bentheim. Kunst in der Landschaft wird per Fahrrad entlang des Flusses Vechte erkundet. [Quelle: raumsichten]



Abb. 4 »Topographie der Gemeinheit« ist ein »raumsichten«-Projekt von Christoph Schäfer, das Gemeinbesitz von Grund und Boden in einer zeitgenössischen Form behandelt. Das Samerrott ist einer der letzten genossenschaftlich organisierten Allmendewälder der Region. [Quelle: Stephan Konjer]

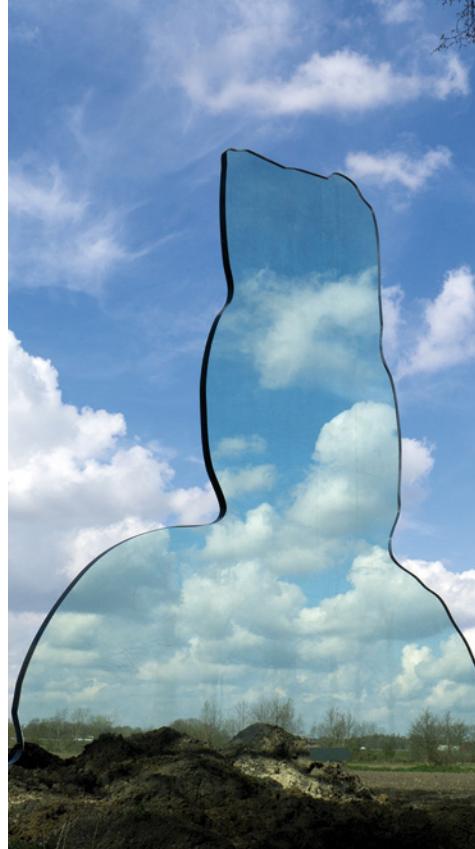


Abb. 5 Die 4 Meter hohe Glasskulptur im Allmendewald Samerrott gehört zum dreiteiligen Werk von Christoph Schäfer. Sie steht auf einem Erdwall, der Privat- von Gemeineigentum trennt und bezieht sich auf eine apokalyptische Vision von Albrecht Dürer [Quelle: raumsichten – kunstwegen EWIV]

Mittendrin: die dOCUMENTA(13)

2012 hatte auch die dOCUMENTA(13) die Vision, Kunst und Lebenswelt zusammenzuführen. Die Kunst begab sich mitten hinein: in die Stadt Kassel, in ihre Parkanlagen, sogar in ihre Bunker und ihre Kaufhäuser. Aber sie rüttelte von innen am bestehenden Gefüge. Eine Vielzahl von Projekten suchte den öffentlichen Raum, um sich an den Verhältnissen zu reiben, ihre Fragestellungen in der Stadt zu verankern und den Besuchern besondere sinnlich-räumliche Erfahrungen zu ermöglichen.

Auch die deutsch-iranische Künstlerin Natascha Sadr Haghian wollte ihrer Arbeit einen Ort in der Stadtlandschaft geben. In Kassel fand sie ihn am sogenannten Rosenhang, einem symbolträchtigen Bereich im Herzen der dOCUMENTA-Ausstellungsorte. Diese Hangkante trennt die Kasseler Innenstadt von der tiefer gelegenen Karlsaue. Hier entstand um 1700 ein barockes Ensemble von Orangerie und Park, das später in der Manier des Englischen Landschaftsgartens überformt wurde. In den Kriegsruinen der Orangerie hatte die erste dOCUMENTA 1955 zeitgenössische Kunst gezeigt, sie war seinerzeit

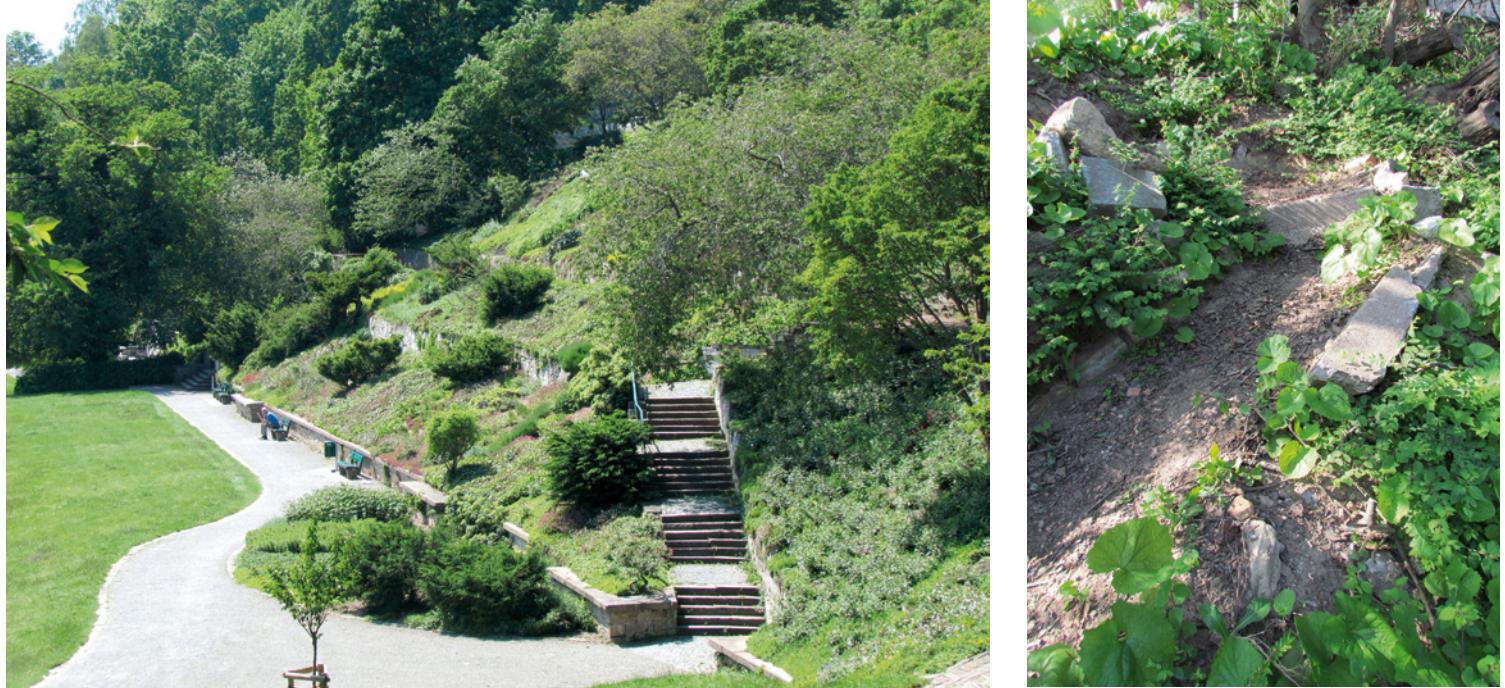


Abb. 6 und 7 Im dichten Gebüsch des Rosenhangs verbirgt sich die Soundinstallation von Natascha Sadr Haghigian. Sie wird von der Karlsaue aus hangaufwärts über einen steilen Trampelpfad erschlossen, der wiederum mit Trümmersteinen befestigt wurde. [Quelle: Stefanie Krebs]

Begleitprogramm der Bundesgartenschau in Kassel, für die der Landschaftsarchitekt Hermann Mattern den Rosenhang aus dem Trümmergeschutt der Stadt gestaltet hatte.

Den steilen Hang hinab, durch dichtes Gebüsch führte während der dOCUMENTA ein schmaler Trampelpfad. Wer den Pfad hinabstieg, tauchte nicht nur in eine üppige Pflanzenwelt ein, sondern auch in Klangwolken, die aus der Vegetation herausschallten: Tierstimmen, nachgeahmt von Kasseler Migranten in deren Muttersprachen. Der Künstlerin ging es um kulturelle Codierungen unserer Wahrnehmung, die sie mit der Kriegsgeschichte des Ortes in Verbindung brachte. Bei der Anlage des Pfades waren die Trümmerbrocken des Krieges ans Tageslicht gekommen. Die Künstlerin hatte sie bewusst offen liegen lassen und ergänzt. Sie sollten ausdrück-

lich gesehen werden – anders als in den 1950er-Jahren, als man die Vergangenheit hinter sich lassen und nach vorne blicken wollte.

Das dichte Geflecht von Bezügen, in das der schmale Pfad am Rosenhang eingebettet ist, erschließt sich nicht unmittelbar vor Ort, sondern erst in Verbindung mit der Website des Projektes, auf der umfangreiche Recherchen und Gespräche dokumentiert sind [4]. Ähnlich wie im englischen Landschaftsgarten komplettiert sich die Erfahrung des (Weg-)Raumes in der Überlagerung von Vorstellung, Erinnerung und sinnlichem Empfinden. Natascha Sadr Haghigian wollte ihre Installation im historischen Park bewusst von der Umgebung absetzen, die nach dem Primat der Sichtbarkeit und Einsehbarkeit angelegt wurde: die barocke Gartenanlage der Karlsaue genauso wie das direkt benachbarte

Kriegerdenkmal, das in monumentalier Formensprache errichtet wurde. Zunächst vom dOCUMENTA-Besucher fast übersehen, entfaltete »Der Pfad« schließlich eine Störkraft, die eine kritische Wahrnehmung der Umgebung ermöglichte.

Neue Arbeitsfelder

Aus diesen neuartigen Allianzen zwischen Landschaftsarchitektur, weiter gefasst: räumlicher Planung und Kunst ergeben sich auch neue Arbeitsfelder für Landschaftsarchitektinnen und -architekten. Nun, die Zusammenarbeit mit anderen Fachrichtungen gehört für die querschnittsorientierte Disziplin zum Alltagsgeschäft. Immer häufiger nimmt sie dabei eine Vermittlerrolle zwischen unterschiedlichen Feldern ein. Moderation ist auch gefragt, wenn Landschaftsarchitektur und Kunst zusammengeführt werden. Beim Projekt »raumsichten« galt es einerseits, planerisches Fachwissen der Region als Grundlage für die künstlerischen Arbeiten aufzubereiten. Darüber hinaus war kompetente Moderation gefragt, um planerische Interessen, Bürgerwillen und künstlerische Positionen tatsächlich in konkrete Projekte münden zu lassen. Beim dOCUMENTA-Projekt »Der Pfad« stand das Umwelt- und Gartenamt der Stadt Kassel nicht nur mit organisatorischer und fachlicher Beratung zur Seite, es wurde selber zum Teil des Kunstwerkes, als ein Interview mit einem städtischen Mitarbeiter auf die Projekt-Website gestellt wurde. Um strategische Regio-

nalplanung geht es sowohl im Projekt »raumsichten« als auch bei EMSCHERKUNST: beide setzen auf landschaftsbezogene Kunstprojekte, um Regionalentwicklung zu fördern, Touristen und nicht zuletzt Unternehmen anzulocken.

Keine Bundes- oder Landesgartenschau verzichtet heute auf künstlerische Beiträge. Bei der Zusammenarbeit mit Künstlern geht es nicht nur um Organisation, Koordination oder Fragen der gestalterischen Einbindung. Mindestens genauso wichtig ist Raum für Dialog, für eine ernsthafte Auseinandersetzung zwischen planerischen und künstlerischen Positionen. Wenn Planer die Rolle der Kunst im Raum bereits im Vorfeld zu eng definieren, kann diese keine Wirkung entfalten, die über dekoratives Beiwerk hinausgeht. Wer dagegen das Risiko eingeht, dass Kunst womöglich das eigene planerische Handeln infrage stellt, kann auf inspirierende Erfahrungen hoffen.



Literatur

- [1] Ritter, Markus; Schmitz, Martin (Hrsg.); Burckhardt, Lucius: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Berlin: Martin Schmitz Verlag, 2006
- [2] Hirschfeld, Christian Cay Lorenz: Theorie der Gartenkunst. Erster Band. Leipzig: Weidmann, 1779
- [3] Dewey, John: Kunst als Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1980 (engl. Originalausg. 1934)
- [4] Sadr Haghigian, Natascha: www.d13pfad.de [Stand 30.09.2012]

Zum Umgang mit historischem Stadtgrün – Gartenhistorische Forschung und Gartendenkmalpflege

Stefanie Hennecke

Parkanlagen, grüne Plätze und Promenaden sind unverzichtbare Elemente der Stadt. Sie werden von den Städtern meist als Orte der Erholung ganz selbstverständlich genutzt. Das Stadtgrün ist aber auch ein wichtiges Zeugnis der Stadtgeschichte, die Grünanlagen spiegeln verschiedene Stadien der Stadtentwicklung wider und repräsentieren das künstlerische Schaffen, aber auch die politischen Verhältnisse der Vergangenheit. Als nutzbarer Freiraum und als historisches Zeugnis hat somit das Stadtgrün zwei, oft miteinander in Konflikt geratende Funktionen. Diesen Konflikt zu moderieren, ist eine wichtige Aufgabe der Gartendenkmalpflege und einer historisch bewussten Landschaftsarchitektur. Beide Disziplinen sind dabei auf fundierte gartenhistorische Forschung angewiesen, die den historischen Grünraum nicht nur als Kunstwerk in den Blick nimmt, sondern auch den politischen Kontext seiner Entstehungszeit und den Wandel der Nutzungsansprüche bis heute mit einbezieht.

Der Bezug auf historische Vorbilder ist zu einem wichtigen Stilmittel aktueller Landschaftsarchitektur geworden. Man hofft, damit zur Identität städtischer Räume beitragen zu können [8]. Eine in den letzten Jahren häufiger gewählte Alternative zur Integration historischer Relikte und Raumbilder in eine Neugestaltung ist die vollständige Rekonstruktion von historischen Grünräumen. Daneben steht als dritter Weg die Gartendenkmalpflege, die historische Anlagen erhalten und pflegen will. Mit historischen Anleihen arbeitende Landschaftsarchitektur, Garten-

denkmalpflege und Projekte zur Rekonstruktion historischer Grünräume müssen im Kontext städtischer, öffentlich zugänglicher Räume die folgenden drei Aufgaben erfolgreich bewältigen, um einen glaubwürdigen und legitimen Beitrag zu einer demokratischen Stadtgesellschaft zu leisten: Sie müssen den Konflikt zwischen der Nutzung und dem denkmalpflegerischen Schutz von historischen Relikten austarieren, sie müssen dafür eine Antwort auf die Frage nach der Berechtigung von gartenhistorischen Rekonstruktionen im Stadtraum geben und sie müssen die inhärenten gesellschaftspolitischen Botschaften reflektieren, die über historische Anlagen im öffentlichen Raum ihre Wirkung entfalten.

Gartendenkmalpflege im öffentlichen Raum

Die Gartendenkmalpflege in Deutschland wird erst in der Weimarer Republik institutionalisiert, wirklich an Bedeutung gewinnt sie ab den frühen 1970er-Jahren [10, 13]. Der Gegenstand der Gartendenkmalpflege birgt im Vergleich zum Umgang mit Bau- und Kunstdenkmälern die Besonderheit der stetigen Veränderung des lebenden Materials. Das erforderte von Anfang an die Suche nach eigenen Standards in dieser Fachsparte: Das Gartendenkmal bedarf, um einen bestimmten Zustand erhalten zu können, des ständigen verändernden Eingriffs. Nach mehreren Jahrzehnten praktischer Erfahrung mit der Inventarisierung und Pflege historischer Gartenanlagen und intensiver fachlicher Auseinander-

setzung kann man heute von einem wissenschaftlich und praktisch gut fundierten neuen Berufsfeld der Gartendenkmalpflege innerhalb der Profession Landschaftsarchitektur sprechen [4, 3]. Methodisch bedient sich die Gartendenkmalpflege des Instrumentariums eines Pflegewerks, in dem der Bestand inventarisiert, die Geschichte des Objekts wissenschaftlich aufbereitet und Maßnahmen für Pflege und Weiterentwicklung dargelegt werden [13].

Der politische Systemumbruch nach dem Ersten Weltkrieg markiert den Beginn einer breiteren Diskussion um die Gartendenkmalpflege. Die Ablösung der feudalen Herrschaft lässt die Frage aufkommen, wie mit Schlössern oder Gutshäusern und den dazugehörigen Gärten und Parkanlagen zu verfahren sei. Sofern es sich dabei um Grünräume handelte, die stadtnah oder gar innerstädtisch lagen, wurde eine Auseinandersetzung begonnen, die bis heute ihre Relevanz nicht verloren hat: Sollten die zu einem Gartendenkmal erklärten Anlagen als historisches Zeugnis im Sinne der Auftraggeber und Gestalter erhalten und vor anderweitiger Nutzung geschützt werden? Oder sollten sie nicht vielmehr in der Weise verändert werden, dass sie den Ansprüchen einer sich ändernden Stadtgesellschaft an den öffentlichen Freiraum genügten [10, Seite 44 und 9]?

Kann man einen öffentlichen Raum überhaupt zu einem Denkmal erklären? Zwei wichtige Argumente müssen bei der Beantwortung dieser Frage erwogen werden:

Zum einen war und ist die Gestaltung öffentlicher Freiräume nie frei von gesellschaftspolitischen Zielsetzungen. Besonders in der frühen Phase der Anlage von innerstädtischen Grünräumen wurde sehr deutlich darüber gesprochen, dass es sich um einen *politischen* Akt handelte. Dieser sollte entweder den eigenen Machtanspruch im öffentlichen Raum manifestieren.

Oder man wollte Einfluss auf die Stadtbewohner nehmen, bestimmte Verhaltensweisen fördern und andere ausschließen [7]. Soll nun ein öffentlicher Raum zu einem Objekt der Denkmalpflege erklärt werden [2], muss Klarheit über diese *politische* Komponente der Gestaltung von öffentlichem Raum herrschen. Inwiefern darf und will man einen historischen gesellschaftlichen Zustand, der diesen Räumen immer eingeschrieben ist, konservieren und welche Möglichkeiten einer kritischen Kommentierung eröffnet einem die Denkmalpflege?

Zum anderen ist der öffentliche Raum eine wichtige Bühne des gesellschaftlichen Lebens einer Demokratie und dessen Bereitstellung und Erhaltung wird aus knapper werdenden öffentlichen Mitteln finanziert. Diese gesellschaftliche Bühne sollte möglichst zeitgemäß nutzbar sein und flexibel an aktuelle Ansprüche der verschiedensten Nutzerinnen und Nutzer angepasst werden können. Die Denkmalpflege und die Landschaftsarchitektur müssen hier selbstkritisch einen intelligenten Weg finden, der Stadtgeschichte im Stadtbild erlebbar macht, die denkmalpflegten Räume aber dennoch als bespielbare Orte im Stadtgefüge offen hält. Es geht dabei um den Grad der Reglementierung von Nutzungen mit dem Zweck, Historisches zu schützen oder auch um die Frage, ob bereits der Zugang zu historischen Anlagen etwa über Eintrittsgelder oder Öffnungszeiten beschränkt werden darf [2].

Beispiele zwischen Neugestaltung und Rekonstruktion

Die unterschiedlichen Wirkungen der drei hier skizzierten Wege, mit historischem Stadtgrün umzugehen, werden am Beispiel der Neugestaltung historischer Stadtplätze besonders deutlich als einer Freiraumkategorie, die einen hohen Stellenwert im städtischen öffentlichen



Abb. 1 und 2 Der neue Lustgarten in Berlin von Atelier Loidl ist ein im Alltag frei nutzbares Stadtgrün ...
[Quelle: Atelier Loidl (Abb. 1), Almut Jirku (Abb. 2)]

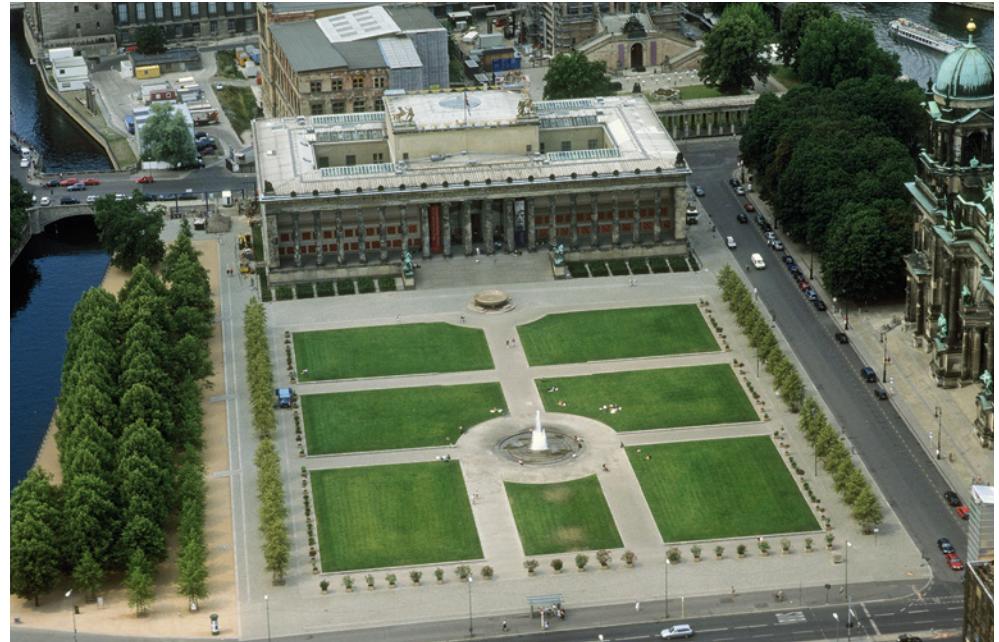


Abb. 3 ... und lässt im Grundriss und in Details dennoch das historische Vorbild von Karl Friedrich Schinkel erlebbar werden. [Quelle: Atelier Loidl]



Abb. 4 Die gartendenkmalpflegerische Rekonstruktion des Schinkelplatzes in Berlin, 2008 nach Plänen von Peter Joseph Lenné aus dem Jahr 1837 [Quelle: Stefanie Hennecke]

Raum einnimmt. Am Beispiel von zwei aus dem Berlin der Nachwendezeit stammenden Neugestaltungen öffentlicher Räume ist die Gegenüberstellung von »kritischer«, also modifizierter und streng denkmalpflegerischer Rekonstruktion in unmittelbarer räumlicher Nähe erlebbar. Der Lustgarten in Berlin Mitte wurde im Jahr 1999 nach langen Auseinandersetzungen über verschiedene Entwurfsvarianten von dem Berliner Landschaftsarchitekturbüro Atelier Loidl neu gestaltet. Die Neuanlage adaptiert einen früheren Zustand, den Karl Friedrich Schinkel im Jahr 1828 entworfen hatte [11]. Der Lustgarten ist heute ein den Ansprüchen an einen modernen Stadtraum genügender Stadtplatz: Der Brunnen ist bespielbar, die Rasenflächen sind betretbar, Bänke und Mauern bieten verschiedenen Formen des Sitzens und Kommunizierens Raum.

Dennoch ist die historische Ausformung des öffentlichen Raums ablesbar, und gerade dadurch ist die Emanzipation von überkommenen gesellschaftlichen Zuständen in seiner künstlerischen Qualität umso bewusster erlebbar.

Nur etwa hundert Meter entfernt wurde im Jahr 2008 der Schinkelplatz nach einem Schmuckplatz-Entwurf von Peter Joseph Lenné aus dem Jahr 1837 neu angelegt. Hier ist das 19. Jahrhundert unkommentiert und unverändert neu entstanden. Statuen, Granitbank, Pflaster und Pflanzungen bieten ein in sich geschlossenes Ensemble, das museal wirkt und außer für die interessierte Betrachtung wenig Aufenthaltsqualität bietet.



Abb. 5 und 6 Der Gärtnerplatz ist auch nach der gartendenkmalpflegerischen Neugestaltung eine viel genutzte Freifläche im Stadtviertel [Quelle: Susann Ahn (Abb. 4), Barbara Rudnay (Abb. 5)]

Es ist der gesellschaftliche Geist des 19. Jahrhunderts, dessen unkommentierte Wiederauferstehung am Schinkelplatz befremdet.¹

In München brach in diesem Spannungsfeld ein offener Streit anlässlich der geplanten Neugestaltung des Gärtnerplatzes aus, ebenfalls einer weit über hundert Jahre alten Schmuckplatzanlage. Der durch Kriegsschäden veränderte Platzraum war in den 1990er-Jahren zum beliebten Aufenthaltsort für Nachtschwärmer geworden. Nachdem die üblichen Probleme mit einer intensiv genutzten öffentlichen Grünfläche aufgetreten waren (Lärm, Müll), wurde eine gartendenkmalpflegerische Rekonstruktion des Platzes erwogen, die über Schmuckpflanzungen und Abzäunung eine weitere derartige Nutzung ausgeschlossen hätte [1]. Aus der dabei geführten intensiven Auseinandersetzung über das Für und Wider von Pflanzbeeten, Hecken oder Zäunen kann man viel in Bezug auf die unterschwellig immer mit verhandelten konträren

1 Vgl. zur generellen Positionierung gegenüber der Rekonstruktion aus dem Nichts den Aufruf »Rekonstruktion von Bauwerken und Gartenanlagen. Risiken, Nebenwirkungen und andere Gründe, nein zu sagen« in: [16], Seiten 32–33.

Vorstellungen der Verfügungsrechte im öffentlichen Raum lernen.

Bei allen drei Beispielen überlagern sich die zu Beginn herausgestellten zentralen Fragestellungen des Umgangs mit historischen Relikten im Stadtgrün. Zunächst geht es darum, ein historisches Zeugnis im Stadtraum erlebbar zu machen. Es stellt sich dabei die Frage nach dem historischen Bezugspunkt. An welchem historischen Zustand sollen sich Denkmalpflege oder (Teil-)Rekonstruktion orientieren? Soll ein nicht mehr vorhandener Zustand rekonstruiert werden? Sollen spätere Überformungen als historische Zeugnisse erhalten werden? Da insbesondere der öffentliche Stadtraum von ständigen Überformungen geprägt ist, muss letztlich eine politische Entscheidung für oder gegen eine historische Schicht getroffen werden. Die Diskussion der Kriterien für diese politische Entscheidung ist besonders auch in Bezug auf die Erhaltung oder Nichterhaltung von gestalteten Freiräumen aus einem diskreditierten politischen System bedeutend. Freiräume, deren Gestaltung etwa aus der Zeit der DDR stammt, muss man heute bereits suchen. Die Gartendenkmalpflege steht hierbei genau zwischen den Fronten: Soll in ihrem Namen ein älterer »historischer« Zustand rekonstruiert und so eine DDR-Gestaltung beseitigt werden oder kann gerade mit dem Argument der Denkmalpflege der historische jüngere Zustand erhalten werden [17]?

Noch um einiges komplexer ist die Frage der Denkmalpflege in öffentlichen Parkanlagen. Wo müssen hier Anpassungen und Modernisierungen zugelassen werden, um den Ansprüchen an einen öffentlichen und angemessen nutzbaren Freiraum für die Stadt zu genügen [12, 2009]? Und wie geht die Gartendenkmalpflege mit einem Park um, dessen Grundkonzept auf der Veränderung durch die Nutzer basiert, wie es moderne Anlagen oft konzeptionell mitdenken? Ein

Pionier-Beispiel dafür ist der Olympiapark in München von 1972, den der Landschaftsarchitekt Günther Grzimek gemeinsam mit dem Architekturbüro Behnisch und Partner entwickelte.

Im Falle des Olympiaparks käme der Denkmalpflege die Rolle einer politischen Moderatorin zu, die sich dafür einsetzen müsste, dass Nutzungsverbote, die heute Grzimeks ursprüngliches Konzept eines »Benutzerparks« konterkarieren, aufgehoben werden und Änderungen durch die Parknutzung zugelassen, eventuell sogar angeregt werden [5]. Diese Idee einer modernisierenden Denkmalpflege kann nur aus einem sehr breiten Verständnis für die vielfältigen Aspekte des öffentlichen Raums und seiner Geschichte heraus stattfinden.

Gartenhistorische und interdisziplinäre Stadtforschung

Infofern ist es notwendig, die professionelle Praxis mit einem wissenschaftlichen Fundament zu versehen, das sowohl historische Quellen aufarbeitet als auch interdisziplinäre Brücken zu den vielfältigen Disziplinen schlägt, die sich mit dem gebauten und sozialen Stadtraum beschäftigen. Leider wird derzeit die ohnehin im akademischen Feld der Landschaftsarchitektur ausbildung in Deutschland schwach verankerte historische Forschung zunehmend marginalisiert und ist mehr und mehr auf das weitgehend ehrenamtliche Engagement angewiesen, das in Arbeitskreisen von Verbänden zum Beispiel der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e. V. (DGGL, Arbeitskreis Historische Gärten) geleistet wird. Die wenigen Fachgebiete für die historische Forschung von oder die theoretische Auseinandersetzung mit Gartenkultur und Landschaftsarchitektur wurden an deutschen Universitäten in den letzten Jahren entweder nicht wieder besetzt oder ganz

aus dem Lehrangebot gestrichen.² Mit dem folgenden skizzenhaften Überblick zur Entwicklung und dem aktuellen institutionellen Stand der Forschung zur Geschichte des Stadtgrüns soll abschließend deutlich gemacht werden, wo Potenziale für eine Weiterentwicklung einer historisch reflektierten Landschaftsarchitektur liegen:

Für den Beginn einer systematischen Erforschung des Stadtgrüns steht Dieter Hennebo mit der Herausgabe der Reihe »Geschichte des Stadtgrüns« seit 1977. Ein weiterer wichtiger Baustein ist die selbstkritische Erforschung der Professionsgeschichte, die vor allem von Gert Gröning und Joachim Wolschke-Bulmahn seit den 1980er-Jahren vorangetrieben wurde. Seitdem erlauben zahlreiche Monografien zu einzelnen Gartenarchitekten oder Anlagen einen immer detaillierteren Einblick in die Geschichte des Stadtgrüns [vgl. den Überblick in 6]. Eine bedeutende Grundlage für weitere Forschungsarbeiten stellt die gezielte Verfügbarmachung von Quellen dar, wie sie in den letzten Jahrzehnten vor allem durch Gert Gröning und Uwe Schneider vorangebracht wurde. Auch die Sammlung und Inventarisierung von Nachlässen an vielen Universitäten ist eine wichtige Forschungsgrundlage.

Zentrale Institution in Deutschland für die Erforschung der Geschichte des Stadtgrüns ist das Zentrum für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur (CGL), ein Forschungsschwerpunkt der Leibniz Universität Hannover. Das CGL zeichnet sich seit 2004 durch sein überaus breites Enga-



Abb. 7 Der Olympiapark in München war zu seiner Entstehung 1972 bereits als Benutzerpark konzipiert worden. [Quelle: Grzimek-Archiv, Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und öffentlichen Raum, TU München]

2 Vgl. die Zusammenstellung gartenhistorisch oder garten- denkmalpflegerisch arbeitender Fachgebiete an deutschen Hochschulen und Universitäten in: Kühn/Loidl-Reisch 2009. Ergänzend erwähnt werden muss die Einrichtung einer allerdings zeitlich befristeten Juniorprofessur für Geschichte und Theorie der Landschaftsarchitektur an der Technischen Universität München im Jahr 2010.

gement in der Initiierung von internationalen und interdisziplinären Forschungsprojekten, der Veranstaltung von Konferenzen und der Herausgabe einer eigenen Schriftenreihe aus.

Entscheidend für die Erforschung des Stadtgrüns in seiner ganzen Komplexität ist allerdings auch der Blick über das engere Feld der gartenkulturellen oder landschaftsarchitektonischen Fragestellungen hinaus. So ist es unerlässlich, sich mit der fundierten Forschung in der Kunstgeschichte aber auch in der Stadtsoziologie oder der empirischen Sozialforschung auseinanderzusetzen, die sich aus den jeweils eigenen disziplinären Perspektiven heraus mit öffentlichen Freiräumen in der Stadt beschäftigen. Die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf hat im Jahr 2012 zum zweiten Mal eine von der Stadt Düsseldorf gestiftete Juniorprofessur für Gartenkunstgeschichte besetzt. In enger Vernetzung mit der Düsseldorfer Stiftung Schloss und Park Benrath entsteht hier ein neues Zentrum gartenkunsthistorischer Forschung, das auch das moderne Stadtgrün einbezieht. Das Center for Metropolitan Studies (CMS) an der Technischen Universität Berlin ist seit 2004 eine zentrale Stelle der Vernetzung von Stadtforschung in Deutschland mit internationalen Ansätzen geworden.

Die intensive wissenschaftliche Vernetzung mit diesen Zweigen der Stadtforschung ist ein wichtiger Kontextgeber für die Selbstverständigung der Landschaftsarchitektur und der Gartendenkmalpflege über den öffentlichen Raum als ein gesellschaftliches Produkt, gerade wenn man davon überzeugt ist, dass ein historisches Bewusstsein zur gegenwärtigen Identität der Stadtgesellschaft einen wichtigen Beitrag leisten kann.

Literaturverzeichnis

- [1] Ahn, Susann: Freiraum München: Perspektive, Plan und Praxis. Beteiligungskultur und Beteiligungsverständnis in München. Diplomarbeit am Studiengang Landschaftsarchitektur und Landschaftsplanung an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität München, 2007
- [2] Butenschön, Sylvia: Deutung und Bedeutung historischer Parks. Wie wird ein Park zum Gartendenkmal? In: Stadt + Grün / Das Gartenamt, Jg. 58 (2009), Heft 3, S. 18–21.
- [3] Gröning, Gert: Aspects of the political and social context of the garden conservation movement in twentieth-century Germany. In: Garden History, volume 28 (2000), Nr. 1, S. 32–56.
- [4] Hajós, Géza; Wolschke-Bulmahn, Joachim (Hg.): Gartendenkmalpflege zwischen Konservieren und Rekonstruieren. CGL-Studies, Band 9, München 2011.
- [5] Hennecke, Stefanie; Keller, Regine; Schneegans, Juliane: Demokratisches Grün – Olympiapark München. Berlin (erscheint 2013)
- [6] Hennecke, Stefanie: Gartenkunst in der Stadt seit dem 19. Jahrhundert. Gestalterische und soziale Differenzierungen im öffentlichen und privaten Raum. In: Schweizer, Stefan; Winter, Sascha (Hg.): Gartenkunst in Deutschland. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Geschichte – Themen – Perspektiven. Regensburg 2012, S. 233–250.
- [7] Hennecke, Stefanie: Der Park als politischer Raum – Ein Rückblick auf Nutzungskonzepte und Nutzungsgeschichten öffentlicher Parkanlagen. In: Stadt + Grün / Das Gartenamt, Jg. 61, Februar 2012, S. 7–12
- [8] Hennecke, Stefanie: Eigenart als Faktor der Identitätsstiftung in der modernen Landschaftsarchitektur. In: Thüringer Landesanstalt für Umwelt und Geologie (Hg.): Eigenart als Landschaft. Schriftenreihe der Thüringer Landesanstalt für Umwelt und Geologie, Nr. 103 (2012), S. 30–38.
- [9] Heicke, Carl: An der Schwelle einer neuen Zeit, VI: Um die Zukunft der fürstlichen Gartenschöpfungen. In: Die Gartenkunst, Jg. 32 (1919), Heft 4, S. 45–47.
- [10] Hoimann, Sybille: Der Garten als historisches Monument. Von der Pflege der Gärten zur institutionalisierten Gartendenkmalpflege. In: Schweizer/Winter 2012, S. 38–52.

- [11] Jager, Markus: Der Berliner Lustgarten. Gartenkunst und Stadtgestalt in Preußens Mitte. München, Berlin 2005.
- [12] Jirku, Almut: Stört das »hässliche« Volk die »schönen« Parks? Die Behandlung von Gartendenkmalen als »offene Kunstwerke«. In: Stadt + Grün / Das Gartenamt, Jg. 58 (2009), Heft 3, S. 9–12.
- [13] Krosigk von, Klaus: Das Parkpflegewerk. Aspekte seiner Entwicklungsgeschichte. In: Landesdenkmalamt Berlin 1999, S. 35–42.
- [14] Kühn, Norbert; Loidl-Reisch, Cordula: Gartendenkmalpflege als Studienfach. Zur Entwicklung eines Postgradualen Weiterbildungsstudiengangs. In: Stadt + Grün / Das Gartenamt, Jg. 58 (2009), Heft 3, S. 27–31.
- [15] Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Gartenkunst Berlin. 20 Jahre Gartendenkmalpflege in der Metropole. Berlin 1999.
- [16] Stadt + Grün / Das Gartenamt, Jg. 58 (2009), Heft 3, S. 7–33.
- [17] Zutz, Axel: Von der Hässlichkeit und Unmöglichkeit des Kugelahorns auf dem »schönsten Platz Berlins«. In: Butenschön, Sylvia (Hg.): Garten – Kultur – Geschichte. Gartenhistorisches Forschungskolloquium 2010. Berlin 2011, S. 83–88

Pflege und Unterhaltung – aktuelle Tendenzen und Probleme

Carmen Dams

Der nachfolgende Beitrag beschäftigt sich mit dem Thema Pflege und Unterhaltung des Stadtgrüns, was nicht zu verwechseln ist mit dem in unterschiedlicher Weise gebrauchten Begriff »Grünflächenmanagement«¹. Beide Begriffe unterscheiden sich grundlegend voneinander. Während Grünflächenmanagement alle Aufgaben eines Eigentümers, wie in diesem Fall der Stadt, die mit der Versorgung und Gestaltung von Grün(-flächen) und deren Pflege zusammenhängen, umfasst, ist die Pflege und Unterhaltung nur ein Teilespekt davon, nämlich Grün-

¹ Die GALK e. V. (www.galk.de) hat ein Positionspapier erarbeitet, das die Definition des Begriffs Grünflächenmanagement festlegt. Demnach ist Grünflächenmanagement weit mehr als die Unterhaltung und Pflege von Grünflächen. Grünflächenmanagement umfasst das »Strategische Management«, d. h. das Festlegen von Zielen für Qualität und Quantität der gesamtstädtischen Grünvorsorgung in unterschiedlichen Planwerken und Programmen. Weiterhin gehört das »Operative Management« dazu. Beim »Operativen Management« werden die o. g. Ziele auf Objektebene realisiert (planen, bauen, pflegen). Dazu werden die benötigten Ressourcen möglichst effizient eingesetzt (Ressourcenmanagement: Flächen, Finanzen und Personal). Ein weiterer Baustein ist das Kommunikations- und Beteiligungsmanagement. Sowohl die politischen Gremien als auch Bürgerinnen und Bürger müssen in laufende Verfahren und Maßnahmen permanent eingebunden werden. Zudem sind Beiträge zum Stadtmarketing ebenfalls Bestandteile des Grünflächenmanagements, weil das Stadtgrün zu den wesentlichen Elementen des Stadtmarketings zählt. Grünflächenmanagement beginnt bei der Bedarfsermittlung und Marktanalyse, erarbeitet Qualitäts- und Quantitätsvorgaben hinsichtlich der angepeilten Nutzungs- und Gestaltungsziele, legt Ausstattungs- und Gestaltungsstandards fest, befasst sich mit Wirtschaftlichkeitsfragen bei der Herstellung und Unterhaltung von Grünanlagen und steuert letztendlich die Pflege und Unterhaltung, um die zuvor festgelegten Ziele dauerhaft unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu bewahren.

und Freiräume optimal nutzbar zu halten und ihre ästhetische Ausstrahlung zu bewahren. Leider werden die Begriffe heute oft durcheinander geworfen oder sogar synonym gebraucht.

Die Mär von der freiwilligen Leistung

Viele Kommunen befinden sich im zunehmenden Maße in einer schwierigen Haushaltssituation. Daher suchen Stadtverwaltungen und Stadtparlamente häufig nach Einsparmöglichkeiten, so auch im Grünbereich. In Haushaltssberatungen wird oft argumentiert, Grünanlagen und ihre Pflege seien freiwillige kommunale Leistungen, und zwar im Gegensatz zu den Pflichtaufgaben wie Straßenunterhaltung oder Gewässerunterhaltung. Das ist nur bedingt wahr. Sobald eine Anlage – egal ob Straßenbegleitgrün, Kinderspielplatz oder Park – vorhanden ist, muss sie verkehrssicher sein. Dies bedeutet, dass der Grundstückseigentümer, hier die Stadt, für die Sicherheit der Anlage garantieren muss. Nicht nur Kinderspielgeräte und Bäume müssen sicher sein, sondern auch von der Gesamtheit aller Flächen dürfen keine Unfallgefahren ausgehen. Das beinhaltet Bodenunebenheiten ebenso wie Schlaglöcher in wassergebundenen Decken, marode Geländer, schlecht ausgeleuchtete Fußwege oder nicht gut genug gekennzeichnete Baumschutzbügel, die zu Unfällen führen können. Immer ist die Öffentliche Hand in der Haftung. Dementsprechend sind auch alle Flächen der Kontrollpflicht unterworfen. Sobald eine Fläche vorhanden ist, besteht die Pflichtaufgabe



der Unterhaltung. Nur durch Stilllegung und Absperrung der Fläche kann die Unterhaltpflicht entfallen.

Grünflächenpflege ist eine hoch professionelle Aufgabe

Was zählt alles zum sogenannten Stadtgrün? Es sind die klassischen Park- und Grünanlagen, das Straßenbegleitgrün einschließlich vieler tausend

Straßenbäume, die Spiel- und Bolzplätze, die Außenanlagen an städtischen Gebäuden, Freisportanlagen, Friedhöfe, grüne Stadtplätze, Fahrrad- und Wanderwege sowie Kleingärten. Hinzu kommen Naturschutzflächen, Wald und weitere Freiräume, die zur Gliederung und Gestaltung der Stadt entwickelt, erhalten und gepflegt werden müssen.

Gärtnerische Pflege und bauliche Unterhaltung o.g. Anlagen erfordern in aller Regel immer

Abb. 1 Das Organigramm des Amtes für Grünanlagen, Forsten und Landwirtschaft als für das Grünflächenmanagement verantwortliche Verwaltungseinheit in Saarbrücken [Quelle: LHS]



Abb. 2 Bodendecker mit bereits beginnender Einwanderung von Spontanvegetation [Quelle: Dams]



Abb. 3 Wildstauden am »Burbacher Stern«, Saarbrücken [Quelle: Dams]

noch sehr viel Handarbeit. Im Vergleich zu beweglichen Konsumgütern, die heute aufgrund der geringeren Lohnkosten größtenteils im Ausland hergestellt werden, ist gärtnerische Pflege teuer. Auch die Investitionskosten einer Grünanlage sind heute im Verhältnis zu ihrer Unterhaltung – mittelfristig betrachtet – relativ günstig. Das liegt daran, dass beim Neubau von Grünanlagen Fertigprodukte und Halbfabrikate aus günstiger Produktion verwendet werden: Naturstein aus China, Bänke aus der Produktion großer Beschäftigungsträger oder Gehölze aus Großplantagen in Dänemark oder Italien tragen dazu bei, die Herstellungskosten zu senken. Letztendlich sollen ebenfalls die Lohnkosten über europaweite Ausschreibungen verringert werden.

Bei der Pflege und Unterhaltung jedoch funktioniert die Globalisierung nicht. Gerade im gärtnerischen Bereich ist es wichtig, dass die »Betreuer« – seien es städtische Regiebetriebe oder Firmen der Grünflächenpflege – direkt vor Ort sind, weil es dort täglich etwas zu tun gibt. Auch sind Kenntnisse des Standorts, sowohl in Bezug auf die natürlichen Verhältnisse wie auch die lokalen Nutzer, von großer Bedeutung. Das ist der Grund für die relativ hohen, dauerhaften Kosten des Stadtgrüns. Hinzu kommen hohe Ansprüche an Sicherheit und Nutzbarkeit.

Darum ist heute – und zwar nicht nur im Öffentlichen Grün – eine Tendenz zur pflegeleichten Einheitsgrünanlage festzustellen (Frei nach dem bekannten Motto: »Rasen mähen kann doch jeder!«). Nachdem die Versprechungen von pflegeleichten Bodendeckerflächen in den 1970er- und 1980er-Jahren nicht erfüllt wurden (bei ihnen wurde die Arbeit deutlich unterschätzt), werden heute in Parkanlagen eher große formale Rasenflächen mit Einzelbäumen und überwiegend im Straßenbegleitgrün magere Wildstaudenflächen propagiert. Allerdings zeigt sich auch hier, dass es ohne gärtnerischen Input und

ohne profunde gärtnerische Kenntnisse nicht geht. Baumpflege, gerade in den ersten Standjahren von Bäumen, ist ebenso wichtig wie staudengärtnerisches Wissen und ebensolche Erfahrung bei der Wildstaudenpflege. Werden die Anlagen falsch oder gar nicht gepflegt, können sie nicht dauerhaft erhalten werden. Häufig müssen solche Flächen komplett geräumt und neu gestaltet werden.

Manchmal entsteht daraus der Eindruck, dass »Wegwerfgrün« beabsichtigt ist. Nicht zuletzt liegt dies an unserer Förderpolitik, wo ausschließlich Investitionen gefördert werden. Die Politik schmückt sich mit Investitionen. Der Unterhalt jedoch zählt zum öffentlichen Konsum, der ständig reduziert werden muss. Hier wäre es ehrlicher, sich mit weniger und einfacheren Anlagen zu begnügen, als hohe Investitionen in hochwertige Gestaltungen zu stecken, diese anschließend aber so lange zu vernachlässigen, bis sie ganz heruntergewirtschaftet sind.

Aber es sind nicht nur die mangelnden Ressourcen, die heute bei schäbig daherkommenden Grünanlagen eine Rolle spielen, sondern vielmehr das Unterschätzen oder die bewusste Missachtung von Professionalität. In den 1990er-Jahren konnte in vielen Kommunen der Trend beobachtet werden, Grünflächenpflege »zwanghaft« zu reduzieren, weil diese fachmännische Arbeit nicht für notwendig erachtet wurde. Nicht wenige Städte haben ihre Grünflächenämter in ihre Abfallwirtschaftsbetriebe oder Tiefbauämter integriert und wundern sich heute, dass die Grünflächen als ungepflegt und lieblos wahrgenommen werden.

Wenn in Kommunen Kosten in der Pflege eingespart werden sollen, dann sollten Doppelstrukturen in den Verwaltungen abgebaut und aufgelöst werden. Manchmal gibt es in Jugend-, Hochbau- oder Sportämtern noch kleine Grünflächenpflegeeinheiten – quasi kleine Garten-

ämter – oder der Friedhof wird als selbstständige Einheit geführt. Wenn alle Aufgaben des Stadtgrüns an einer Stelle gebündelt werden, kommen große Flächen und damit große Massen und Stückzahlen zusammen, für die sich eine Fachverwaltung lohnt. Je professioneller die Grünflächenämter arbeiten, umso kostengünstiger kann die Unterhaltung und Pflege je Flächeneinheit sein.

Große Aufgabenvielfalt erfordert umfangreiches Know-how

Alle im Zusammenhang mit der Pflege des Stadtgrüns anfallenden Tätigkeiten müssen einerseits über das Jahr geplant, andererseits flexibel abrufbar sein, weil Jahreszeiten, Wetterverhältnisse und Nutzungsverhalten sich nicht nach starren Arbeitsplänen richten, sondern häufig unvorhergesehen eintreten. Beispielsweise müssen lange Dürreperioden durch kontinuierliche Wässergänge ausgeglichen werden. Feuchtes Wetter regt wiederum das Pflanzenwachstum an und führt zu vermehrter Fäulnis. Hier muss durch zusätzliche Mähgänge oder durch Ausputzen der welken Blüten in Schmuckpflanzungen reagiert werden. Nach einem schönen Wochenende muss es möglich sein, kurzfristig tonnenweise Müll aus den Anlagen zu entfernen. Nach Sturmereignissen gilt es am Boden liegende Äste und Zweige aufzuräumen und ggf. bestimmte, als nicht mehr vital eingestufte Bäume nachzukontrollieren und bei fortgeschrittenen Schäden zu beseitigen. Parallel zu diesen »Feuerwehreinsätzen« müssen die regulären kontinuierlichen Arbeiten entsprechend der Jahresarbeitsplanung weiter verrichtet werden.

In der Jahresarbeitsplanung sind bestimmte Arbeiten für einen Zeitabschnitt und für die jeweiligen Anlagen »gebucht«. Dies betrifft zum Beispiel Fällarbeiten von Dezember bis Ende Februar, Mäharbeiten in festgelegtem Turnus für



Abb. 4 Der Eichenprozessionsspinner verursacht auch gesundheitliche Beeinträchtigungen beim Menschen [Quelle: LHS]

bestimmte Anlagen von April bis Anfang Oktober oder Jätarbeiten in Staudenflächen, mindestens drei Mal im Jahr beginnend ab März bis Oktober. Die vorgenannten Arbeiten sind nur Beispiele aus einer schier endlosen Liste an unterschiedlichen Tätigkeiten: Gehölzschnitt an Sämlersträuchern, Heckenformschnitt, Schnitt von Kopfbäumen oder Schneitelbäumen, Ausfräsen von Baumstübben, Teilen von Stauden, Pflanzen von Stauden und Wechselflor, Entfernen von Fremdgehölzen in Hecken, Jäten, Nachpflanzen von Gehölzen, Wässern von Bäumen, Kübeln und Beeten, Mähen von Rasen (3 bis 20 mal im Jahr), Mähen von einschürigen und zweischürigen Wiesen, Schädlinge bekämpfen (Eichenprozessionsspinner und Kastanienminiermotte), Laub entfernen, Mulchen, Kompostieren, Schneiden und Anbinden von Kletterpflanzen, Rosenschnitt, Nacharbeiten von wassergebundenen Decken, Streichen von Bänken, Winterdienst ... All diese Arbeiten müssen erledigt werden, auch wenn es zwischendurch stürmt, wochenlang regnet, oder aufgrund von Schönwetterperioden Menschen die Parkanlagen stürmen und eine Menge Müll und Sachschäden hinterlassen.

Hinzu kommen ständige Kontrollleistungen. Alle Anlagen und Objekte müssen einmal wöchentlich einer Sichtkontrolle unterzogen werden. Spielplätze werden jährlich zwei Mal einer gründlichen Sicherheitskontrolle unterzogen. Dabei werden alle Spielgeräte auf Herz und Nieren geprüft. Die Prüfung wird dokumentiert und der Handlungsbedarf separat ausgewiesen. Reparaturen werden veranlasst bzw. bei fehlenden Mitteln Geräte abgebaut und Areale abgesperrt. Bäume werden entsprechend der FLL²-Baumkontrollrichtlinie überprüft und das Prüfergebnis fälschungssicher dokumentiert. Baumpflege- und Fällmaßnahmen werden ver-

anlasst. Bei Unfällen haften die Städte nicht nur versicherungsrechtlich, sondern die handelnden Personen verantworten sich auch strafrechtlich. Sie können bei nachgewiesener Fahrlässigkeit sogar im Gefängnis landen.

Um alle Arbeiten und Kontrollen durchführen zu können, bedarf es eines umfangreichen spezifischen Fachwissens. Dies beginnt bei der Kenntnis der Pflanzen, deren Ansprüche und Aspekte, setzt sich fort beim Wissen um Materialeigenschaften (Sande, Kiese, Natursteine, Asphalt, Gabionen, Qualitätskriterien von Beton, Pflastersteine, Farben, Lacke, Metalle, Kunststoffe ...) und endet bei der Marktbeobachtung der für die jeweiligen Arbeiten benötigten Maschinen und Geräte, einschließlich erforderlicher EDV-Programme. Nur mit dem Know-how über rationelle Arbeitsmethoden, neue Materialien und auf den Verwendungszweck zugeschnittene Maschinen kann dem Kostendruck bei der öffentlichen Hand begegnet werden. Unfallgefahren müssen minimiert werden. Ergonomisches, gesundheitsbewusstes Arbeiten ist Pflicht, da auch Ausfallzeiten aufgrund beruflich bedingter Erkrankungen möglichst vermieden werden müssen.

Bereits der Entwurf entscheidet über die Pflege

Entwerfer sind oft ungeduldig mit den Unterhaltern von öffentlichen Anlagen. Sie hadern mit den Wünschen der Betriebshöfe, finden sie spießig und oft nicht aktuell. Entwerfer sehen sich eher als Vermittler des Zeitgeistes. Mit künstlerisch-architektonischen Mitteln sollen alte und neue Freiräume zeitgemäß gestaltet werden. Häufig weichen aber solche Gestaltungsvorstellungen von denen der Unterhalter ab. Die Unterhaltsabteilungen der kommunalen Grünflächenämter haben mit den täglichen Widrigkeiten des Gebrauchs der Anlagen zu tun und wünschen sich öfter eine weniger ausgeprägt modische

2 FLL = Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung Landschaftsbau e. V.

Ästhetik und generell einfache Lösungen. Sie fordern bewährte Beläge, reparierbare Möbelungselemente und einfache Strukturen sowie eine Pflanzenauswahl, die sich gut unterhalten und pflegen lässt. Besonders karge, minimalistische Entwürfe kommen ebenso wenig an wie Neukreationen von Ausstattungselementen oder spektakuläre, für den Öffentlichen Raum oft zu sensible Pflanzungen.

Die unterschiedliche Sichtweise zwischen Entwerfer und Unterhalter hat ihre Wurzeln in der unterschiedlichen Erfahrung. Während Entwerfer meistens mit ihren gebauten Objekten keine »Lebens«-Erfahrungen sammeln können – nach der Abnahme und Übergabe des Objekts ist die Aufgabe abgeschlossen – stehen die Unterhalter der Objekte am Beginn einer langen Erfahrungskette, die häufig auch eine lange Leidensgeschichte ist. Denn in vielen aktuellen Entwürfen wird die Unterhaltung und Pflege nicht mitgedacht. Sie ist aber maßgeblich verantwortlich für eine dauerhafte Nutzbarkeit und ästhetische Ausstrahlung des betreffenden Objekts. Deshalb ist es wichtig, dass bereits in der Entwurfsphase Planung und Unterhalt miteinander kooperieren, dass Planung und Unterhalt in einer Verwaltungseinheit, in einem Amt, zusammengefasst sind.

Permanentes Reagieren auf Nutzungstrends

In den Großstädten ist der Nutzungsdruck in Grünanlagen in den letzten Jahrzehnten rapide gestiegen. Die Menschen leben zunehmend draußen. In den städtischen Parks und Grünanlagen ist ein ganz neues Lebensgefühl entstanden. Es wird gegrillt, Sport getrieben, es werden Kindergeburtstage ausgerichtet oder Familienfeste gefeiert. An Tätigkeiten ist dort fast alles erlaubt. Doch die hohe Beanspruchung hinterlässt ihre Spuren: Abgewetzte oder durch Ein-

malgrills zerstörte Grasnarben, niedergetrampelte Staudenflächen, niedergetretene Formhecken und Einfassungen, gebrochene Plattenwege durch zu schwere Fahrzeuge und vieles andere mehr. Die Auflistung könnte endlos fortgesetzt werden. Für die Grünflächenämter stellen das veränderte Nutzungsverhalten sowie die vielfältigen und auch neuen Nutzungen eine große Herausforderung dar, zumal die finanziellen Mittel und das Personal von Jahr zu Jahr weniger werden.

Wo intensiv genutzt wird, geht auch Vieles kaputt, entweder durch starke Beanspruchung oder auch mutwillig durch Zerstörung. Deshalb ist die Pflege- und Unterhaltsabteilung eines Grünflächenamtes auch ein permanenter Reparaturbetrieb. Beispielsweise muss zerstörter oder gestohlener Blumenschmuck ständig ausgetauscht oder nachgepflanzt werden. Das bedeutet nicht nur eine permanente Kontrolle und Nachsorge, sondern insbesondere bei Wechselpflanzungen zusätzlich eine Art »Lagerhaltung« der Arten und Sorten, da diese im Handel nach Auslaufen der Pflanzzeiten nicht mehr zu beschaffen sind.

Doch auch abgeknickte Äste von Sträuchern müssen nachgeschnitten, völlig zerstörte Gehölze durch die gleiche Art und Sorte ersetzt werden. Abgängige Straßenbäume, beschädigt durch Verkehrsunfälle, Salzeinsatz im Winter oder unsachgemäße Aufgrabungen, müssen ständig nachgepflanzt werden. Dabei ist die gleiche Art und Sorte wie der ursprüngliche Baum hier für das Stadtbild von immens großer Bedeutung.

Das Stadtmobiliar – Bänke, Papierkörbe, Poller, Fahrradständer, Baumschutzbügel, Blumenkübel ... – muss ebenfalls ständig kontrolliert, ggf. repariert oder wie so oft nach Graffiti-Attacken nachlackiert oder gestrichen werden. Deshalb sind für ein gepflegtes Stadtbild die Reparatur-



Abb. 5 Mauerpark Berlin [Quelle: Dams]

freundlichkeit und ständige Verfügbarkeit von Ersatzteilen unerlässliche Voraussetzungen.

Ähnlich verhält es sich bei Belägen. Die in der Stadt verlegten Pflastersteine und Platten sollten in ausreichender Stückzahl immer auf Lager und auch leicht beim Hersteller nachzuordnen sein, da nach Aufgrabungen oder bei Beschädigungen grundsätzlich immer dieselben Fabrikate wieder zum Einsatz kommen müssen. Alles andere erzeugt mit der Zeit einen Flickenteppich und damit einen ungepflegten Eindruck der Anlagen und generell des Öffentlichen Raums.

von immer wieder neuen individuellen Objekten katastrophal auswirken. Denn nicht nur die Lagerhaltung der unterschiedlichen Ersatzteile kostet viel Geld, auch das differenzierte Know-how für die Reparatur muss in den Betriebshöfen vorhanden sein, weil es mittlerweile mehr Ausnahmen als Regeln gibt. Wenn eine kaputte Bank nicht mehr durch das Auswechseln einer Latte vor Ort repariert werden kann, sondern abgebaut oder sogar mit einem Kranfahrzeug abtransportiert und komplett ersetzt werden muss, läuft etwas gründlich schief. Dann passen Nutzerinteressen, ästhetischer Anspruch und die verfügbaren Ressourcen nicht mehr zueinander.

Zurückhaltende, einfache Strukturen und Materialien

So chic modische, neue Ausstattungselemente und Beläge auch sein mögen: Für eine Kommune mit vielen Pflasterflächen, Baumschutzelementen und Tausenden von Leuchten, Bänken und Papierkörben kann sich die Verwendung

Leider bringt die Industrie ständig neue Kreationen hervor, die dann immer wieder gern in zeitgemäßen Entwürfen Verwendung finden. Deshalb sieht der Öffentliche Raum in manchen Städten aus wie das Außengelände eines Baumarktes. Dabei sind auch unter Aspekten von Nutzbarkeit und Ästhetik robuste, eher zurückhaltende, einfache Strukturen sinnvoll. Vielfalt

Abb. 6 und 7 Die Bankfamilie der Stadt Saarbrücken [Quelle: Dams]





Abb. 8 und 9 Ein Schaukelpferd für alle Grünanlagen in Bern, Schweiz [Quelle: Dams]

und Farbe bringen die Menschen von ganz allein in den Öffentlichen Raum.

Daraus ergibt sich die Schlussfolgerung – nicht nur aus Unterhaltungsgründen – stadtweit in Grünanlagen und im Öffentlichen Raum nur eine überschaubare Materialauswahl zuzulassen. Dies bedeutet: Ein sorgfältig ausgewählter Katalog von Elementen, die in unterschiedlicher Kombination in den einzelnen Stadtteilen immer wiederkehren und damit – quasi nebenbei – eine stabile Wahrnehmung der Stadt als einheitlicher Kulturraum mit eigener Identität unterstützen.

Ausblick

Durch eine Reihe von Maßnahmen lassen sich also Kosten sparen. Doch lässt sich dies nicht beliebig fortführen. Wenn nur noch Geldmangel die Gestaltung von Grünanlagen bestimmt, werden jahrhundertealte Elemente der Landschafts-

architektur wie Hecken, Blumenbeete, Wasserspiele und vieles mehr ausgeräumt werden müssen. Die Ansprüche unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen an Grünanlagen – und damit sind nicht nur die Nutzer im engeren Sinn gemeint, sondern auch Unternehmen oder die Immobilienwirtschaft, die Grünanlagen zunehmend als Standortfaktor und Adressbildner sehen – steigen aber eher, auch mit zunehmender Freizeit, demografischem Wandel und steigendem Gesundheitsbewusstsein. Grünanlagen prägen das Image einer Stadt entscheidend, sie sind deswegen auch ein Wirtschaftsfaktor. Um all dem gerecht zu werden, muss die Abwärtsspirale gestoppt werden und es müssen ausreichende Finanz- und Personalressourcen zur Verfügung gestellt werden. Ebenso ist die erneute Wertschätzung des Gärtnerberufs erforderlich. Nur dann können Ressourcen optimal genutzt und auf Dauer attraktive Grünflächen erhalten werden.



Arbeitsstrukturen



Gesamtverantwortung für die Freiräume einer Stadt – Positionierung

Die Gesamtverantwortung für die Freiräume einer Stadt – das Planen, Bauen und die Pflege – in einer Hand sind die Voraussetzungen für die Stabilität in und die Identifikation mit diesem Arbeitsbereich.

Grünflächenämter sollten sich dieser Gesamtverantwortung stellen und sich mehr denn je frühzeitig und selbstbewusst in Planungsprozesse einbringen. Stadtplanung kann nur im Zusammenspiel mit der Freiraumplanung funktionieren und Stadtstrukturen für die Zukunft entwickeln. Nur im engen Zusammenspiel zwischen bebautem und unbebautem Raum entstehen tragfähige und in die Zukunft wirkende Stadträume. Sie bilden den Rahmen für soziales Leben in einer Stadt und gerade die Freiräume einer Stadt bieten die Bühne dafür.

Die Zeiten, in denen sich Grünflächenämter allein auf das »Dekorieren« beschränkten und wenig tragfähiges »Alibigrün« verstreuten, gehören der Vergangenheit an.

Der ganzheitliche Blick auf die Grünflächen einer Stadt bedeutet, auf der Basis des Wissens um ihre Geschichte nutzbare Strukturen für die Zukunft zu entwickeln.

Abb. 1 [Quelle: Carlo W. Becker]

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, bedarf es stabiler, bewährter und eingeübter Arbeitsstrukturen mit ausreichender personeller und finanzieller Ausstattung. Die heutige aktuelle Situation in vielen Städten sieht leider anders aus. Energiezehrende Diskussionen um wie auch immer ausformulierte neue Arbeits- und Organisationsstrukturen bringen keine Lösung des eigentlichen Problems. Im Gegenteil binden sie unnötig Zeit und Arbeitskraft, zerreißen gewachsene Strukturen, ohne die eigentlich notwendigen Grundvoraussetzungen zu verbessern. Denn ohne die Bereitstellung notwendiger Ressourcen helfen auch keine neu organisierten Verantwortlichkeiten, um die anstehenden Aufgaben erfüllen zu können.

Der Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld besitzt die Gesamtverantwortung und damit die Voraussetzung einer ganzheitlichen Betrachtung der städtischen Freiräume. Sie alle tragen entscheidend zur Wohnzufriedenheit und zur Lebensqualität der in dieser Stadt lebenden Menschen bei.

In der fast 150-jährigen Grüngeschichte der Stadt Krefeld sind eine Vielzahl von Parkanlagen und grünen Plätzen entstanden und Tausende von Bäumen gepflanzt worden, die heute das grüne Image dieser Stadt prägen.

In all diesen Jahren sind diese Flächen gepflegt und weiterentwickelt worden, um zu dem heute tragfähigen Gerüst der Freiflächenstruktur zu werden. Um dieses grünpolitische Erbe zu si-

Doris Törkel



Abb. 2 Anlage eines neuen Hemerocallis-Gartens im Stadtpark Uerdingen – Planung und Bau Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld [Quelle: Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen]

chern und in die Zukunft zu tragen, bedarf es klarer planerischer Zielvorgaben, die von den Grünflächenämtern formuliert und vorgetragen werden müssen.

Die Vielzahl und die Vielfalt dieser Freiraumstrukturen bedingen auch die Vielzahl und die Vielfalt der Aufgabenbereiche und -strukturen in einem Grünflächenamt. Grün von A bis Z bedeutet, im Arbeitsalltag die Bedeutung von Arten-

schutzprüfungen genauso einschätzen zu können wie die Zertifizierung von Baumkontrolleuren umzusetzen.

Vom Leitbild zur Baustelle – Maßstabssprünge

Im Bewusstsein der Gesamtverantwortung für die Freiräume einer Stadt ist es wichtig und notwendig, ein Leitbild zu entwickeln, um die Ziele und Entwicklungsperspektiven der Freiflächen aufzuzeigen und zu diskutieren. Diese Aufgabe sollte durch die Grünflächenämter besetzt werden und im engen Dialog mit der Stadtplanung bearbeitet werden.

Auf der Basis vorhandener Stadtstrukturen sind Perspektiven darzustellen, die behutsam mit den noch zur Verfügung stehenden Ressourcen umgehen. Vor dem Hintergrund stagnierender oder rückläufiger Einwohnerzahlen und nicht zuletzt dem viel diskutierten Klimawandel geht es um die langfristige Verbesserung des Lebensraums Stadt. Als Ziele dieser ganzheitlichen Be- trachtung sind zu nennen:

- Schaffung einer engen Verknüpfung zwischen Wohnung und Freiraum,
- Erhaltung, Konsolidierung und Substanzbewahrung vorhandener Freiräume vor dem Hintergrund immer knapper werdender finanzieller Ressourcen,
- Schaffung hochwertiger, differenziert und vielfältig nutzbarer neuer Freiräume,
- Sicherstellung einer guten und schnellen Erreichbarkeit der Freiräume einer Stadt.

Mit der Entwicklung von Leitbildern für die Freiräume sollte das sonst überwiegende Reagieren in ein vorsorgeorientiertes Agieren umgewandelt werden. Für Krefeld wurde dieses Leitbild der Freiflächenentwicklung vom Fachbereich Grünflächen erarbeitet und basiert auf fünf Elementen, die das Grundgerüst der Planung darstellen:

- der äußere Ring,
- der innere Ring,
- das Wasserband,
- die Bahnpromenade,
- das Flussband.

Durch Projekte im sogenannten äußeren Ring sollen Erholungsschwerpunkte für die gesamte Stadt gestärkt und verbessert werden. Ein stadtumgreifender Weg soll zukünftig ambitionierten Radfahrern den Facettenreichtum ihrer Stadt näher bringen. Durch Projekte am Stadtrand soll insbesondere die Nahtstelle zwischen Bebauung und Landschaftsraum für ihre Nutzer erlebbarer werden.

Durch das Ausweisen neuer und die Vernetzung vorhandener Freiräume im inneren Ring sind die Erreichbarkeit und die Nutzbarkeit von Freiräumen im stadtnahen Bereich zu verbessern. Der Ergänzung des Straßenbaumbestandes kommt hier eine besondere Bedeutung zu. Die vorhandenen Freiräume, die den inneren Ring ausmachen, sind, unterstützt durch Förderprogramme wie Stadtumbau West, in ihrer Substanz zu erhalten und für ihre Nutzer attraktiver zu machen.

Im Leitbild Wasserband wird die Freiraumentwicklung im Rinnenbereich des Altstromtals des Rheins mit dem Ziel thematisiert, eine Anbindung an den Rhein zu entwickeln. Diese bereits in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts entwickelte stadtplanerische Grundidee soll in die heutige Zeit transportiert werden.

Der Lage Krefelds am Rhein kommt aus stadt- und freiraumplanerischer Sicht eine besondere Bedeutung zu. Durch das Flussband als Symbol einer Stadt am Rhein gilt es hier, städtebauliche und freiraumplanerische Qualitäten herauszuarbeiten. Ein Ziel ist es, attraktive und durchgängige Wege zu schaffen und so die Stadt näher an ihren Fluss rücken zu lassen.

Das Projekt Bahnpromenade basiert auf vorliegenden Konzepten, die auf brachliegenden Bahntrassen einen Weg für Fußgänger und Radfahrer vorsehen. Begleitend zu dieser neuen Fußgänger- und Radwegeachse quer durch die Stadt sollen neue Stadtquartiere für Wohnen, Gewerbe und Dienstleistung entstehen.

Abgeleitet von diesem freiraumplanerischen Leitbild geht es auf der nächsten Ebene darum, Projekte umzusetzen. Auch hier sind es die Grünflächenämter, die ihre Kompetenz und ihr



Abb. 3 Innerer Ring – Freiflächenplanung für die Stadt Krefeld [Quelle: Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen]



Abb. 4 Stadtgartenfreunde – Einladung zum Sonntagsfrühstück [Quelle: Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen]

Wissen um die Geschichte der Flächen einbringen. Im Dialog mit den späteren Nutzern sind Planungsprozesse zu initiieren, Abstimmungen mit anderen Ämtern zu koordinieren und Strukturen aufzubauen, die nachhaltig auch die spätere Pflege der Flächen positiv beeinflussen können.

Abstimmung nach innen und nach außen – Transparenz

Durch die immer knapper werdenden Ressourcen bei der Pflege und Instandhaltung der Freiflächen ist es den Grünflächenämtern oft nicht mehr möglich, dem voranschreitenden Substanzverlust etwas entgegenzusetzen. Die Nutzungsansprüche der Bürger werden immer vielfältiger und der Nutzungsdruck auf den Flächen hinterlässt Spuren. Besonders schmerzlich ist dies bei denkmalgeschützten Parkanlagen zu verzeichnen. Die wertvollen und ein Stück Stadtgeschichte erzählenden Parkarchitekturen sind dem Verfall preisgegeben, die nachvollziehbaren Beschwerden aus der Bürgerschaft nehmen zu und die Grünflächenämter versuchen im Rahmen ihrer Möglichkeiten, eine Grundpflege aufrecht zu erhalten. In dieser Situation gilt es, die von Bund und Land eingerichteten Fördermöglichkeiten zu nutzen. Das Bund-Länder-Programm Stadtumbau West ist eine solche Chance, die in Krefeld ergriffen wurde, um einen Großteil der in der Innenstadt vorhandenen Freianlagen als Impulsprojekte im öffentlichen Raum aufzuwerten.

Als Bestandteil des Leitbildes des inneren Rings und mit 4,7 Hektar die größte innerstädtische denkmalgeschützte Parkanlage soll derzeit der Stadtgarten federführend durch den Fachbereich Grünflächen im Rahmen von Stadtumbau West aufgewertet werden.

Die Zeiten, in denen Planung hinter verschlossenen Türen stattfand, ohne die späteren Nutzer einzubeziehen, sind vorbei. Aus diesem Grund wurde der Planungsprozess von Anfang an transparent gestaltet. Mit der Initiative der StadtgartenFreunde sind kompetente und engagierte Gesprächspartner vor Ort, die Verantwortung für ein Stück dieses öffentlichen Raumes übernehmen wollen.

Insgesamt wurden zwei Moderationsverfahren durchgeführt, um aufbauend auf einer sorgfältigen Analyse die Entwicklungschancen des Stadtgartens gemeinsam mit den Anwohnern und späteren Nutzern herauszuarbeiten. Die Aufgabe, diese Moderationsverfahren durchzuführen und aus den Ergebnissen einen tragfähigen Entwurf zu erarbeiten, übernahm das Landschaftsarchitekturbüro Bimberg aus Iserlohn. Der gesamte Abstimmungsprozess wurde federführend vom Fachbereich Grünflächen koordiniert. Innerhalb des Fachbereichs galt es, zwischen Planungs- und Pflegeabteilung die Ergebnisse intensiv abzustimmen und anzupassen. Neu geplante Staudenflächen sind hierbei vor dem Hintergrund der höheren Pflegeintensität genauso kritisch zu überprüfen, wie zum Beispiel geeignete Wegebeläge, die sowohl den gartendenkmalpflegerischen Aspekten gerecht werden wie den zukünftigen Nutzungsansprüchen. Hierbei ist das Wissen um eigene Kennzahlen für die Grünflächenpflege, d.h. die Pflegekosten z.B. für Stauden oder Rasen pro Flächeneinheit, besonders hilfreich und notwendig, um in der Gesamtbetrachtung des neuen Parkkonzeptes die zukünftige Pflegeleistung quantifizieren und bewerten zu können. Nur dadurch kann sichergestellt werden, dass die zukünftige Neugestaltung des Stadtgartens auch mit den im Fachbereich vorhandenen Ressourcen in die Zukunft getragen werden kann. Ein besonderer Erfolg dieses transparenten Pla-

nungsprozesses ist darin zu sehen, dass sich die StadtgartenFreunde bereits heute bereit erklärt haben, Teile der geplanten Staudenpflanzungen in ihre pflegerische Obhut zu nehmen. Die Anleitung und die Unterstützung erfolgen vom Fachbereich Grünflächen, denn dies zeigt auch die Erfahrung: Für die langfristige Pflege braucht man einen langen Atem, gärtnerisches Wissen und Durchhaltevermögen.

Der Blick in die Zukunft – Strukturen bewahren

Nur in der interdisziplinären Zusammenarbeit aller Fachbereiche einer Stadtverwaltung können die Aufgaben und Fragestellungen, die insbesondere die Zukunft stellen wird, bewältigt werden. Dabei ist die Unterstützung aus der Bevölkerung, von Initiativen, Bürgervereinen und vor allem aus dem politischen Raum wichtige Voraussetzung für das Gelingen. Interdisziplinäre Zusammenarbeit setzt Dialog und Abstimmungen voraus. Bei der wachsenden Anzahl von Aufgaben und ihrer Vielschichtigkeit bedingt dies einen hohen Zeitaufwand. Durch die steigende Zahl der zu beteiligenden Akteure verlängern sich Abstimmungsprozesse zunehmend. Hier ist oft ein langer Atem gefordert, viele Gesprächstermine sind wahrzunehmen, um Entscheidungen vorzubereiten, die dann letztendlich hoffentlich zum gewünschten Ziel führen.

Das Arbeiten in einem Grünflächenamt hat einen hohen Grad an Öffentlichkeitswirksamkeit. Jeder überfüllte Mülleimer in einer Parkanlage oder ein nicht mehr verkehrssicherer Baum, der zur Fällung ansteht, kann zu Diskussionen führen. Im positiven Sinne heißt dies aber nur, dass die Arbeit der Grünflächenämter von den Bürgern wahrgenommen wird. Denn ihr Tätigkeitsbereich sind öffentliche Räume, deren Nutzbarkeit und Gestaltqualität wesentlich zum Wohlbefinden der in der Stadt lebenden Men-



Abb. 5 Die neuen »Parkfilter« im Stadtgarten – Entwurf Landschaftsarchitekturbüro Bimberg
[Quelle: Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen]

schen beitragen. Dazu gehören die Pflege und Entwicklung der Landschafts-, Naturschutzgebiete und der Waldflächen genauso wie der kommunalen Friedhöfe, der Kleingartenanlagen und der Spielplätze. Tagtäglich braucht es Menschen in den Grünflächenämtern, die die zahlreichen Anrufe entgegennehmen und sich um Beschwerden kümmern und die sich manchmal auch über Lob für schnelles Handeln freuen können, die sich um die Finanzen kümmern und Ausgaben und Einnahmen verbuchen; die die Bäume dieser Stadt betreuen, die sie pflanzen, wässern, kontrollieren, schneiden und manchmal auch fällen; die die Wälder pflegen, um sie für zukünftige Generationen vorzuhalten; die zerstörte Bänke reparieren und Wege instand halten; die die Mülleimer entleeren, auf Spielplätzen den Sand austauschen und die Spielgeräte reparieren; die neue Kleingewässer für bedrohte Tierarten planen und anlegen; die den Kleingärtnern helfen, ihre Belange zu vertreten, die Kennzahlen kontrollieren, um konkurrenzfähig zu bleiben; die botanische Raritäten behüten, um sie Schulklassen zeigen zu können; die die Friedhöfe pflegen und entwickeln, um sie als würdige Orte in der Stadt zu bewahren. Um dieser vielfältigen Verantwortung gerecht zu werden, braucht es in der Gegenwart bewährte, stabile und eingebügte Strukturen sowie professionelles Personal in allen Bereichen, um für die Aufgaben der Zukunft gut aufgestellt zu sein.



Das zeitgemäße Landschaftsarchitekturbüro

Jens Henningsen

Einführung

Die Tätigkeit der Landschaftsarchitekturbüros hat sich in den vergangenen Jahren rasant entwickelt. Das Aufgabenspektrum hat sich ergänzend zur klassischen Freiraum- und Landschaftsplanung um neue Arbeitsfelder erweitert. Diese werden aus den Anforderungen des Marktes heraus an die Büros herangetragen oder die Büros selber entwickeln aus der querschnittsorientierten Ausbildung und Erfahrung heraus ihr

Auftragsspektrum. Gleichzeitig sind die Anforderungen an die Projektbearbeitung erheblich gestiegen. Hierzu tragen beispielsweise die zunehmende Zahl an Gesetzen und Verordnungen, die partizipativen Planungsprozesse sowie die finanziellen Rahmenbedingungen der Bauvorhaben bei. Im Gegensatz zu den gestiegenen Anforderungen und Erwartungen wird es immer schwieriger, adäquate Honorare zu erzielen. Die wirtschaftliche Büroführung bekommt neben



Abb. 1 Ein typisches Produktportfolio – Stichworte aus der Planungsbürosuche des BDLA [Quelle: Michael Herrmann, Herrmann Consulting; 6. bdla-Wirtschaftsforum 2012]

der Arbeit in den Projekten einen immer höheren Stellenwert.

Marktentwicklung

Die Zahl der Landschaftsarchitekten in Deutschland ist seit den 1990er-Jahren kontinuierlich gestiegen. In den Architektenkammern der Länder waren 1990 ca. 4 360 freischaffende und angestellte Landschaftsarchitekten eingetragen, 2012 waren es schon ca. 6 760 Mitglieder. Die regionale Verteilung bezogen auf die Einwohnerzahl ist sehr unterschiedlich. In Berlin, Hamburg und Baden-Württemberg ist die Landschaftsarchitektendichte und damit der unmittelbare Konkurrenzdruck am höchsten. Trotz der steigenden Zahl der Landschaftsarchitekten ist der Gesamtumsatz aller Büros in Deutschland gesunken und der durchschnittliche Büroumsatz hat sich von 2005 mit 166 700 Euro, 2008 mit 187 700 Euro und 2010 auf 161 900 Euro entwickelt. (Quelle: Statistisches Bundesamt, Umsatzsteuerstatistik, www.destatis.de). Die Umsatz-Zahlen korrelieren mit der Baukonjunktur, denn wie bei den Bauingenieuren und Architekten besteht eine starke Abhängigkeit von der Bautätigkeit. Im öffentlichen Sektor gibt es eine hohe Abhängigkeit von Konjunktur- und Förderprogrammen. Der finanzielle Spielraum und damit die Investitionstätigkeit der öffentlichen Hand ist relativ gering und wird sich wegen der Schuldenbremse ohne Förderprogramme auch in den nächsten Jahren nicht bessern [1].

Charakteristisch für den Bereich der Landschaftsarchitektur ist die überwiegende Anzahl an Büros, die nur durch den Inhaber bzw. mit 1 bis 2 Mitarbeitern geführt werden. Daher sind die Statistiken für die Gesamtbranche aufschlussreich, für das einzelne Büro oder einzelne Marktsegmente aber wenig aussagefähig. In den kleinen Bürostrukturen können im Regelfall nur einzelne Themenfelder abgedeckt werden

oder es sind Kooperationen mit anderen Büros erforderlich. Wenn ein Aufgabenfeld oder ein Auftraggeber wegfällt, gelangen kleine Büros schnell in wirtschaftliche Schwierigkeiten.

Arbeitsspektrum/Berufsfeld

Schon immer war die Tätigkeit des Landschaftsarchitekten stark von gesellschaftlichen Werten, Einstellungen und Trends abhängig. Ob in der Gartenkunst, dem Natur- und Umweltschutz oder dem sozialen Grün, jede Epoche hat unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt, aus denen sich Aufgabenfelder entwickelt haben. Momentan erweisen sich Gartenschauen als Erfolgsfaktor für Kommunen, Gartenreisen zu historischen Gärten sind im Trend und der Hausgarten hat wieder Konjunktur. Im Zuge des Klimawandels bekommen in den Städten die Grün- und Freiflächen einen wichtigen Stellenwert für die Lebensqualität. Durch den demografischen Wandel stellen sich neue Anforderungen an die Aufenthaltsqualität der öffentlichen Freiräume [2]. Die Energiewende stellt hohe Herausforderungen an die Integration der Infrastrukturbauwerke in die Landschaft. Diese Beispiele und die damit verbundenen Aufgaben bieten vielfältige Chancen in der Gegenwart und in der Zukunft für die Landschaftsarchitekturbüros.

Im öffentlichen Sektor sind trotz der hohen Bedeutung der Grün- und Freiräume für die Lebensqualität in den Kommunen durch die anhaltende Finanzknappheit und dem damit verbundenen Stellenabbau die Investitionen stark zurückgegangen. Die Sonderprogramme oder Fördermaßnahmen können diese negative Entwicklung für die Auslastung der Büros nur zum Teil kompensieren. Gleichzeitig entstehen hier neue Aufgaben in der Projektentwicklung, -steuerung, Moderation und Begleitung der Grünflächenpflege. Klassische Bauherrenaufgaben werden an freie Büros vergeben.



Abb. 2 6. bdla-Wirtschaftsforum 2012 in Berlin, Vortrag von Michael Herrmann, Herrmann Consulting: Strategien einfach planen, Projekte als Bausteine der strategischen Büroentwicklung [Quelle: bdla]

Bei großen privaten Bauvorhaben arbeitet der Landschaftsarchitekt heute in der Regel vom Projektstart an mit Architekten, Fachplanern und Projektpartnern im Planungsteam. Er wird entweder direkt beauftragt, ist Mitglied einer Arbeitsgemeinschaft mit anderen Planern oder er agiert als Subplaner für den Architekten. Die Belange des Freiraums werden von Anfang an in das Projekt mit integriert, was ein hohes Maß an Kommunikations- und Durchsetzungsfähigkeit erfordert. Die vertrags- und haftungsrechtlichen Belange spielen darüber hinaus für die Büroentwicklung eine wichtige Rolle. Landschaftsarchitekturbüros treten vermehrt als Kapitalgesellschaft auf, um das unternehmerische Risiko, im schlimmsten Fall einer Insolvenz, zu minimieren. Das damit verbundene Wissen hilft wiederum bei komplexen Freiraumprojekten, wenn der Landschaftsarchitekt weitere Fachplaner beauftragt oder selbst als Generalplaner agiert.

Im Zuge der aktuellen Nachhaltigkeitsdiskussion stehen die Freiräume und Außenanlagen in einem neuen Fokus. Neben dem gesellschaftlichen Diskurs bildet die Zertifizierung von Außenanlagen und Stadtquartieren einen Trend [3]. Die ganzheitliche Betrachtung der ökologischen, ökonomischen und soziokulturellen Belange erfordert neben der technischen Umsetzung in Planung und Bau auch eine verstärkte Beachtung der Prozessqualität. Neben der eigentlichen Planungstätigkeit bieten sich für den Landschaftsarchitekten Chancen bei der Mitwirkung/Beratung zur Festlegung der Planungsziele (Leistungsphase 0) und nach Abschluss der Baumaßnahme in der Aufstellung von Pflege- und Entwicklungsplänen (Leistungsphase 10).

Landschaftsarchitekturbüro als Unternehmen

Landschaftsarchitekturbüros werden wesentlich durch ihre/n Inhaber/innen und deren Ziele, Haltung und Strategien geprägt. Nach der Büegründung mit ersten (Wettbewerbs-) Erfolgen oder erfolgreich abgeschlossenen Aufträgen gelangen oft Themen wie Auftragsmangel, Liquiditätsengpass oder Qualitätsverlust in den Vordergrund. Diese Erfahrungen sind neben den Themen einer professionellen Büroführung wie z.B. Controlling oder Öffentlichkeitsarbeit Auslöser für ein verstärktes unternehmerisches Denken und Handeln. Hinzu kommen die Rahmenbedingungen des Marktes mit einem hohen Konkurrenzdruck und der Zunahme von konkurrenzierenden Verfahren, was die Erlangung von Aufträgen erheblich erschwert. Wer sein Auskommen mit einem Landschaftsarchitekturbüro sichern will, sollte sich diesen Rahmenbedingungen stellen und zur professionellen Büroführung gelangen. Die unternehmerischen Tätigkeiten nehmen insbesondere für die Büroinhaber zu.

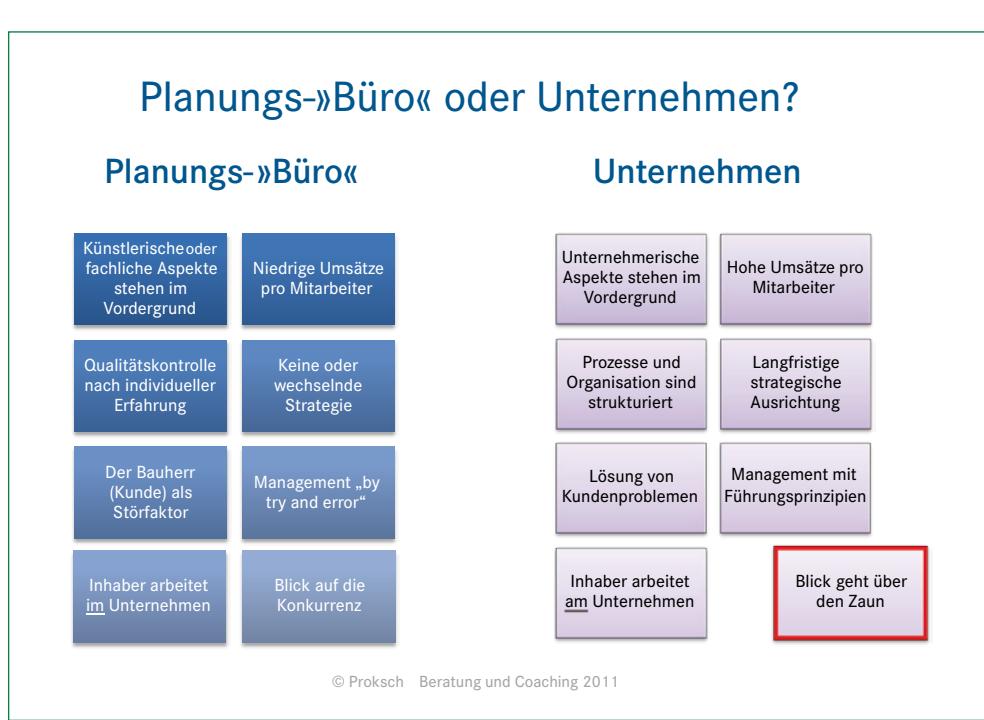


Abb. 3 Planungs-»Büro« oder Unternehmen [Quelle: Jörg M. Proksch, Proksch Beratung und Coaching; 5. bdla-Wirtschaftsforum 2011]

In Deutschland arbeiten ca. 3 500 Landschaftsarchitekturbüros in unterschiedlicher regionaler Verteilung. Eine gleichmäßige, langfristige Auslastung aller Büros ist nicht gegeben. Es bestehen im Gegenteil starke Unterschiede in der Auslastung und im wirtschaftlichen Erfolg. Um wirtschaftlich erfolgreich zu sein, ist es notwendig sich im Markt zu positionieren. Zunächst muss der Inhaber klären, wo er für sich und mit seinem Büro hin möchte, d. h. eine klare Zielformulierung erstellen. Dazu gehört gerade bei Landschaftsarchitekten auch die persönliche Entscheidung, als Büroinhaber eher fachlich oder unternehmerisch arbeiten zu wollen. Nach diesen Zielen richten sich alle anschließenden Strategien und Maßnahmen.

Zur eigenen Marktpositionierung ist es erforderlich, den Markt zu analysieren. Welche Nachfrage besteht nach welchen Planungs-Leistungen und wer sind die potenziellen Auftraggeber? Darauf basierend ist das eigene Leistungsprofil festzustellen. Insbesondere sind spezifische Kenntnisse und Erfahrungen herauszuarbeiten, um sich von den konkurrierenden Büros abzuheben und sich im Markt zu positionieren. Neben inhaltlicher Positionierung können das Spezialkenntnisse oder Kooperationspartner sein. Diese Positionierung gilt es durch entsprechende Öffentlichkeitsarbeit und Marketingmaßnahmen an potenzielle Auftraggeber heranzutragen und auf sich aufmerksam zu machen. Dazu gehören entsprechende Netzwerke, d. h. Kontakte zu Auftraggebern, Planungspartnern, Multiplikatoren und Kollegen. Ein zielgerichtetes Marketing und eine klare Akquisitionsstrategie sind entscheidende Instrumente für eine dauerhafte Auslastung. Kleine Büros mit begrenzten zeitlichen und finanziellen Ressourcen können sich gemeinsam mit Berufskollegen oder in interdisziplinären Zusammenschlüssen Themen und Maßnahmen erarbeiten [4].

Zur langfristigen Existenzsicherung ist es wichtig, den Aufwand bzw. die Kosten der Projekte im Verhältnis zum Honorar jederzeit nachvollziehen zu können. Je nach Bürogröße kann hierfür eine spezielle Controlling-Software sinnvoll sein. Die Projekte können vorauskalkuliert werden, im Planungsprozess kann steuernd eingegriffen und kontrolliert werden. Die Bürokosten sind aus der Buchhaltung bekannt und bilden die Grundlage für Büro-Stundensätze. Eine projektbezogene Stundenerfassung ist eine Selbstverständlichkeit für alle Mitarbeiter und Inhaber. Die Bürogemeinkosten bilden eine weitere Grundlage, Branchenkennzahlen (z.B. PEP7, www.pep-7.de) gehen für den mittleren Büro-Stundensatz vom Zwei- bis Dreifachen der unmittelbaren Projektkosten aus. Die Stundensätze der einzelnen Mitarbeiter und der Büro-Stundensatz sollten jederzeit für die Honorarkalkulation zur Verfügung stehen. Unabhängig von Leistungen nach Tabellenwerten der HOAI können Stundenbudgets für die Projekte festgelegt werden. Besonders bei langfristigen Projekten kann beim bürointernen Aufwand rechtzeitig eingegriffen werden, und die Sensibilität für im Projektverlauf auftretende besondere Leistungen steigt.

Die Mitarbeiter im Landschaftsarchitekturbüro sind die entscheidenden Leistungsträger. Sie machen die wesentliche Projektarbeit, tragen zum wirtschaftlichen Erfolg und zum Image des Büros bei. Die Arbeit im Büro steht im Regelfall unter Kosten- und Termindruck, was von den Mitarbeitern über den fachlichen Einsatz hinaus ein hohes Maß an Engagement erfordert. Im Gegensatz dazu ist das Lohnniveau im Vergleich zu anderen Ingenieuren eher niedrig. Daher kommt der Mitarbeitermotivation gewissermaßen als »Kompensation« eine hohe Bedeutung zu. Die hohen inhaltlichen Ansprüche an die Projektbearbeitung in technischer, rechtlicher, ökonomi-



Abb. 4 Einladungsflyer 3. bdla-Wirtschaftsforum 2009 in Köln, Thema: Kooperationen, Partnerschaften, Netzwerke [Quelle: bdla]



Abb. 5 4. bdla-Wirtschaftsforum 2010 in Wolfsburg, Vortrag von Edgar Haupt, aufBau Marketing und Coaching: Gemeinsam sind wir stark, Personal und Netzwerk in der strategischen Unternehmensführung [Quelle: bdla]

scher und auch grafischer Hinsicht erfordern bei den Mitarbeitern eine Spezialisierung. Für die Büros bedeutet das, entsprechende Teams möglichst langfristig zusammenzustellen. Daher gewinnt das Personalmanagement eine steigende Bedeutung, Mitarbeiterführung, -motivation, klar definierte Aufgaben, Kompetenzen und Verantwortungen sind wichtige Instrumente für den Büroerfolg [5].

Ein weiterer wichtiger Baustein für die professionelle Bürouhrung ist die Qualitätssicherung. Auch wenn die Einführung eines Qualitätsmanagement-Systems im Bereich der Landschaftsarchitektur die Ausnahme bildet, so ist doch die Einführung bürointerner Standards von erheblicher Bedeutung. Es geht dabei nicht darum, kreative Prozesse zu bremsen, sondern diesen in der Projektbearbeitung genügend Freiraum zu geben. Klar definierte Abläufe und Strukturen erleichtern und optimieren die Arbeit, schaffen Ordnung, verbessern den Informationsfluss in-

tern und extern und erleichtern Vertretungen oder Mitarbeiterwechsel [6, 7, 8, 9].

Ausblick

Die Landschaftsarchitektur bietet ein äußerst spannendes und vielfältiges Betätigungsgebiet. Bei allen inhaltlichen Herausforderungen dürfen allerdings im Landschaftsarchitekturbüro die wirtschaftlichen Aspekte nicht vernachlässigt werden. Die Büros sind als Unternehmen zu begreifen und zu führen. Nur so kann die inhaltliche Leistung langfristig auch auskömmlich erbracht werden.



Literatur

- [1] Deutscher Sparkassen- und Giroverband e.V. (Hrsg.): Branchenreport Architektur- und Ingenieurbüros, Stuttgart, 2012.
- [2] Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt (Hrsg.): Strategie Stadtlandschaft Berlin, Berlin 2012.
- [3] Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hrsg.): Nachhaltig geplante Außenanlagen auf Bundesliegenschaften, Berlin 2012.
- [4] Haupt, Edgar: Nutzwerken im bdla: Voneinander wissen – miteinander profitieren: Zukunftswerkstatt Planungsbüro. Landschaftsarchitekten, 1 (2012), S. 22–23
- [5] Klingenberg, Katrin: Herausforderungen der Büroorganisation. Garten und Landschaft12 (2008), S. 14–16
- [6] Braak, Jens; Eisenschmidt, Kerstin: Keine Zeit für Umwege: Das Management-Handbuch für Architekten und Ingenieure; Düsseldorf: Werner, 1999.
- [7] Jäger, Frank Peter (Hrsg.): Der neue Architekt: Erfolgreich am veränderten Markt; München: Institut für internationale Architektur-Dokumentation, 2008.
- [8] Haupt, Edgar; Kubitsa, Manuel (Hrsg.): Marketing und Kommunikation für Architekten: Grundlagen, Strategien und Praxis; Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser, 2002.
- [9] Below, Sally: Wege in die Öffentlichkeit: Public Relations und Marketing für Architekten, ein Praxis-Handbuch; Hamburg: Junius, 2004.

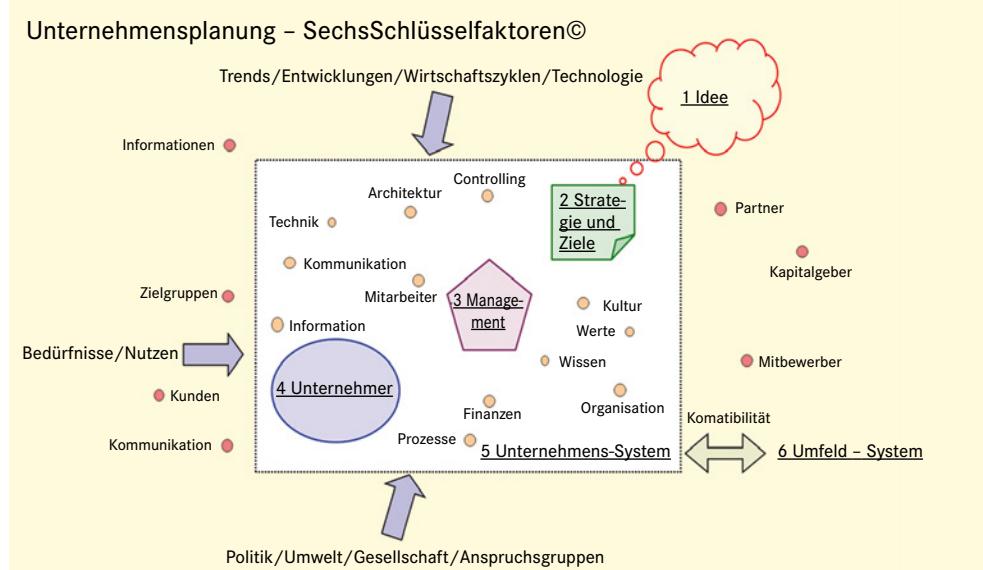


Abb. 6 Managementmodell für Planungsunternehmen, Unternehmensplanung – SechsSchlüsselfaktoren© [Quelle: Jörg M. Proksch, Proksch Beratung und Coaching; 5. bdla-Wirtschaftsforum 2011]

Vereine und Verbände als Arbeitsfeld

574 359 eingetragene Vereine weist die Vereinsstatistik 2011 aus – ein interessantes Arbeitsfeld für Landschaftsarchitekten in den Bereichen Kultur wie zum Beispiel in der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur, dem Bereich Umwelt- und Naturschutz, der den höchsten Anstieg an Vereinsgründungen verzeichnet, oder auch dem klassischen Berufsverband wie dem Bund Deutscher Landschaftsarchitekten.

Struktur des bdla

1913 in Frankfurt/Main als Bund Deutscher Gartenarchitekten gegründet, 1972 umbenannt in Bund Deutscher Landschaftsarchitekten, zählt der bdla heute rund 1 300 Mitglieder,

darunter ca. 800 freischaffende Landschaftsarchitekten. Er versteht sich als Sprachrohr für selbständige, angestellte und beamtete Landschaftsarchitekten und den beruflichen Nachwuchs. Der bdla ist ein eingetragener Verein. Seine Satzung regelt die Aufgaben und Strukturen des Verbandes.

Ingeborg Paland

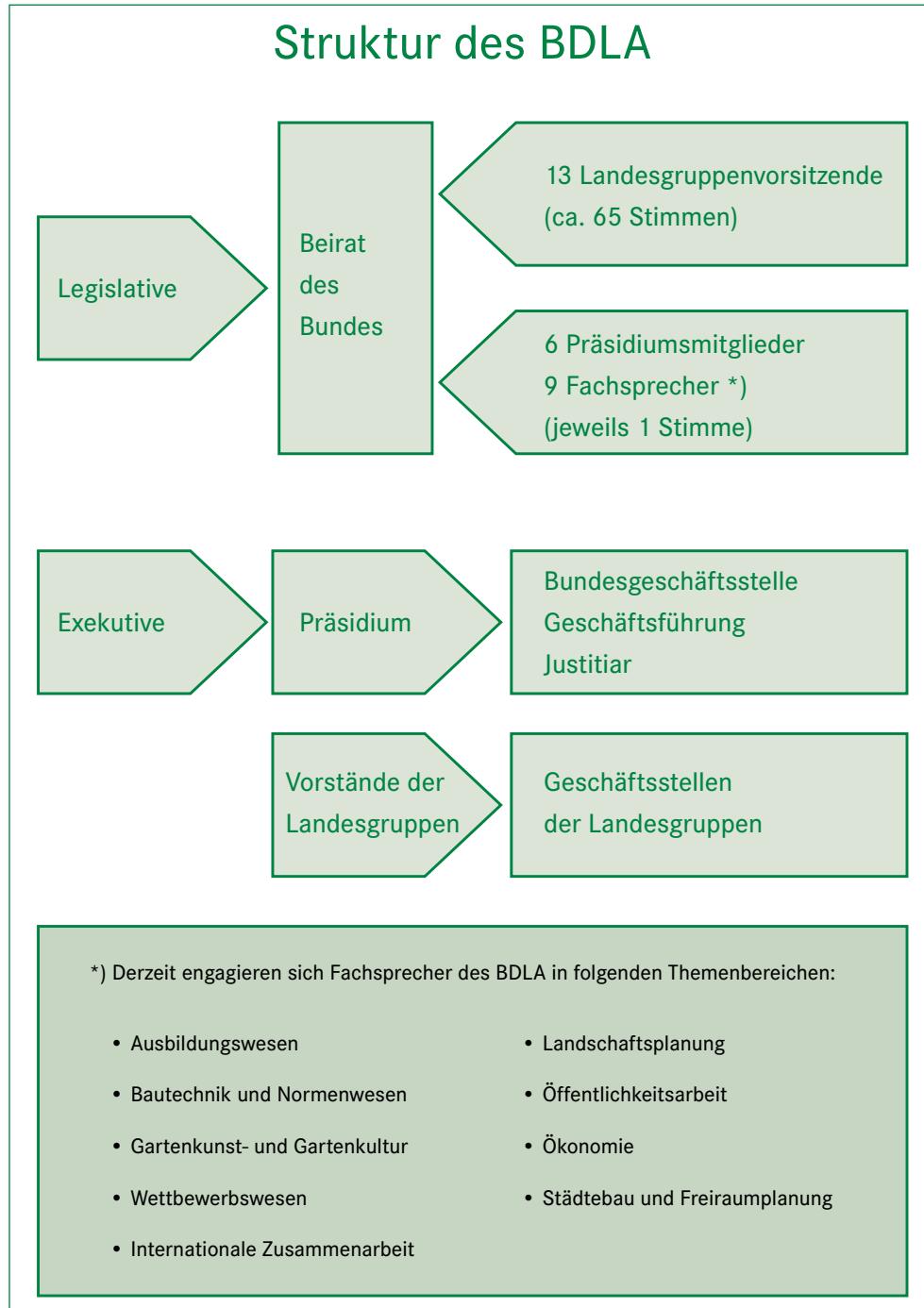
Das Präsidium besteht aus dem Präsidenten – aktuell und erstmals einer Präsidentin – einem Vizepräsidenten und dem Schatzmeister. Die maximal drei Präsidialbeisitzer werden von der Präsidentin / dem Präsidenten berufen. Die Landesgruppen des bdla sind weitgehend nach dem föderativen Aufbau Deutschlands gegliedert.

Der bdla bietet seinen Mitgliedern eine Plattform für den Erfahrungsaustausch untereinander und das gemeinsame fachliche Engagement. Vorrangige Aufgabe des bdla ist die berufsständische und fachliche Interessenvertretung der Landschaftsarchitekten gegenüber Öffentlichkeit, Politik, Verwaltung und anderen berufsständischen Organisationen.

In der Lobbyliste des Deutschen Bundestages ist der bdla mit den Interessenbereichen Landschaftsarchitektur, Baukultur, Umweltrecht, Bau- und Planungsrecht, Vergaberecht, Honorarordnung für Architekten und Ingenieure registriert. Die Bandbreite der aktuellen fachlichen Themen spiegelt sich bei den Fachsprechern des Verbandes wider, die teilweise von Arbeitskreisen unterstützt werden. In diesen Arbeitsstrukturen erfolgt die inhaltliche Einbindung der



Abb. 1 Hohes Gut im Verband – der kollegiale Austausch. Hier im Rahmen des Planerforums 2009 »Abseits der Metropole« im Gutspark Falkenberg (Planung Atelier Loidl Landschaftsarchitekten, Berlin) [Quelle: Ute Franke]



Landesgruppen sowie der inhaltliche Abgleich der Positionen.

Zentrale Themen

Es gibt zentrale Themen, die den Verband seit seiner Gründung beschäftigen, wie die Charakteristika des Berufes, die Aufgabenfelder, die Konkurrenz durch andere Berufe, aber auch fachliche Fragen z.B. zum Bau- und Umweltrecht. Beispielhaft genannt sei das Bundesnaturschutzgesetz. So bescheinigte der damalige Bundesumweltminister Prof. Dr. Klaus Töpfer dem bdla in seinem Grußwort zum 75jährigen Bestehen des Verbandes »Der bdla ist an der Diskussion zur Novellierung des Bundesnaturschutzgesetzes mit großem Engagement beteiligt und hat auch zur Umweltverträglichkeitsprüfung Stellung bezogen. Für den Erfolg der Umweltpolitik halte ich einen derartigen Gedankenaustausch mit dem Berufsstand für zwingend erforderlich.« Aktuell – fast 25 Jahre später – steht die Bundeskompensationsverordnung nach Bundesnaturschutzgesetz auf der Agenda. Und wieder ist es gelungen, dem amtierenden Umweltminister Peter Altmaier die Positionen des Verbandes näher zu bringen. Dabei hat es sich bewährt, Allianzen zu schmieden. So können bei Umweltthemen die Positionen des bdla über den Dachverband »Deutscher Naturschutzzring – DNR« mehr Gewicht erlangen, während es bei der Novellierung der Honorarordnung, einem Thema, das aktuell ganz oben auf der Verbandsagenda steht, hilfreich ist, mit den Verbänden der Architekten und Ingenieuren gemeinsam zu agieren.

Dabei ist gleichzeitig dafür Sorge zu tragen, dass die Spezifika der landschaftsarchitektonischen Leistungen Berücksichtigung finden und Hintergrundgespräche für die Interessenvertretung den Weg ebnen.

Abb. 2 Struktur des bdla



Abb. 3 bdla-Veranstaltungsflyer [Quelle: bdla]

Neben der Mitarbeit in informellen Kompetenznetzwerken zu aktuellen Themen oder auch der Kooperation im Bereich der Fortbildung mit Ministerien, Hochschulen und Verbänden ist der bdla Mitglied in zahlreichen Dachverbänden, vom Ausschuss der Verbände und Kammern der Ingenieure und Architekten für die Honorarordnung (AHO) bis hin zum Zentralverband Gartenbau (ZVG). Beispielhaft genannt sei die Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung, Landschaftsbau – FLL, wo zahlreiche bdla-Mitglieder in Arbeitskreisen und Regelwerksauschüssen mitarbeiten.

International aktiv ist der Verband in der International Federation of Landscape Architects – IFLA und IFLA Europe (www.ifla.org). Die IFLA bietet die Plattform für den fachlichen Austausch weltweit. Derzeit wirbt die IFLA für die Zeichnung der International Landscape Convention. IFLA Europe konzentriert sich auf den Austausch der europäischen Landschaftsarchitektenverbände zu Fragen der Ausbildung und der Berufspraxis. Breiten Raum nimmt mittlerweile die Begleitung der EU-Richtlinienarbeit ein, beispielhaft genannt sei das Engagement zur Berufsanerkennungsrichtlinie.

Das Team der Bundesgeschäftsstelle

Aufgabe des Teams der Bundesgeschäftsstelle – angesiedelt im Deutschen Architektur Zentrum in Berlin – ist dabei, die Funktionsträger im Verband sowohl fachlich, inhaltlich als auch organisatorisch zu unterstützen und täglicher Ansprechpartner für Mitglieder und alle an Landschaftsarchitektur Interessierte zu sein. Für die Erarbeitung von Stellungnahmen, die Interessenvertretung gegenüber Politik und Verwaltung, die Präsentation des bdla im Internet, die Redaktion der Newsletter, der Verbandszeitschrift und des Handbuchs sowie die fachliche Vorbereitung und Durchführung von Veranstaltungen bis hin zur Organisation des Wettbewerbs Deutscher Landschaftsarchitektur-Preis engagieren sich zwei Diplom-Ingenieure Landespflege als Fachreferenten und eine Pressereferentin sowie die Bundesgeschäftsleitung. Zum Aufgabengebiet der beiden Sachbearbeiterinnen gehören zahlreiche Serviceleistungen für die Mitglieder, eine umfängliche Korrespondenz, der Veranstaltungskalender, die Unterstützung bei Veranstaltungen, sowie die Adressverwaltung, Beitragserhebung und das Rechnungswesen.



Abb. 4 Deutsches Architektur Zentrum, Berlin [Quelle: bdla]

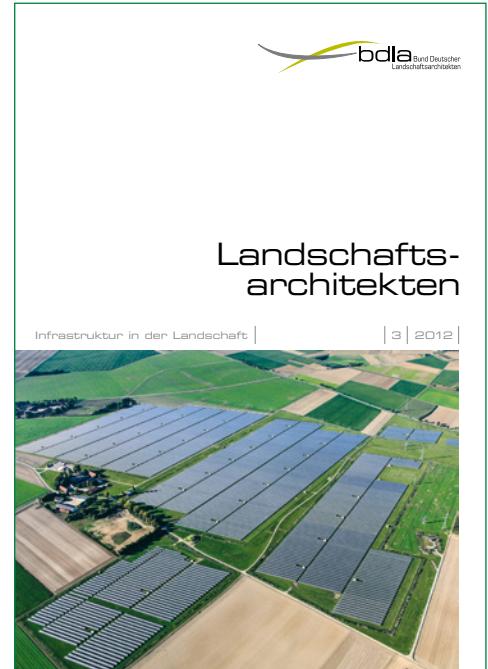


Abb. 5 bdla-Verbandszeitschrift »Landschaftsarchitekten«. Sie erscheint seit 1993 mit vier Ausgaben pro Jahr [Quelle: bdla]

Öffentlichkeitsarbeit

Frühzeitig hat der Verband die Bedeutung einer Öffentlichkeitsarbeit in die Breite erkannt und diese professionalisiert. So hat der bdla mit dem Deutschen Landschaftsarchitektur-Preis, der seit 1993 alle zwei Jahre für beispielhafte Projekte der Landschaftsarchitektur an ihre Verfasser verliehen wird, ein für die Profession zentrales Ereignis von höchster fachlicher Qualität und Medienwirksamkeit geschaffen. Der Deutsche Landschaftsarchitektur-Preis ist eine ideelle Auszeichnung.

Die Schirmherrschaft trägt der bdla hochrangigen Politikern an, 2013 übernahm Minister Dr. Peter Ramsauer wiederum dieses Ehrenamt. Dem Preisgericht gehören herausragende

Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, der Medien sowie der Profession – national und international – an. Die Preisverleihung ist das Veranstaltungshighlight und zugleich der krönende Abschluss des Wettbewerbes. Der Festakt ist ein Treffpunkt der Preisträger und Gewürdigten, Bauherren und Wettbewerbsteilnehmer, Landschaftsarchitekten und solcher, die es noch werden wollen und den Gästen des bdla. Nicht wegzudenken aus dem Wettbewerb ist die Dokumentation zeitgemäßer Landschaftsarchitektur im renommierten Birkhäuser Verlag, 2013 zum 7. Mal. Auch Sponsoren unterstützen dabei mit ihrem erheblichen Engagement den gesamten Wettbewerb. Die Website www.deutscher-landschaftsarchitektur-preis.de gibt umfassend Auskunft.



Abb. 6 Banner am Balkon des Theaters Gera, Ort der Preisverleihung im Jahr 2007 [Quelle: Margit Wild]



Abb. 7 Schirmherr Dr. Peter Ramsauer begrüßt die Gäste der Preisverleihung 2011 in Bundesbauministerium [Quelle: Holger Koppatsch]

Abb. 8 Die Preisträger 2001 [Quelle: Holger Koppatsch]



Abb. 9 Wettbewerb Deutscher Landschaftsarchitektur-Preis [Quelle: bdla]

Einen Meilenschritt geht der Verband mit dem neuen Online-Portal Landschaftsarchitekturheute.de. Ziel ist, Landschaftsarchitektur »räumlich verortet, emotional ansprechend und fachlich fundiert« einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Die Grundlage bildet dabei eine umfassende Projekt- und Planerdatenbank, gespeist von Landschaftsarchitekten bdla (siehe dazu den Beitrag von Mario Kahl).

Service für Mitglieder

Bei der Ansprache der Mitglieder stehen mittlerweile die Onlinemedien im Vordergrund. Der regelmäßig erscheinende Newsletter informiert aktuell über alle einschlägigen Neuerungen.

Die Homepage des bdla www.bdla.de stellt zentrale, aktuelle Informationsangebote bereit. In der Rubrik »Campus LA« wird insbesondere für den studentischen Nachwuchs ein breites Informationsangebot zur Ausbildungssituation vorgehalten. Die Angebote der Job- und Praktikabörse runden das Angebot ab. Für den Austausch untereinander, also innerhalb der Mitgliedschaft, stehen das Bauleiter- oder auch das Landschaftsplanerforum bereit. Bei den zahlreichen Serviceangeboten für die Mitglieder sind auch die Printerzeugnisse zu nennen, mit denen für einzelne Arbeitsfelder geworben werden soll. Daneben gibt die Bundesgeschäftsstelle jährlich das Landschaftsarchitekten-Handbuch heraus sowie die vierteljährlich erscheinende Verbandszeitschrift »Landschaftsarchitekten« mit Schwerpunktthemen.

Veranstaltungen

Ein weiterer Schwerpunkt im Verband ist die Durchführung von Symposien, Kongressen oder auch Workshops zu aktuellen Themen. So war es 2012 mit Unterstützung des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung möglich, drängende Fragen der Energiewende sowie der Planung von Infrastrukturmaßnahmen in einem Salongespräch und Zukunftskongress zu thematisieren. Die Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung »Infrastruktur in der Landschaft nachhaltig gestalten« macht beispielhaft deutlich, wie gut der bdla vernetzt ist und welchen breiten Konsens er mit seiner Arbeit erzielt. Zu den alljährlichen Highlights unter den Fortbildungsveranstaltungen gehören die bdla-Bauleitergespräche, das bdla-Planerforum und das bdla-Wirtschaftsforum. Etabliert haben sich die »Gartenwelten«, eine bundesweite Veranstaltungsreihe der bdla-Landesgruppen im Rahmen ihrer bdla Öffentlichkeitsarbeit. Gegenstand sind von Landschaftsarchitekten geführte Spa-

ziergänge durch Werke und Objekte der Landschaftsarchitektur.

Engagierte Mitglieder bilden die Basis des bdla. Der gegenseitige Austausch zu Fachthemen, die Unterstützung von Kollegen untereinander und die gemeinsame Auseinandersetzung mit dem beruflichen Alltag sind die Säulen der Verbandsarbeit, sie machen das Verbandsleben im bdla aus.



Abb. 10 Gemeinsame Erklärung »Infrastruktur in der Landschaft nachhaltig gestalten«



Abb. 11 Gartenwelten, ein erfolgreiches Veranstaltungsformat der bdla-Landesgruppen [Quelle: bdla Berlin-Brandenburg]



Abb. 12 Ausschnitt aus dem Flyer zu Tätigkeitsfeldern von Landschaftsarchitekten [Quelle: bdla]



Abb. 13 Gartenwelten – Open Gardens in Thüringen [Quelle: bdla Thüringen]

Medien



Landschaftsarchitektur und Fachzeitschriften

Als sich vor mehr als hundert Jahren die Fachverbände gründeten, sei es als schöngestigte Vereine oder als berufsständische Organisationen, folgten bald Fachzeitschriften. Sie hatten die Aufgabe, als gedruckte Zeitschrift die Vereinspolitik bekannt zu machen, über das Berufsgeschehen und Techniken zu berichten. Die Zeitschriften waren schlicht die Presseorgane der jeweiligen Vereine. So ist es auch heute noch spannend und erhellend im Archiv nachzulesen, was vor langer Zeit in Sachen Gartenkunst, Parkgestaltung und Pflanzenverwendung geschrieben, oder noch wichtiger, zu erforschen, über was nicht berichtet wurde¹.

Von den Themen der ersten Zeitschriftenbände des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bis zur Umweltpolitik der 1960er-Jahre war ein großer Sprung. »Der Himmel über der Ruhr muss wieder blau werden!« Mit diesem visionären Ausspruch Willy Brandts 1961 in Bonn-Bad Godesberg begann 1961 in Deutschland der moderne Umweltschutz. Es dauerte bis zum 6. Juni 1986, als mit Walter Wallmann unter Bundeskanzler Helmut Kohl der erste Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit installiert wurde. Dies war nicht unbedingt in der Tradition des Natur- und Heimatschutzes im Sinne von Hermann Löns, der im Kern industrikritisch und naturromantisch war. Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl bescherte uns den Reak-

torsicherheitsminister. Die Reaktorkatastrophe von Fukushima bescherte uns die Energiewende, in der wir uns im Moment tummeln.

Robert Schäfer

Vor diesem Hintergrund ist es durchaus erstaunlich, dass sich Fachzeitschriften, die im Dritten Reich unter der Herrschaft der Nationalsozialisten allmählich verschwanden, Ende der 1940er-Jahre neu erfanden und fortan die Stadt und die Landschaft im Titel trugen. Beispielhaft sei hier die ehemalige »Gartenkunst« genannt, die 1948 als »Garten und Landschaft« wiedererstand. Dass die Hinwendung zur Landschaft auf nationalsozialistischen Ideen fußte, sei nicht unerwähnt. Wichtig ist jedoch heute, dass sich die Fachzeitschriften für Landschaftsarchitektur von ihrer Herkunft als gärtnerisch geprägte Fachorgane zu Publikationen entwickelt haben, die die ganze Bandbreite von Landschaftsgestaltung und Freiraumplanung abdecken – und natürlich die Gartenkunst als prägende Grundlage nicht ignorieren.

Mit dem Bundesnaturschutzgesetz, das 1977 in der Bundesrepublik endlich das Reichsnaturschutzgesetz von 1935 ablöste, wurde schließlich auch die Landschaftsplanung auf unterschiedlichen hierarchischen Ebenen etabliert. Dies hatte natürlich Auswirkungen auf die Fachzeitschriften in diesem Bereich, denn plötzlich wuchsen die Aufgaben und Zuständigkeiten, die Disziplin Landschaftsarchitektur gewann Aufmerksamkeit und fand ihren Platz in der Planungsrealität.

1 In der Deutschen Gartenbaubücherei sind etliche alte Zeitschriften digital einsehbar: <http://www.gartenbaubuecherei.de/digilinks.html#periodicals>



Abb. 1 Noch stapeln sich Fachzeitschriften in vielen Sprachen in den Büros der Landschaftsarchitekten. Doch wer nimmt sich die Zeit zum Lesen? [Quelle: Robert Schäfer]

Fand in den 1920er- und 1930er-Jahren, auch in der Nachkriegsaufbauzeit der 1950er-Jahre Stadtplanung in den wenigen Landschaftsarchitekturzeitschriften kaum Platz, so änderte sich dies Ende der 1970er- und in den 1980er-Jahren. Umwelt- und Freiraumplanung drängten in den Vordergrund, die Stadt als Lebensraum wurde thematisiert. Soziologische und politische Themen hielten Einzug als spätes Erbe der 68er Umwälzungen.

Und heute? Umweltschutz ist gesellschaftlich verankert, der Himmel über der Ruhr ist blau, die Montan-Ära ist Geschichte, das Ruhrgebiet als Motor der wirtschaftlichen Entwicklung ist schon lange eingerostet, der Klimawandel und die brisante Energiefrage dominieren die Diskussion in der Gesellschaft und in allen Planungsdiziplinen. Dies öffnet die Tür für grundlegende Auseinandersetzungen und Fragen: Was haben Landschaftsarchitekten mit den wichtigen Umwälzungen zu tun? Lässt sich der Anspruch aufrecht erhalten, als Generalplaner alles zu bündeln und dem Guten zuzuführen? Was kann die Profession leisten und was nicht?

Es gibt etwa 1 000 Landschaftsarchitekturbüros in Deutschland und geschätzt 10 000 Landschaftsarchitekten, Landschaftsplaner und ähnlich ausgebildete Fachleute. Das ist nicht viel. Und doch sind die Aufgaben, die auf alle Planer warten, immens. Nie war das Feld größer und fruchtbarer, auf dem wir uns tummeln. Und wohl noch nie war die Notwendigkeit so groß, Allianzen zu schmieden, Fachleute jeder Couleur ins Boot zu holen. Integration ist angesagt, flexible Antworten auf sich ständig ändernde Anforderungen.

Wie soll man heute dies alles in einer Fachzeitschrift dokumentieren und kommentieren? Die

Aufgaben werden einerseits vielfältiger, bunter, wichtiger, spannender. Die Akteure kommen andererseits aus vielen Lagern und arbeiten nur punktuell zusammen. Nun ist kaum eine Publikation denkbar, die alle Möglichkeiten und Facetten dieses aktuellen Geschehens zusammenbringt und dem Bauingenieur, dem Klimaforscher, dem Freizeitnutzungsforscher – um nur einige exemplarisch zu nennen – alles Wissenswerte bietet.

Was macht nun ein Fachzeitschriftenredakteur in seinem Job? Im Prinzip dasselbe wie jeder Redakteur bei einer Zeitschrift. Er ist Gatekeeper, hütet das Tor vor der Informationsflut und wählt für die Leserschaft das Wichtige, Aktuelle, Relevante aus. Das aktuelle Geschehen wird dokumentiert, Fakten werden recherchiert und in eine journalistische Stilform gekleidet: Nachricht, Bericht, Reportage, Kommentar oder Interview. Gelegentlich berichten Planer selbst aus ihrer Ideenwelt, doch üblicherweise berichten die Redakteure und die freien Mitarbeiter, das sind in der Regel angelernte, sehr schlecht entlohnte schreibende Fachleute, über das Fachgeschehen oder über Projekte. Tagungen, Kongresse, Seminare sind gute Informationsquellen, weil sich dort unter den Referenten und Teilnehmern oft Meinungsbildner finden, die Anstoß geben für neue Themen. Natürlich kann eine monatlich erscheinende Fachzeitschrift nicht tagesaktuelle Themen aufgreifen. Daher sind Hintergrundberichte gefragt, die im Idealfall das Fachgeschehen einordnen, Trends und Tendenzen erkennen, beschreiben und kommentieren.

Handelt es sich um eine freie Zeitschrift, kann sich die Redaktion ganz in den Dienst des Lesers stellen und frei über alles Wichtige berichten im Rahmen der journalistischen Sorgfalt-

pflicht. Anders dagegen bei den Zeitschriften, die an einen Verein oder Verband gebunden sind, gelegentlich auch von diesen finanziert werden. Hier verschwimmen die Grenzen zwischen unabhängiger Berichterstattung und interessengelenkten Berichten. Dabei handelt es sich oft um Public Relations (PR) und Marketing, also der Firmen-PR vergleichbar, von der sich ein gelernter Journalist in der Regel fernhalten möchte. Möchte, aber zunehmend nicht kann, wie ein Blick auf die sich drastisch ändernden Bedingungen am Zeitschriftenmarkt zeigt. Klassischerweise finanzieren sich Fachzeitschriften aus Anzeigeneinnahmen und Abonnementserlösen. Die Budgets der Werbetreibenden schrumpfen und immer mehr Geld fließt in Direktmarketing oder Online-Werbeformen. So ist die Fachzeitschriftenbranche dabei, fieberhaft andere Angebote zu entwickeln. Das reicht von Werbeagenturtätigkeit über Firmenzeitschriften, Seminaren, auch Webinars, über Broschüren und Fachtagungen. Die Gefahr dabei liegt auf der Hand. Journalisten, die zugleich Geschäfte machen, Kundendienstleistungen erbringen, sind nicht mehr unabhängig in ihrer Entscheidung und Urteilstkraft. Das Berufsbild wandelt sich somit. Nicht mehr der kritische frei denkende und analysierende Journalist arbeitet in einer Fachredaktion, sondern eher ein marktaffiner Projektleiter. Skeptisch wird zu beobachten sein, welche journalistische Qualität bei den sich abzeichnenden Bedingungen noch aufrechtzuerhalten ist.

Außerdem ist derzeit eine weitere Zäsur in der Fachzeitschriftengeschichte festzustellen. Die gedruckte Zeitschrift wird als Marke weiter bestehen, auch wenn die Abonnementzahl schwundet. Es ist vielmehr das breite Angebot an Medien, gedruckt oder digital, zusammen mit den vielfältigen Dienstleistungen für den Markt, die



Abb. 2 Großer Beliebtheit erfreuen sich Fachausstellungen, sofern sie attraktiv und multimedial aufbereitet sind, wie hier im Louisiana Museum bei Kopenhagen. [Quelle: Robert Schäfer]

einen Fachinformationsanbieter zunehmend ausmachen.

Ob es dann noch Nachfrage nach bestimmten Haltungen und unabhängigen Meinungen geben wird, an Kritik und Kommentaren, an denen sich eine Disziplin wie die Landschaftsarchitektur orientieren kann? Wahrscheinlich findet dieser Bereich des Journalismus in großer Pluralität, aber in immer weiter gefassten digitalen Welten statt. Vielleicht entstehen aber doch wieder Medien, die das Geschehen zusammenfassen und für bestimmte Interessengruppen aufbereiten und die zu bezahlen nicht mehr so abwegig erscheinen wird wie heute noch manche meinen.

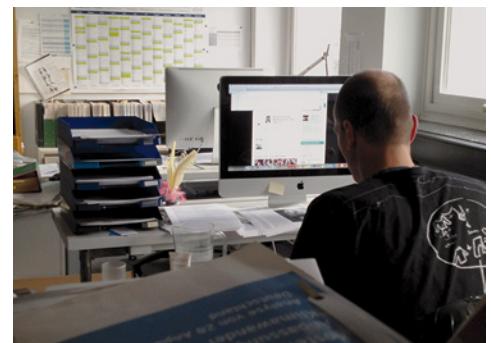


Abb. 3 Der Fachredakteur schreibt heute für gedruckte Medien wie für Online-Angebote. Er soll unabhängig berichten und dennoch sehr eng am Markt agieren – ein Spagat, der kaum noch zu schaffen ist. [Quelle: Robert Schäfer]

Film und die Schichten der Erkenntnis

Susanne Isabel Yacoub

Das Kino hat längst Parks und Gärten für Metaphern entdeckt. Bei Alain Resnais wird ein schattenloser Barockpark [1], in schwarz-weiß gedreht, zum Sinnbild für die surreale Gedankenwelt des Filmhelden, während bei Peter Greenaway idyllische Parkszenen [2] die makabre absolutistische Ständegesellschaft kontrastieren. Umgekehrt trifft selten zu, dass Landschaften von der Macht der Filmbilder profitieren. Im Genre des Architekturfilms und in der Welt der Architekturfilmfestivals spielen Planung und ihre Produkte, seien es nun Stadtplätze, Industriefolgelandschaften, temporäre Freiräume, selbst die aufregend modernen Parkschöpfungen der Gegenwart zu wenig die Hauptrolle.

Neue Orte der Stadtgesellschaften, rasant wachsende Metropolenregionen oder die abseits von Ballungsräumen schrumpfenden Zonen, erst recht die von Verkehrsinfrastrukturen zerschnittenen Landschaften seien zu komplex, um allein mit Sprache beschrieben zu werden, so Landschaftsarchitekten über ihre Handlungsfelder.

Filme bieten eigentlich die zweitbeste Möglichkeit, Landschaftsarchitektur erfahrbar zu machen, besser ist nur der direkte Besuch. Raumgefühl, Zeitdimension oder die Interaktion zwischen Nutzer und Ort lassen sich mit Hilfe einer Kamerafahrt anders erfassen als mit Fotos.



Abb. 1 Filmstill aus »Schloss Freudenstein«. Preisgekrönter Schlosshof von Birgit Hammer landschafts.Architektur [Quelle: LANDSCHAFTSARCHITEKTUR + VIDEO, Oliver Lechner]

In ihrem bewegten Modus entspricht die Kamera dem Landschaftserleben des modernen Menschen, der meistens in schnellen Fortbewegungsmitteln Landschaft durchmisst, gar überfliegt. Auch ein Park muss durchschritten werden, um Inszenierungen erleben zu können. Umgekehrt nutzen manche Entwerfer story boards, ein Instrument des Films, um die Abfolge von Szenen zu testen.

Zunehmend interessanter entdeckt die Profession das Filmen. Angehende Landschaftsarchitekten verfassen am Media Lab der Zürcher ETH seit Jahren ihre präzisen Analysen als Video [3]. Im Auftrag der Stadt Bremen offenbarten Filme [4], was Wahrzeichen im Stadtbild auslösen, ein Auftakt zu neuen Wegen im Tourismus. Zur medialen Bestandsaufnahme forderte Hamburg auf beim Otto Linne Preis 2011, dem Wettbewerb für Studenten und Absolventen. Umgehend stellten Teilnehmer diese Filmclips bei YouTube ein. Landschaftsarchitektur im Netz wird zum Selbstläufer. Auch die Filme [5] zum Deutschen Landschaftsarchitekturpreis fanden schnell eine eigendynamische Verbreitung in Online-Architekturmagazinen, wurden über Newsletter gepostet. Dann überraschte 2012 der Lenné-Preis, wichtigster internationaler Nachwuchswettbewerb, mit Videos zu Juryentscheidungen und Siegerteams aus aller Welt.

Jenseits von Fachdiskussionen und Planungs horizonten gelingt es Film auf einer ganz konkreten Ebene, Landschaftsarchitektur transparent zu machen, sie ins Bewusstsein der Gesellschaft zu holen. Die Dokumentation »Gartenstädte in Brandenburg – Zwischen Idyll und Aufbruch« [6] spürt der ambivalenten Entwicklung dreier Orte nach, ausgehend von ihrer großartigen ideellen Vergangenheit bis zur teils ernüchternden Gegenwart. Blicke über Gartenzäune überprüfen, warum Bilderbuchsanierungen mancherorts nicht ausreichen. Begegnungen mit engagierten Bewohnern bieten ermutigende Ausblicke.



Abb. 2 Filmstill aus »Gartenstädte in Brandenburg«. Garten in der Obstbaukolonie Eden bei Oranienburg [Quelle: LANDSCHAFTSARCHITEKTUR + VIDEO, Susanne Isabel Yacoub]

Prozessen folgen, nachdem eine Planung schon lange abgeschlossen ist, Verständnislosigkeit überbrücken – Filme durchbrechen Wahrnehmungsmuster, fördern den Dialog mittels Dramaturgie, Blickwinkel, Bildausschnitt, Interviews, emotionaler Anteilnahme. Für die Filmemacher Lauinger und Kunle gehört zum Film stets das Publikumsgespräch danach. Mit Themen von durchdringender Offenheit und mit entwaffnenden Interviews schuf sich die Berliner *Sein im Schein* Filmproduktion ihr Publikum für tagebaubedingte Landschaftszerstörung oder wegweisende Projekte an den Rändern der Gesellschaft [7].

Wohl ist ein derzeitiger Trend zum Fünf-Minuten-Film, jederzeit schnell erfassbar und abrufbar, hinterfragbar, aufzuhalten ist er nicht. Vom Gegenöffentlichkeit schaffenden Video auf YouTube über die Kommunikationswege des So-

cial Media bis hin zur Gerätebedienungsanleitung ist der Griff zum Film bereits alltäglich. Mobile Telefone mit Videofunktion machen es möglich. Neue Sehgewohnheiten nutzend, kann Film inspirierend vielschichtig Landschaftsarchitektur und ihre gesellschafts- und städteformende Position kommunizieren.



Quellen

- [1] Letztes Jahr in Marienbad; F, I 1961; Regie: Alain Resnais, Drehort Nymphenburger Schlosspark
- [2] Der Kontrakt des Zeichners; GB 1982, Regie: Peter Greenaway, Drehort Groombridge, Kent
- [3] Christophe Girot (Hrsg.), Sabine Wolf (Hrsg.): Cadrages II. Blicklandschaften. Landschaft in Bewegung. Zürich: gta Verlag 2010
- [4] Verstecktes Glück; Regie: Arlett Gehrke, Endrik Kapteina, 2010, video_zone des Lehrgebiets für Landschaftsarchitektur und Entwerfen, ILA Leibniz Universität Hannover
- [5] Park am Nordbahnhof; Schloss Freudenstein; LANDSCHAFTSARCHITEKTUR+VIDEO, Berlin 2011, im Auftrag des BDLA. www.laview.de
- [6] Gartenstädte in Brandenburg, Zwischen Idyll und Aufbruch; D 2011; Regie: Martina Hiller von Gaertingen, Susanne Isabel Yacoub. In Kooperation mit Kulturland Brandenburg und Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur (DGGL). Berlin: I & h Verlag 2011
- [7] Wir könnten auch anders. D 2012; Regie: Daniel Kunle, Holger Lauinger im Auftrag von ZDF, Das kleine Fernsehspiel. www.sein-im-schein.de

Landschaftsarchitektur online kommunizieren

Trotz seiner erst relativ kurzen Existenz sind die vielfältigen Möglichkeiten des Internets aus dem Arbeitsalltag von Landschaftsarchitekten nicht mehr wegzudenken. Zur Selbstdarstellung, zur Informationsgewinnung und -vorhaltung und zur schnellen Datenübermittlung wird es tagtäglich eingesetzt. Deswegen ist dies erst recht für einen Berufsverband ein wichtiges Medium, um seinen vielfältigen Aufgaben nachzukommen.

Im Zeitalter des GeoWeb und unseres *Digital Lifestyle* vollzieht sich auch in der Landschaftsarchitektur ein epochaler Umbruch. Die vielfältigen Kommunikationskanäle des Internets rücken in das Zentrum der Marketingstrategien. Landschaftsarchitektur sollte demnach online

etabliert werden. In der Folge werden einzelne Projekte als *Points of Interest* mittels der Location Based Services jederzeit und überall virtuell erlebbar sein.

»Räumlich verortet, emotional ansprechend, fachlich fundiert« Landschaftsarchitektur zu vermitteln, das ist auch das Ziel des Bundes Deutscher Landschaftsarchitekten mit seinem Web-Portal Landschaftsarchitektur-heute.de. Die Grundlage bildet eine umfassende Projekt- und Planerdatenbank, in die Landschaftsarchitekten ihre Projekte einspeisen. Damit wird ein zentraler Ansatz des Web 2.0 für die Präsentation von Landschaftsarchitektur operationalisiert – eine Autoren-Community generiert, teilt

Mario Kahl

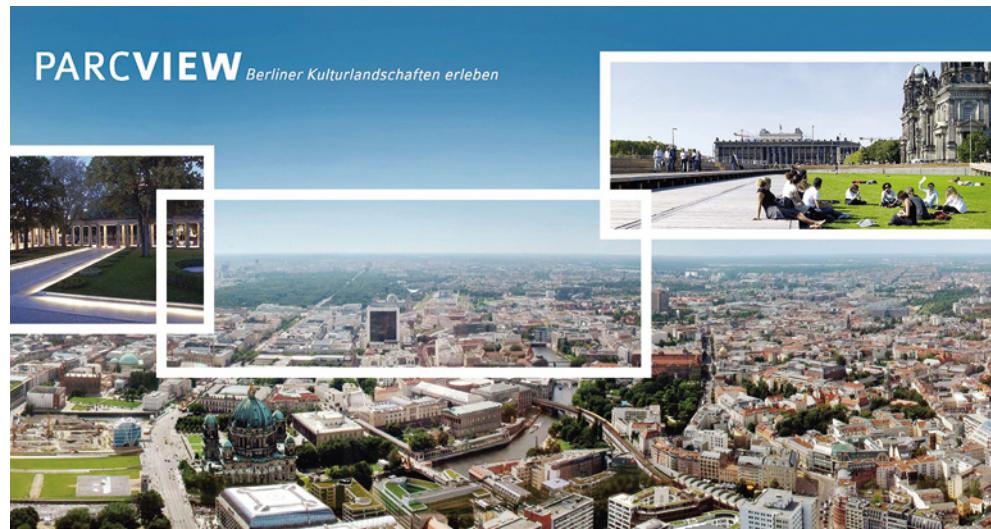


Abb. 1 ParcView.de positioniert die Berliner Landschaftsarchitektur in der kulturellen Textur der Metropole
[Quelle: bdla 2012]



Abb. 2 Mobile Webseiten für ParcView und Landschaftsarchitektur heute ergänzen die klassischen Desktop-Angebote [Quelle: Perspektivmedien 2012]

und aktualisiert den Web-Inhalt. Mit diesem Online-Informationsangebot zu aktueller Landschaftsarchitektur vollzieht der Verband im Jahr seines 100jährigen Bestehens einen weiteren Schritt in seiner Web-basierten Kommunikation [2].

Wissend darum, dass das Medium allein keine Aufmerksamkeit schafft, werden mit intuitiv-spielerischer Bedienung und visueller Präsentation Angebote geschaffen, die das Interesse der interessierten Öffentlichkeit wecken. Themencluster bilden die Grundlage der Informationsvermittlung und schärfen das Verständnis für Landschaftsarchitektur. Sie werden in Form von räumlich konkreten, virtuell erfahrbaren Online-Ausstellungen übersetzt. Dazu wird das jeweilige Thema redaktionell vorgestellt und mit thematisch passenden Projekten aus der Datenbank inszeniert. Das Erleben von Landschaftsarchitektur zeichnet sich durch besondere Erzählweisen aus: die Galerie, die Story, die Zeitblende und den virtuellen Rundgang durch das Projekt.

Diesen Ansatz hat der bdla bereits mit dem Portal ParcView.de erfolgreich etabliert [1]. Hier schärfen kulturelle Cluster das Verständnis für aktuelle Landschaftsarchitektur durch das Aufzeigen von Bezügen zu Kulturgütern und Kultureinrichtungen. Mit den Clustern »Berliner Mauerstreifenparks« oder den »Gärten der Museen und Galerien« wird in der Hauptstadt eine breitenwirksame Informationsvermittlung realisiert, die durch die Kooperation mit dem offiziellen

Berliner Tourismusportal weit über die klassischen garten-, architektur- oder kulturaffen Zielgruppen hinausreicht.

Die Portale ParcView.de und Landschaftsarchitektur-heute.de werden mit mobilen Websites kombiniert, die typische Nutzerbedürfnisse wie »Welche Orte aktueller Landschaftsarchitektur kann ich in der Nähe anschauen?«, »Wie komme ich dorthin?« und »Kann ich vor Ort mehr erfahren?« unterstützen. Die jeweilige Web-App kann über den Browser eines Smartphones mit Internetzugang kostenfrei für Erkundungstouren eingesetzt werden.

Die neue Online-Marke »Landschaftsarchitektur heute« wird dabei selbstverständlich mit den Social-Media-Kanälen wie Facebook sowie spezifischen Newsletter-Modulen kombiniert. Es besteht die Vision, dass sich die bundesweite Projektdatenbank zu einem renommierten Online-Archiv für Landschaftsarchitektur entwickeln wird, zumal eine derartige Plattform im Internet noch nicht vertreten ist. 

Literatur

- [1] Schoelkopf, Petra: Landschaftsarchitektur emotional präsentiert. Mit ParcView.de neue Wege der Online-Kommunikation gestalten. Stadt+Grün, 61 (2012), Nr. 11, S. 49–54
- [2] Kahl, Mario: Online-Kommunikation 2012, Landschaftsarchitekten, 2009, Nr. 2, S. 22–23

Anhang

Autorenverzeichnis

Moritz Ahlert ma@friedrichvonborries.de	Architektur/Stadtplanung/Grafik
Thomas Michael Bauermeister, Dipl.-Ing. bauermeister@gruppf.com	Freier Landschaftsarchitekt Teilhaber von gruppeF Landschaftsarchitekten Freiraumentwicklungskonzepte, Qualifizierung öffentlicher Räume, Partizipation, Kinder- und Jugendorte, Bewegungsbaustellen
Carlo W. Becker, Dr. Ing. Becker@bgmr.de	Landschaftsarchitekt Büroinhaber Becker Giseke Mohren Richard bgmr Landschaftsarchitekten Berlin-Leipzig Vertretungsprofessur Landschaftsplanung und Freiraumgestaltung Brandenburgische Technische Universität Cottbus Zahlreiche Forschungsvorhaben und Projekte zu strategischen Fragen der zukunftsorientierten Stadt- und Freiraumentwicklung
Katja Benfer, Professor Dipl.-Ing. benfer@bbzl.de	Freischaffende Landschaftsarchitektin Planung und Gestaltung von öffentlichen Räumen, Grünzügen, Parks und Platzanlagen, Büro bbzl – böhm benfer zahiri landschaften städtebau in Berlin; Professur am Institut für Landschaftsarchitektur, Leibniz Universität Hannover
Ulrike Böhm, Professor Dipl.-Ing. boehm@bbzl.de	Freischaffende Landschaftsarchitektin bdla Planung und Gestaltung von öffentlichen Räumen, Grünzügen, Parks und Platzanlagen, Büro bbzl – böhm benfer zahiri landschaften städtebau in Berlin; Professur Fachgebiet Landschaftsarchitektur Entwerfen an der TU Kaiserslautern.
Friedrich von Borries, Professor Dr. Dipl.-Ing. info@friedrichvonborries.de	Architekt und Professor für Designtheorie und kuratorische Praxis an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg.
Carmen Dams, Dipl.-Ing., Dipl.-Ing. (FH)	Landschaftsarchitektin Leiterin des Amtes für Grünanlagen, Forsten und Landwirtschaft der Landeshauptstadt Saarbrücken Mitglied im Vorstand des GALK e.V., der DGGL Saar-Mosel und Mitglied in der DASL (Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung)

Jan Dieterle, Dipl.-Ing.
dieterle@flux-la.de

Landschaftsarchitekt
Landschaftskonzepte, Freiraumplanung und Städtebau, spezieller thematischer Schwerpunkt Wasserlandschaften

Tore Dobberstein, Diplom-Kaufmann
dobberstein@complizen.de

Partner bei complizen Planungsbüro und Dozent am Institut für Europäische Urbanistik der Bauhaus-Universität Weimar.
Bearbeitet die Themen Moderation von Planungsprozessen, wirtschaftliches Interesse am Öffentlichen Raum, Sport und Stadtentwicklung

Martin Ernerth, Dipl.-Ing.
martin@ernerth.de

Landschaftsarchitekt
Seit 1990 freiberuflich in Berlin tätig
Schwerpunktthema historische Friedhöfe
Mitglied im Fachbeirat der Stiftung Historische Kirchhöfe in Berlin-Brandenburg
Vorstandsmitglied der asce – association of significant cemeteries of europe
Vorstandsmitglied des ag friedhofsmuseum berlin e. V.

Markus Gnüchtel
markus.gnuechtel@gtl-duesseldorf.de

Freier Landschaftsarchitekt, BDLA, DGNB
Planer im öffentlichen Raum,
Arbeitsumfeld im Industriebau, Corporate Gardens,
DGNB Auditor Neubau Stadtquartiere,
Laufen und Tangotanzen

Thomas Hauck
thomas.hauck@wzw.tum.de

Landschaftsarchitekt und Künstler
Akademischer Oberrat am Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und öffentlichen Raum an der Technischen Universität München
Partner im Büro Polinna Hauck Landscape+Urbanism
Mitglied der Künstlergruppe Club Real

Stefanie Hennecke,
Professorin Dr.-Ing.

Fachgebiet für Freiraumplanung
Universität Kassel
Auseinandersetzung mit der Geschichte, Gestaltung und Nutzung öffentlichen Stadtgrüns

Jens Henningsen, Dipl.-Ing. FH
Landespflege, Dipl.-Wi. Ing. (FH)
info@henningsen-berlin.de

Seit 1992 Büroinhaber, Schwerpunkte Grüne Ökonomie, Umsetzende Gartendenkmalpflege, Zeitgenössische Freiraumplanung
bdla-Fachsprecher Ökonomie

Wolfram Höfer, Professor Dr.-Ing.
whofer@sebs.rutgers.edu

Landschaftsarchitekt
Rutgers, The State University of New Jersey
Professur für Landschaftsarchitektur mit Schwerpunkt auf Nachnutzung im urbanen Verflechtungsraum

Martin Janotta, Dipl.-Ing.

Landschaftsplanung, Landschaftsarchitekt
Geschäftsführer FUGMANN JANOTTA bdla seit 1986
Landschafts- und Umweltplanung, Ökologische Konzepte, Umweltverträglichkeit, Regionalmanagement, Moderation
Klima-ExWoSt Bad Liebenwerda, Flächensicherung WRRL Land Brandenburg, Wettbewerb LandZukunft des BMLEV für LK OPR, Landschaftsrahmenplanung Altmarkkreis Salzwedel

Almut Jirku
a.jirku@berlin.de

Studium der Landespflege in Hannover, Berufstätigkeit in Hamburg und Berlin; Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Berlin, Institut für Landschafts- und Freiraumplanung 1985–1990; seit 1992 im Wettbewerbsreferat der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung.
Zahlreiche Veröffentlichungen, Gastkritiken und Vorträge. Seit Anfang 2008 Beisitzerin im Präsidium des BDLA

Mario Kahl, Dipl.-Ing.

1988–1995 Studium der Freiraum- und Landschaftsplanung an der Universität Hannover
1995–1996 Universität Bochum
1992–1997 Mitarbeiter der Planungsgruppe Ökologie + Umwelt, Hannover
Seit 1997 Fachreferent, Bund Deutscher Landschaftsarchitekten, Berlin

Regine Keller, Prof. Dipl.-Ing.
www.lao.ar.tum.de

Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin
Professorin am Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und öffentlichen Raum an der Technischen Universität München (TUM)
Geschäftsführerin im Büro Keller Damm Roser Landschaftsarchitekten
Stadtplaner
Seit 2011 Vizepräsidentin für Studium und Lehre der TUM

Andreas Kipar, Dr.(I) Arch. Dipl.-Ing.
www.landsrl.com
www.kiparlandschaftsarchitekten.de
www.greencity-italia.com

Landschaftsarchitekt BDLA/AIAPP
Andreas Kipar lebt und arbeitet zwischen Mailand, dem Ruhrgebiet und Berlin. Studium der Landschaftsarchitektur 1980–1984 an der Universität GHS Essen, 1989–94 Architektur und Städtebau an der Universität Politecnico Milano.
Gründer und Direktor der Gruppe LAND (Landscape – Architecture – Nature – Development), an den Standorten Mailand, Rom und Cagliari sowie mit kiparlandschaftsarchitekten in Duisburg multidisziplinäre Auseinandersetzung mit der Verzahnung von Landschaftsarchitektur und Städtebau.
Lehrbeauftragter für Landschaftsarchitektur an der Universität Genua, Visiting Professor an den Universitäten Rom, Neapel Cagliari, seit 2009 Lehre am Mailänder Politecnico »Public Space Design«.
Andreas Kipar ist Gründungsmitglied und Vorsitzender der italienischen Vereinigung GreenCity Italia, Mitglied im Kuratorium der Stiftung Die Grüne Stadt und Präsidiumsmitglied im Bund Deutscher Landschaftsarchitekten, BDLA.

Ingo Kowarik, Prof. Dr.

Institut für Ökologie der Technischen Universität Berlin, Rothenburgstr. 12, 12165 Berlin

Stefanie Krebs, Dr.

stefanie.krebs@freiraum.uni-hannover.de
www.tonspur-stadtlandschaft.de

Dr. Stefanie Krebs ist Landschaftsarchitektin und Fachjournalistin. An der Leibniz Universität Hannover leitet sie das Projekt »Tonspur Stadtlandschaft«.

Planungspraxis in der Stadt, Regional- und Landschaftsplanung verbindet sie mit langjähriger Erfahrung in Forschung, Lehre und Kommunikation. Sie ist Mitbegründerin des interdisziplinären Arbeitskreises Landschaftstheorie. Als Gastprofessorin lehrte sie u.a. Theorie der Landschaftsarchitektur an der Universität für Bodenkultur, Wien sowie an der Universität Kassel. Sie studierte Landschafts- und Freiraumplanung an der Universität Hannover und an der Heriot-Watt-University Edinburgh/Großbritannien.

Rita Lex-Kerfers

mail@lex-kerfers.de

Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin

Gemeinsames Planungsbüro mit Robert Kerfers

Vorwiegend Kommunale Freiraumplanungen, Strukturuntersuchungen, Rahmenpläne

Frank Lohrberg, Professor Dr.-Ing.

lohrberg@la.rwth-aachen.de

Freier Landschaftsarchitekt

RWTH Aachen Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur

lohrberg stadtlandschaftsarchitektur, Stuttgart

Christa Müller, Dr.

www.anstiftung-ertomis.de
www.urban-gardening.eu

Dr. Christa Müller ist Soziologin und Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis. Sie lehrt an verschiedenen Hochschulen und forscht zu nachhaltigen Lebensstilen und neuen Wohlstandsmodellen. 2011 gab sie das Buch »Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt« heraus und co-kuratierte die Ausstellung »Die Produktive Stadt – Designing for Urban Agriculture« (TU Berlin und TU München). Im Frühjahr erscheint von ihr »Die Stadt der Kommunisten« (mit Andrea Baier und Karin Werner) über neue urbane Räume des Selbermachens (transcript Verlag).

Ingeborg Paland

info@bdla.de

Juristin

Bundesgeschäftsführerin Bund Deutscher Landschaftsarchitekten in Berlin

Juliane Pegels, Dr.-Ing., MSUP (USA)

pegels@stadtforischen.de

Selbstständige Stadtplanerin und -forscherin im Büro stadtforischen.de

langjährige Lehr- und Forschungserfahrung im In- und Ausland

Forschungsschwerpunkt: öffentlich zugängliche Stadt- und Freiräume

Dieter Pfrommer, Dipl.-Ing.(FH)

d.pfrommer@pfrommer-roeder.de

Freier Landschaftsarchitekt bdla

Pfrommer + Roeder – Stuttgart

Martin Prominski, Prof. Dr.
martin.prominski@freiraum.uni-hannover.de

Seit 2009 Professur »Urbane Landschaftsentwicklung« und Leitung des Fachgebietes »Entwerfen urbaner Landschaften«, Leibniz Universität Hannover
2003 – 2009 Verwaltung der Professur »Freiraumplanung, Entwerfen und städtische Entwicklung«, Institut für Freiraumentwicklung, Leibniz Universität Hannover und Juniorprofessor für »Theorie aktueller Landschaftsarchitektur«, Institut für Landschaftsarchitektur, Leibniz Universität Hannover
2003 Promotion zum Dr. Ing: »Komplexes Landschaftsentwerfen«
Juni 1998 – Juni 2003 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Berlin, Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung, Fachgebiet Objektplanung, Prof. Loidl
Februar 1998 – Juni 1998 Hargreaves Associates, Landscape Architects and Planers, Cambridge/Massachusetts
Studium in Berlin, Greenwich und Harvard

Gabriele Pütz, Dipl.-Ing.

Freie Landschaftsarchitektin
Gründung des Landschaftsarchitekturbüros gruppeF 1992, seitdem Mitinhaberin des Büros;
Lehrtätigkeit an der TU Berlin (u. a. Theorie der Landschaft, Landschaftsästhetik); Lehrtätigkeit an der HTW Dresden (Projektmanagement);
Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen;
Mitglied SRL und BDLA

Till Rehwaldt, Dipl.-Ing.
mail@rehwaldt.de

Freier Landschaftsarchitekt BDLA
Projekte im öffentlichen Raum – Parkanlagen, Platzflächen, Gestaltungsleitbilder

Ines-Ulrike Rudolph,
Dipl.-Ing. Architektur
ines-ulrike.rudolph@tempelhof-projekt.de

2000: Gründung von tx – büro für temporäre architektur, Berlin
Seit 2010 Projektmanagerin bei der Tempelhof Projekt GmbH für Planung & Entwicklung mit Pionierprojekten

Robert Schäfer,
Dipl.-Ing. Landschaftsplanung

Studium Landschaftsplanung an der TU Berlin 1974 – 1979, Abschluss Dipl.-Ing. Landschaftsplanung
Aufbaustudium Kommunikationswissenschaft an der Universität Hohenheim 1979 – 1981, Abschluss Diplom-Journalist
Volontariat und Jungredakteur bei der Zeitschrift »natur», München, 1982 – 1984
Seit 1.10.1984 Chefredakteur von »Garten+Landschaft«
1992 Gründung von »Topos«, European Landscape Magazine, heute »The International Review of Landscape Architecture and Urban Design«
seither Chefredakteur beider Zeitschriften

Imma Schmidt
www.imma-schmidt.de

Imma Schmidt, Landschaftsarchitektin AKNW, ist seit mehr als 20 Jahren Fachjournalistin und Autorin für Landschaftsarchitektur, Gartenkultur und -kunst. Sie projektierte unter anderem die Stiftung Schloss Dyck und die Straße der Gartenkunst zwischen Rhein und Maas und entwickelte die NRW-Gartenschau 2002 (Dezentrale Landesgartenschau Düsseldorf-Mittlerer Niederrhein) mit. Zudem leistete sie unterschiedliche Beiträge zu NRW-Regionalen. Nach knapp zwei Jahren als Pressesprecherin des BUND-Niedersachsen war sie bis Ende 2010 Pressesprecherin der Landesgartenschau Bad Essen 2010 im Osnabrücker Land. Derzeit ist sie Pressesprecherin der Landesgartenschau Papenburg 2014

Brigitte Scholz, Professor Dipl.-Ing.
brigitte.scholz@alanus.edu

Studium Landschafts- und Freiraumplanung Universität Hannover
Forschungsprojekt »Kooperativer Umgang mit einem knappen Gut«
Projektleiterin Internationale Bauausstellung (IBA) Fürst-Pückler-Land
2000-2010
Professorenstellenvertretung Regionalplanung BTU Cottbus
Seit 2012 Alanus-Hochschule Lehrgebiet Gemeinschaftsorientierte
Projektentwicklung / Master Prozessarchitektur

Thies Schröder

Thies Schröder studierte Landschaftsplanung an der Technischen Universität Berlin. Fachjournalist, Redakteur und Autor im Bereich Landschaftsarchitektur, Städtebau und Regionalentwicklung. Entwickelt und betreut Kommunikationsprodukte und -konzepte in Zusammenarbeit mit privaten und öffentlichen Auftraggebern. Schröder leitet die Agentur ts|pk thies schröder planungskommunikation und den L&H Verlag in Berlin und ist Geschäftsführer der Ferropolis GmbH – Museum und Veranstaltungen in Gräfenhainichen, Sachsen-Anhalt

Maria Spitthöver, Prof. Dr. Ing. Habil.
spitthoever@uni-kassel.de

Universität Kassel, Fachbereich Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung
Fachgebiet Freiraumplanung bis 2012
Schwerpunkt nutzerorientierte Freiraumplanung

Gabor Stark, Dipl.-Ing. Architektur
gstark@ucreative.ac.uk

2000: Gründung von tx – büro für temporäre architektur. Berlin
Seit 2007 Senior Lecturer an der Canterbury School of Architecture / University for the Creative Arts

Antje Stokman
antje.stokman@ilpoe.uni-stuttgart.de

Professorin und Leiterin des Instituts für Landschaftsplanung und Ökologie an der Universität Stuttgart
Mitglied im STUDIO URBANE LANDSCHAFTEN – Plattform für Forschung, Praxis, Lehre
Landschaftsarchitektin mit Schwerpunktthema Gestaltung von Infrastruktur in der Landschaft, Fokus urbane Wasserlandschaften im internationalen Kontext

Friedhelm Terfrüchte,
Dipl.-Ing. Landschaftsarchitekt
AKNW | BDLA | DASL
terfruechte@ntp-essen.de
www.ntp-essen.de

Davids | Terfrüchte + Partner
Landschaftsarchitektur – Umweltplanung – Stadtentwicklung

Doris Törkel,
Dipl.-Ing. Landschaftsarchitektin
doris.toerkel@duesseldorf.de

Studium TU Berlin. Freiberufliche Tätigkeit als Landschaftsarchitektin.
Wissenschaftliche Assistentin Universität Dortmund, Fakultät Raumplanung, Fachgebiet Städtebau und Bauleitplanung. Leitung Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld, seit April 2013 Leitung des Garten-, Friedhofs- und Forstamtes der Stadt Düsseldorf

Donata Valentien, Prof. Dipl. Gtn.
donata.valentien@yahoo.de

Honorarprofessorin Universität Stuttgart Hohenheim und TU München
Büro für Landschaftsarchitektur und Stadtplanung

Anna Viader Soler
info@annaviader.com

Freie Architektin und Landschaftsarchitektin.
Lehrtätigkeit: 2004 – 09 TU Dresden, Institut für Landschaftsarchitektur.
2010 – 2011 Barcelona Institute of Architecture. 2011 – 2012 Institut für Landschaftsarchitektur der Leibniz Universität Hannover.
Co-Kuratorin Ausstellung »Wiederkehr der Landschaft«

Udo Weilacher,
Prof. Dr. sc. ETH Zürich
weilacher@lai.ar.tum.de

Landschaftsarchitekt
Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und industrielle Landschaft an der TU München. Forschung und Lehre zu den Themen Entwerfen, bildende Kunst und Landschaftsarchitektur, Geschichte und Theorie aktueller Landschaftsarchitektur

Barbara Willecke, Dipl.-Ing.
info@planungsfreiraum.de

Landschaftsarchitektin BDLA, Berlin und Köln
Objektplanung und -realisierung, gendergerechte Beteiligungsprojekte, moderierte Planungsprozesse, interdisziplinäre Konzepte, nutzungsorientierte Soundscapes und Ausstattungen für städtische Räume

Susanne Isabel Yacoub
susa.yacoub@laview.de

Ausbildung und Berufstätigkeit als Gärtnerin im organischen Landbau
Studium der Landschaftsarchitektur an der TU Berlin
Seit 1997 Filme, Öffentlichkeitsarbeit, Fachjournalismus unter dem Namen LANDSCHAFTSARCHITEKTUR+VIDEO
2011 Mitbegründerin von UrbanFilmLab e.V., Filme und Veranstaltungen zu Architektur und Raum

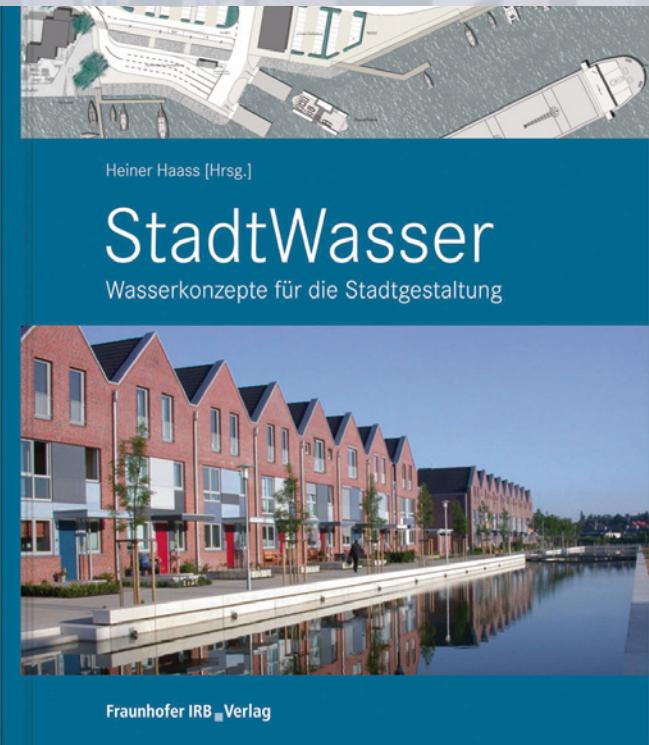
Cyrus Zahiri, Dr. Dipl.-Ing.
zahiri@bbzl.de

Freischaffender Architekt,
wissenschaftliche Mitarbeit an der Universität Kassel Fachgebiet Städtebau bis 2007; Planung und Gestaltung von öffentlichen Räumen, Parks und Platzanlagen; Erstellung städtebaulicher Konzepte, Büro bbzl – böhm benfer zahiri landschaften städtebau in Berlin

StadtWasser

Wasserkonzepte für die Stadtgestaltung

Heiner Haass [Hrsg.]



StadtWasser

Wasserkonzepte für die Stadtgestaltung

Hrsg.: Heiner Haass

2010, 221 Seiten, zahlr. farb. Abb., Geb.

ISBN 978-3-8167-8108-0

Wasser im Stadtraum ist ein Element urbaner Qualität, das neben seiner Funktion als Trink- und Brauchwasser Stadträume gliedert, strukturiert und belebt. Hinzu kommt eine ökologische Komponente, daher ist eine ganzheitliche Betrachtung des Wassers im Stadtraum notwendig.

Brunnen, Wasserläufe und Becken/Bassins zeigen in diesen kleinen aber vielfältigen Vorkommen große stadträumliche Wirkung. Neben den künstlichen und gebauten Wasseranlagen spielen die natürlichen Gewässer, wie Seen, Flüsse und Bäche oder Meeresküsten eine große Rolle. Wasserfronten von Städten an Gewässern werden zu neuen urbanen Quartieren und Zentren. Die Revitalisierung oder Umnutzung von Industriebrachen und Hafenanlagen erscheint als eines der letzten großen Spielfelder für Stadtentwicklung im großen Rahmen. Zahlreiche internationale Wasserfrontprojekte zeigen eindrucksvoll die Breite und Fülle der Stadtentwicklung am Wasser.

Fraunhofer IRB Verlag

Der Fachverlag zum Planen und Bauen

Nobelstraße 12 · 70569 Stuttgart · www.baufachinformation.de

Hochwasserschutz und Denkmalpflege

Heiko Lieske | Erika Schmidt | Thomas Will



Heiko Lieske, Erika Schmidt, Thomas Will

Hochwasserschutz und Denkmalpflege

Fallbeispiele und Empfehlungen für die Praxis



Hochwasserschutz und Denkmalpflege

Fallbeispiele und Empfehlungen für die Praxis

Heiko Lieske, Erika Schmidt, Thomas Will
2012, 308 Seiten, zahlr. Abb. u. Karten, Geb.
ISBN 978-3-8167-8536-1

Hochwasserschutzbauten zählen zu den aufwendigen Bauvorhaben der öffentlichen Vorsorge. Als technische Großstrukturen verändern sie dauerhaft die Standorte, die sie schützen sollen. Dabei kommen sie häufig in Konflikt mit deren baulichen und landschaftlichen Qualitäten. Hochwasserschutz sollte deshalb über das wasserbauliche Ziel hinaus als komplexe Entwicklungsmaßnahme angegangen werden, bei der es auch um die Erhaltung kulturhistorischer Werte und siedlungsräumlicher Qualitäten geht.

Die Autoren geben einen Überblick über Formen des baulichen Hochwasserschutzes an Flüssen und zeigen die Auswirkungen auf Kulturdenkmale und historische Stadtbereiche auf. Die Darstellung der Einzelfälle mündet in Leitlinien zur Gestaltung der Planungs- und Entscheidungsprozesse sowie zur baulichen Integration von Hochwasserschutz und Denkmalpflege.

Fraunhofer IRB Verlag

Der Fachverlag zum Planen und Bauen

Nobelstraße 12 · 70569 Stuttgart · www.baufachinformation.de

Almut Jirku [Hrsg.]

StadtGrün

Aus Anlass des 100. Geburtstags des BDLA ist eine Neubestimmung von Grün in der Stadt im Hinblick auf die städtische Freiraumplanung wichtig, um daraus neue Arbeitsfelder abzuleiten und alte weiter zu entwickeln und so die Wirksamkeit der Landschaftsarchitektur zu befördern.

Auch wenn heute im Gegensatz zur Situation von vor 30 Jahren viel mehr Aufgabenfelder und Tätigkeiten im Repertoire der Landschaftsarchitekten zu finden sind, sich die Möglichkeiten für den Berufsstand erheblich verbessert haben, ihre Beteiligung bei allen Fragen der Planung weitgehend selbstverständlich ist und teilweise gesetzlich verankert wurde, ist es für den Berufsstand dennoch wichtig, die Diskussion immer wieder neu einzufordern: die Frage nach qualitätsvoller Gestaltung im aktuellen Kontext unter Berücksichtigung der ästhetischen, räumlichen, sozialen oder ökologischen Komponenten zu formulieren.

Die Planungsaufgaben werden vielfältiger, teilweise diametral verschieden, wenn wir einerseits in Wachstumsregionen die Frage einer qualitätsvollen und quantitativ verträglichen Verdichtung klären müssen oder andererseits in anderen Regionen die Frage des Rückbaus als Renaturierung von räumlichen Strukturen relevant ist.

Insgesamt prägen Freiräume in ihrer differenzierten Vielfalt entscheidend das Bild einer Stadt. Sie sind das tragende Gerüst des öffentlichen Raumes, in dem sich das städtische Leben abspielt. Sie bilden die Grundlage und den Rahmen, in dem Stadtkultur öffentlich sichtbar werden kann. Der öffentliche Raum wird zunehmend von den Bewohnerinnen und Bewohnern zurückerobert und als Bühne des städtischen Lebens genutzt. Daher sind innovative und dynamische Ansätze zur räumlichen Gestaltung und Nutzungsmöglichkeiten der Freiräume zu entwickeln.

47 Autoren haben eine Standortbestimmung der Freiraumplanung in der Stadt vorgenommen, in der versucht wird, das gesamte Aufgabenspektrum darzustellen. Ausgespart bleiben allerdings rechtliche und im engeren Sinne instrumentelle Aspekte der städtischen Grünplanung. Die Autorinnen und Autoren bieten dabei, auch in ihrer Zusammensetzung, ein breitgefächertes Angebot für die Zielgruppe dieses Fachbuches an: Landschaftsarchitekten und Landschaftsplaner, aber auch Architekten und Stadtplaner, Gärtner, Ökologen und Juristen, praktisch Tätige und Lehrende, Kommunikationswissenschaftler und Journalisten.

